Geogr. Ft.
o
43d
1

Malerische
Ansichten und Bemerkungen,
auf
einer Reise
durch

Holland, die Rheinlande, Baden, die Schweiz und Würtemberg.

Von

P. Rosenwall.

Erster Theil.

Mainz, 1818,

bei Florian Kupferberg.

BIBLIOTHEK
DES K: B: INFANT: REGTS:
FÜRST v: WREDE

BIBLIOTHECA
CIVICA
BABENHAUSENSIS.

Vorrede.

Unerwartete Vorfälle drängten sich verwirrend in die einfache Bahn meines Lebens, scheuchten mich vom heimathlichen Herde, und veranlaßten mich zu einer Reise durch Holland, Deutschland und die Schweiz. Was ich auf dieser Reise sah und genoß, berichtete ich einem Freunde, dessen liebevolle Anhänglichkeit mir eine Mittheilung meiner Beobachtungen und Ansichten zur Pflicht gemacht hatte, und so entstanden diese Briefe, die ohne Haß und Vorliebe geschrieben, das Ergebniß meiner Wahrnehmungen sind.

Das Reisen ist für den gebildeten Menschen so genußvoll, als nüzlich. Es vermehret seine Kenntnisse, erweitert seinen Ideenkreis, berichtigt seine Vorstellungen und bereichert sein Gedächtniß mit einer Welt voll Bildern, vermittelst deren er sich die Stunden der Einsamkeit verschönert, und die Tage der Trauer und des Schmerzes erträglich macht. Nur die Fremde macht uns die Heimath lieb.

Aber nicht Jeder kann dem Triebe folgen, der uns, besonders in den Jünglings- und ersten Mannesjahren mit so unwiderstehlicher Sehnsucht

nach der Ferne hinziehet; sehr viele sind durch ihre Verhältnisse an die vaterländische Scholle gebannet, und ihre Lage vergönnet ihnen nicht, den engen Kreis ihres Altagslebens für einige Zeit zu verlassen. Diesen ist es oft ein Genuß, den Reisenden wenigstens im Geiste zu begleiten, wenn er sich in Gottes schöner Natur ergehet, die Wunder der Schöpfung anstaunet, sich an den Gebilden der Kunst erfreuet, oder das Thun und Treiben der Menschen beobachtet. Für diese Gattung von Lesern wollte ich durch Herausgabe der gegenwärtigen Blätter einen kleinen Beitrag zur Unterhaltung liefern, und nach dieser Absicht bitte ich das, was ich leistete, zu beurtheilen.

Schließlich darf ich versichern, meiner Persönlichkeit keinen Einfluß auf mein Urtheil eingeräumt zu haben; wo ich lobte oder tadelte, that ich es nach meiner festen Ueberzeugung, und ich hoffe, man wird bei meinen Darstellungen Mäßigung und Liebe zur Wahrheit nicht vermissen. Sollte ich dennoch zuweilen den richtigen Gesichtspunkt verfehlt haben, so bitte ich, meinen Irrthum keiner unlautern Quelle zuzuschreiben, sondern dem allgemeinen Loose der Menschheit, nach welchem wir Alle Täuschungen unterworfen sind.

Frankfurt am Main, im Juli 1817.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Brief.

Seite

Einleitung. — Der Engländer. — Etwas aus der Familiengeschichte des Verfassers. — Erster Eindruk von Amsterdam. — Gewühl auf den Straßen. — Bettler. — Mäkler. — Juden. — Perüken. — Anspreeker. — Die drei Grachten. — Judenviertel. — Waarenreichthum. — Die Amstelbrükke. — Hohe Windmühle. — Schleusen. — See-Arsenal. — Linienschiffe. — Admiralität. — Sessionssaal. — Modelle. — Ostindisches Kompagniehaus. — Seeschule. — Börse. — Denkmal, dem Kaiser Alexander errichtet. — Kornbörse. — Das Innere eines amsterdammer Hauses. — Lebensweise der Holländer. — Die Tafel. — Die Frauen. — Oeffentliche Vergnügungen. — Holländisches Theater. — Ballette. — Italienisches und französisches Theater. — Konzerte. — Tanzparthien. — Nachthäuser. Winterkonzert im Badehause 1

Zweiter Brief.

Der Fischmarkt. — Ungewöhnlich große Seefische. — Die Ridderstraße, ehemaliger Wohnsiz der Seelenverkäufer. — Lebhaftigkeit im Hafen. — Fahrt auf dem Y. durch die Schiffe. — Brook. — Betrachtungen über die Bewohner dieses Orts. — Saardam. — Gewerbfleiß. — Das Haus Peter des Großen. — Gasthof in Saardam. — Rükfahrt nach Amsterdam. 44

Dritter Brief.

Das holländische Museum. — Umfang und Einrichtung desselben. — Beschreibung einiger Gemälde. — Baily. — Bertin. — Gerard Dou. — Brekelenkamp. — Corregio. — Rembrand. — Bartholo-

Seite

mäus van der Helst. — Van Dyck. — Johann van Eyck. — Holbein. — Zweifel gegen ein ihm zugeschriebenes Stük. — Poelenburg. — Adrian von Ostade. — Jan Steen. — Portraits. — Handzeichnungen. — Alterthümer. — Seltenheiten und historische Reliquien. — Dekkengemälde von Flink. — Urtheil über seine Manier. — Kunsttalent der Holländer, in den verschiedenen Zweigen der schönen Künste beleuchtet. 55

Vierter Brief.

Ueber den Karakter der Holländer. — Ursachen, wodurch er seine Richtung erhalten hat. — Ihre Handlungsart. — Ehrlichkeit. — Vorwurf des Geizes. — Vaterlandsliebe. — Ihr Benehmen bei dem Abschütteln des französischen Joches. — Rußlands und Englands Politik. — Ansicht der Niederländer über ihre Vereinigung mit Belgien. — Reise nach Harlem. — Geringschäzzige Meinung eines Holländers von dem Auslande. — Das harlemmer Meer. — Harlem. — Die Hauptkirche. — Die schönste Orgel in der Welt. — Denkmal. — Der Hoopsche Pallast. — Der Busch. — Holznuzzung der Holländer. — Leiden. — Studenten. — Erinnerungen aus der Vorzeit. — Haag. — Wiederfinden eines Bekannten. — Fischerei in Scheweningen. — Delft. — Andenken an Wilhelm den Ersten. — Rotterdam. . . 80

Fünfter Brief.

Rükblik in die Geschichte der vereinigten Niederlande. Frankreichs Politik und Ränke. — Ursache der leichten Eroberung Hollands. — Schändliches Verfahren Napoleons mit Schimmelpenning. — Hollands Erhebung zum Königreich. — Anekdote. — Vereinigung Hollands mit Frankreich. — Wirkungen davon. — Das Douanensystem und die Konscription. — Uebersicht des Verlustes der Niederlande. — Staatsschuld und Reichthum des Landes. — Blik in die Zukunft. 114

Sechster Brief.

Ausfall meiner Angelegenheiten. — Eindruk, den Napoleons Rükkehr auf die Einwohner von Amsterdam macht. — Ein Akt der strafenden Gerechtigkeit. —

Seite

Utrecht. — Reisegesellschaft. — Weg von Utrecht nach Arnheim. — Sonderbares Recht der Gastwirthe zu Arnheim. — Getreidehandel. — Der Kirmeß. — Die Hauptkirche. — Merkwürdige Grabmäler. — Das Spinn- und Arbeitshaus. 125

Siebenter Brief.

Nimwegen. — Der Hafen. — Promenade. — Weite Aussicht. — Römischer Tempel. — Kapelle. — Bettelei und schändliches Gewerbe der Kinder. — Das Rathhaus. — Der wakkere Landsmann. — Reisegesellschaft auf der Post. — Creveld. — Düsseldorf. — Wohlstand und Geldmangel. — Bildsäule. — Schöne Frauen. — Schöne Soldaten. — Der Hofgarten. 140

Achter Brief.

Fernere Bestimmung zur Reise. — Köln. — Verlegenheit wegen des Unterkommens. — Ansicht, Umfang und Größe der Stadt. — Der hohe Dom. — Ueber die mögliche Vollendung desselben. — Kapelle der heiligen drei Könige. — Vortreffliches Gemälde. Zufall, durch den es von den Franzosen übersehen wurde. — Die Gereonskirche. — Kirche der St. Ursula. — Das Rathhaus. — Besuch des Domes bei Abend. — Hochamt im Dom. — Deutz. — Theater in Köln. — Nächtliches Abentheuer. — Frömmigkeit und Bettelei. — Schilderung der Einwohner. — Der Reisegefährte. — Bonn. — Nonnenwerth. — Remagen. — Der Apollonarisberg. — Der preußische Offizier. — Andernach. — Koblenz. — Das Residenzschloß. — Thal Ehrenbreitenstein. — Ruinen der Festung. — Mineralquelle. — Die Karthause. Der Herrenhuter. 157

Neunter Brief.

Entzükkende Schönheit der Rheinufer. — Verschiedene Ansichten. — Rhense. — Boppard. — Armuth der Bewohner der Rheinufer. — St. Goar. — Rheinfels. — Goarshausen. — Wildes Felsenthal. — Der Lurleifelsen. — Oberwesel. — Wasserfahrt nach Kaub. — Die sieben Jungfrauen. — Die rheinländische Sagen. — Der Pfalzgrafenstein. — Kaub. —

Seite

Ansicht aus dieser Stadt. — Bacharach. — Stahleck. — Der Weinbau bei Bacharach. — Lorich. — Die Teufelsleiter. — Verfallene Heerstraße. — Bingen. — Der Morgen am Rhein. — Aussicht auf den Rheingau. — Mainz. — Bauart. Das Schloß. — Die Kirchen. — Die Bibliothek. — Wasserreise nach Bingen. — Der Mäusethurm. — Das Binger Loch. Weinberge bei Rüdesheim. — Aßmannshausen. — Der Niederwald. — Ansichten vom Belvedere und vom Säulentempel. — Der Abend. — Rükreise nach Mainz. 199

Zehnter Brief.

Wiesbaden. — Wirkungen des Bades. — Beschaffenheit der Quellen. — Die Stadt. — Der Kursaal. — Der neue Pallast. — Lage von Wiesbaden. — Besuch des Bades. — Spiel. — Theater. — Anekdote. Sänger Hübsch. — Sängerin Oestreich. — Humanität der Herzogin von Nassau. — Lebendige Gemälde. — Lesekabinet. — Sonnenberg. — Der Neroberg. — Der Geisberg. — Die Platte. — Schwalbach. — Schlangenbad. — Tischgesellschaft in Wiesbaden. — Ursache der Verlängerung meiner Reise. 236

Elfter Brief.

Hochheim. — Gegend zwischen Mainz und Frankfurt. — Frankfurt. — Wohlstand dieser Stadt. — Gegeuden um Frankfurt. — Gebäude. — Sitten und Karakter der Frankfurter. — Zanksucht der niedern Stände. — Die Sachsenhäusner. — Sittenverderbniß. — Vergnügungen. — Das Theater. — Das Casino. — Landparthien. — Wissenschaftliche Anstalten. — Die Stadtbibliothek. — Die Bibliothek zu St. Bartholomäus. — Privat- und Leihebibliotheken. — Das Museum. — Die Städelsche Gemäldesammlung. — Andere Kunstsammlungen. — Darmstadt. — Bauart. — Die Gemäldegalerie. — Das Kunstkabinet. — Die Naturaliensammlung. — Das Theater. . . 266

Erster Brief.

Einleitung. — Der Engländer. — Etwas aus der Familiengeschichte des Verfassers. — Erster Eindruk von Amsterdam. — Gewühl auf den Straßen. — Bettler. — Mäkler. — Juden. — Perükken. — Anspreeker. — Die drei Grachten. — Judenviertel. — Waarenreichthum. — Amstelbrükke. — Hohe Windmühle. — Schleusen. — Seearsenal. — Linienschiffe. — Admiralität. — Sessionssaal. — Modelle. — Ostindisches Kompagniehaus. — Seeschule. — Börse. — Denkmal, dem Kaiser Alexander errichtet. — Kornbörse. — Das Innere eines amsterdammer Hauses. — Lebensweise der Holländer. — Tafel. — Die Frauen. — Oeffentliche Vergnügungen. — Holländisches Theater. — Ballette. — Italienisches und französisches Theater. — Konzerte. — Tanzparthieen. — Nachthäuser. — Winterkonzert im Badehause.

Amsterdam im Februar 1815.

Du hast, mein Theurer, mir die Pflicht auferlegt, Dich mit dem, was ich auf meiner Reise sehe und erfahre, zu unterhalten, und gern erfülle ich Deinen Wunsch, da es für mich höchst angenehm ist, meine Gedanken und Empfindungen, und alles, was mich zu Lust und Schmerz bewegt, an ein

freundschaftliches Herz legen zu können; doch rechne ich dabei auf Deine Nachsicht. Nicht umständliche Beschreibungen, nicht kunstgerechte Urtheile, erwarte von mir; denn erstere sind bei der Menge von Reisebeschreibungen, die wir schon besizzen, überflüßig, zu leztern würden in vielen Fällen meine Kenntnisse nicht hinreichen. Auch sind mir, aufrichtig gestanden, die Reisenden zuwider, die überall mit Waage und Richtmaß in der Hand erscheinen, und alles ihrem Urtheil unterwerfen wollen: nur eine einfache Darstellung meiner Ansichten, eine ungekünstelte Erzählung der mir etwa zugestoßenen Begebenheiten, und hie und da eine anspruchlose Aeußerung meiner Meinungen über Gegenstände, die meine Aufmerksamkeit vorzüglich fesselten, dieses und nicht mehr darfst Du in meinen Briefen zu finden hoffen.

Von meiner Reise durch die Wüsten von Norddeutschland, kann ich Dir nichts Erhebliches melden, da die ermüdenden, einförmigen Umgebungen des Weges mir keinen Stoff zum Beobachten darboten, und die Schauer der Trennungsstunde von Dir, Du Guter! der mit wohlthätiger Hand das mißtönende Instrument meiner Seele wieder harmonisch stimmte, noch schmerzend meine kaum genesene Brust durchbebten; weshalb ich von den Gegenständen, die in meinem Gesichtskreise erschienen, nur schwach berühret wurde. Mir war es erwünscht, daß der finstere Engländer, der mein Reisegesell-

schafter während der zweitägigen Reise bis Bremen war, ein so ununterbrochenes Schweigen beobachtete, als hätte er in La Trappe Profeß gethan; meine Stimmung würde mir jede Unterhaltung lästig gemacht haben, daher wußte ich ihm für seine Stummheit Dank. Von Bremen ab hatte ich zwar einen unterhaltendern Gefährten, einen jungen, muntern Hamburger, der eine Brust voll Hoffnungen und reger Lebenslust nach Holland brachte, aber die Gegenden, die wir durchreiseten, hatten eine so langweilige Physionomie, daß ein größerer Vorrath von guter Laune dazu gehörte, als mir zu Gebote stand, um mit ihm zu sympathisiren; daher wir denn, wiewohl aus verschiedenen Gründen, mit Sehnsucht das Ziel unsrer Reise herbei wünschten. Statt Dich mit Klagen über schlechte Wege und prellende Wirthe zu langweilen, wozu mir dieser Abschnitt meiner Reise überreichen Stoff darbietet, will ich Dich mit einem originellen Zuge des schweigenden Engländers unterhalten.

Wir verließen Hamburg, wie Dir bekannt ist, bei ungewöhnlich starkem Frost, demohngeachtet war der Britte nur mit einem dünnen Frak bekleidet, und auch mit keinem andern Wärmemittel versehen. Meine Bemerkung über seine, für die winterliche Jahreszeit unpassende, Kleidung nahm er hin, ohne etwas darauf zu erwidern; aber bald zitterte er vor Frost, weshalb ich ihm einen übrigen Pelz darbot, den er schweigend annahm. Bei

dem ersten Mittagsessen machte er die Entdekkung, daß er kein Geld bei sich habe und winkte mir, für ihn zu bezahlen, doch ohne ein Wort dabei zu verlieren; auch überall, wo wir nächtigten oder etwas verzehrten, überließ er mir die Sorge, die Rechnung für ihn zu berichtigen. In Bremen verließ er mich, ohne Abschied und Entschuldigung, kam aber am andern Morgen zu mir, um mir die für ihn gemachten Auslagen zu erstatten, zählte schweigend das Geld auf den Tisch und entfernte sich — schweigend. Ich würde ihn für stumm gehalten haben, wenn mir nicht das Gegentheil bekannt gewesen wäre.

Wunderbar bewegt wurde ich, als sich Amsterdams Häusermasse, von der Sonne eines heitern Wintermorgens vergoldet, in der unermeßlichen Ebene vor meinen Blikken ausbreitete. Die Frage: welche Begebenheiten warten meiner dort? drängte sich mir mit einem furchtbaren Ernste auf, und drohend, wie eine Gewitterwolke, schien mir des Schikfals verhüllte Macht über jenen Zinnen zu schweben: denn hier wird das Loos meiner Zukunft bestimmt. In Kurzem muß es hier entschieden werden, ob ich als Besizzer eines ansehnlichen Vermögens, künftig vor jedem erdenklichen Mangel gesichert, ein sorgenfreies Leben werde führen können, oder ob ich, wenn ich mein gutes Recht nicht geltend machen kann, zu Entbehrungen gezwungen bin, die mich um so schmerzlicher treffen würden,

da ich sie nicht verschuldet habe. Der Gedanke daran erwekte in mir eine wehmüthige Stimmung, die überdem noch durch die Erinnerung an gewisse traurige Begebenheiten in meiner Familie neue Nahrung erhielt.

Von Amsterdam her kam schon so manches Unglük über meine Familie, die daher seit langer Zeit gewohnt ist, diese Stadt sich nur in einem unglüklichen Zusammenhange mit ihren Schiksalen zu denken, und dieser üble Eindruk hat sich auch auf mich vererbt. Mein Vater verlor hier einst ein großes Kapital; einer meiner Oheime, der mit Reichthümern beladen aus Westindien kam, verschwand hier mit seinem ganzen Vermögen, ohne eine Spur seines Daseyns zurük zu lassen, und der andre Bruder meiner Mutter starb in Amsterdam, in der Blüthe seiner Jahre; wobei er, was meiner theuren Mutter eine Quelle unzähliger Thränen wurde, das seltsame Schiksal hatte, zweimal bestattet zu werden. Man hielt ihn nämlich in einer Ohnmacht für todt, veranstaltete sein Begräbniß und da man schon im Begriff war, ihn einzusenken, erwachte er. Ein Brief meldete meinen Eltern sein Absterben, ein zweiter sein Erwachen und ein dritter, der nur einige Tage später eintraf, sein endliches Begräbniß. Man war, ohngeachtet der so eben erhaltenen schaudervollen Warnung, bei dem zweiten Begräbniß nicht weniger eilfertig zu Werke gegangen, als bei dem ersten. Den Verdacht, daß man meinen

Oheim gewaltsamer Weise in die Erde gebracht habe, konnte meine Mutter nie los werden und nahm den Kummer darüber, und über das unbegreifliche Verschwinden des andern Bruders, mit ins Grab. Alle diese unglüklichen Vorfälle vergegenwärtigten sich mir jezt und erregten in mir eine bange Ahnung, wegen des mir hier bevorstehenden Schiksals, die meine trübe Laune bis zum Mißmuth steigerte, der in einem schneidenden Gegensaz zu der lauten Freude meines Reisegefährten stand, bei dem der Anblik des stolzen Handelssizzes tausend frohe Hoffnungen kaufmännischen Glüks erwekte. Doch bald nahmen so viel neue Gegenstände unsre Aufmerksamkeit in Anspruch, daß wir, er seine Hoffnungen, ich meinen Trübsinn, darüber vergaßen.

Der erste Eindruk, den Amsterdam auf mich machte, war durchaus meinen Erwartungen nicht entsprechend; denn bei der Bauart der Stadt ist häufig schwer gegen den guten Geschmak gesündiget. Vor allem aber sehen die 15 bis 20 Fuß hohen, über die Dächer emporragenden, frazzenhaft verzierten Rauchfänge, mit ihren zahlreichen Armen und Nebenröhren, höchst abgeschmakt aus; die Straßen sind mit herumwandelnden Zerrbildern und mit Lumpengesindel angefüllt, und das Ausrufen der Viktualienhändler, das Knarren von Millionen Wetterfahnen auf den Rauchfängen und das unaufhörliche Geklingel der Glokkenspiele, bringt zusammen eine Kakophonie zum Rasendwerden

hervor. Doch als ich mein Unterkommen in einem prächtigen Gasthofe gefunden, und mir daselbst an einer lekkern Tafel gütlich gethan hatte, da erschien mir alles in einem vortheilhafteren Lichte und bald gewöhnte ich mich daran, bei dem vielen hier vorhandenen Schönen, die Gegenstände zu übersehen, die meinen Kunstsinn beleidigten.

Das Gewühl in den Straßen, besonders in dem Mittelpunkte der Stadt, auf dem Damm, neben der Börse, auf dem Eingel, auf dem Rokyn, in der Warmuthstraße, auf dem Vorburgwall, in der Kalverstraße, auf Cloveniers Burgwall und am Buttermarkt ist unbeschreiblich, und gewähret durch die vielen seltsamen Figuren, die sich unter dieser Menschenmenge befinden, einen höchst sonderbaren Anblik. Einen großen Theil dieser auf- und abwogenden Menge, machen Bettler, Mäkler und Juden aus, die in einer sehenswerthen Geflissenheit ihrem Verdienste nachgehen. Erstere forschen in den Gesichtern der Vorübergehenden nach einem Zuge von Gutmüthigkeit, und hemmen schnell ihren Gang, wo sie diese zu entdekken glauben, um den Mund zu einer Bitte zu öffnen. Die Mäkler laufen, als ob sie dem Tode entfliehen wollten; ihr Geist scheint eine Spazierreise über Feld zu machen, und nicht selten stoßen sie in ihrer Selbstvergessenheit mit Fremden, die von der Neuheit vieler auf den Straßen vorhandenen Gegenstände angezogen, den Weg außer Acht lassen, unsanft zusammen. Den

Juden siehet man zwar auch ihre Geschäftigkeit an, aber ihr lauersamer, unstäter Blik beweiset, daß sie stets bei sich sind, und alles bemerken, was in ihrer Nähe vorgehet. Zwischen diesen drei hier sehr zahlreichen Menschenklassen, deren Gesichter meistens einen sprechenden Ausdruk haben, schieben sich langsam, mit bedächtigem Schritt und ehrbarer Miene, wohlbeleibte, stattliche Männer in Schuhen und Strümpfen, die Häupter mit ehrwürdigen, hundertlokkigten Perükken gezieret. Amsterdam, von jeher liebreich alle Verbannte in seine gastlichen Mauern aufnehmend, hat auch den, von der Mode aus der ganzen übrigen Welt vertriebenen, Perükken, großmüthig eine Freistätte gegeben, und diese erfreuen sich hier einer ehrenvollen Existenz. Nur Hamburg, von einem ähnlichen Duldungsgeiste beseelt, vergönnet den überall geächteten Haarhauben noch ein Plätzchen auf den Häuptern seiner Senatoren und — reitender Diener; doch gegen Eine hamburger Perükke siehet man dreißig in Amsterdam. Mit diesen gravitätischen Perükkenträgern, deren zahlreiche Lokkenreihen mir immer wie die Nullen hinter der Nennzahl ihres baaren Kassenbestandes vorkommen, kontrastiren seltsam die von den Schwingen des Zephyrs getragenen Anspreeker. Diese „Schattenbilder eines Traumes" sind mir noch nirgends vorgekommen, wie hier; sie gehören zu Hollands National-Eigenthümlichkeiten und zu den ärgsten Zerrbildern, die ich je gesehen habe.

Die Obliegenheit dieser Leute ist es, Familienbegebenheiten, als: Verlobungen, Geburten und Todesfälle, gegen die Gebühr den Verwandten und Freunden der davon Betroffenen zu melden; und da die hiesigen Einwohner gewöhnlich sehr ausgebreitete Bekanntschaften haben, so ist ihr Geschäft von einem nicht geringen Umfange. Willst Du ein Bild von einem Anspreeker haben, so stelle Dir ein spindelbeiniges, wadenloses, klapperdürres, nur aus Haut und Knochen bestehendes, schwarzgekleidetes Gerippe vor, das mit einem Mäntelchen, wie es an manchen Orten die lutherischen Feldprediger tragen, und mit einem Hute, genau von der Form eines Rabenbohrers, gezieret ist. Von dem Hute wehet ein mehrere Ellen langer Flor, von dem Halse baumeln zwei Enden einer weißen Halsbinde bis auf den Magen herab, und in der weiß beschuheten Hand befindet sich eine große Papierrolle, auf der die Namen derer, denen eine Anzeige gemacht werden soll, geschrieben sind. In dem Gesichte dieser Schattengestalt ist kein Blutstropfen bemerkbar; sie siehet aus, wie der leibhaftige blasse Tod. Diese Figur denke Dir, nicht etwa schnell gehend, laufend; nein, schwebend, kaum mit den Füßen den Boden berührend, den Flor und die Halsbinde, gleich Schiffswimpeln, in der Luft wehend, die Hände ausgespreizt und, wie Windmühlenflügel, in beständiger Bewegung; denke Dir dies alles so ekkigt und abentheuerlich, wie Du kannst,

und Du hast eine Vorstellung von einem Anspreeker, den Du aber noch die „geflügelten Worte" seiner Meldung herwispern hören mußt, um den richtigen Begriff von der Winzigkeit eines solchen Wesens zu erhalten, das nie waget, auf der Kanalseite der Grachten zu gehen, um nicht von dem derben Niesen eines Schiffers in den Kanal gewehet zu werden. Noch gehören zu dieser Musterkarte des Straßengewimmels, die Nordholländerinnen mit ihrem lächerlichen Kopfpuz, mit einem Duzzend Röken über einander angethan, mit grün oder rothbestrumpften Füßen und mit spannhohen Absäzzen unter den Schuhen, und endlich die Dienstmädchen mit steifgestärkten, radförmigen Kopfzeugen und in hölzernen Pantoffeln. Soll das bunte Gemälde einer amsterdammer Straße aber vollständig seyn, so dürfen eine Menge zerlumpter, unverschämt zudringlicher Lotterieloos-Verkäufer und die von einem Pferde schnekkengleich fortbewegten Schleifkutschen nicht fehlen.

Ganz anders siehet es aber in der Stadtgegend aus, in der ausschließlich nur begüterte und vornehme Familien wohnen, nämlich auf der Herren-, Kaiser- und Prinzengracht. Diese drei Grachten umschreiben den ganzen Umfang der Stadt in drei gleichlaufenden, beinahe zirkelförmigen Bögen und sind jede über eine Stunde lang. Sie gehören ihrer Länge, Breite und der prächtigen Gebäude wegen, mit denen sie bebauet sind, unstreitig zu den schön-

sten Straßen europäischer Hauptstädte und haben an den, mit Quadern und Baksteinen ausgemauerten, mit Linden besezten und mit vielen, zum Theil zierlichen Brükken versehenen Kanälen, eine ganz eigenthümliche Zierde; aber sie sind verhältnißmäßig mit den andern Stadttheilen nicht lebhaft. Juden, Bettler, Lotterieloos-Verkäufer, Nordholländerinnen und Schleifkutschen verirren sich nur selten hieher; nur feinen Leuten, Livreen und Räderkutschen begegnet man hier, und alles trägt die Kennzeichen des unermeßlichen Reichthums an sich, der in diesen Pallästen seinen Siz hat. Für einen Kaufmann, der große Geschäfte macht, ist es eine Ehrensache, auf der Herren- oder Kaisers-Gracht ein Haus zu besizzen; schon auf der Prinzengracht, die den nächsten Rang nach den beiden erstgenannten behauptet, finden es viele Reiche nicht mehr für anständig genug, um daselbst zu wohnen.

Welch ein Abstand dagegen ist es von diesen drei Grachten zu dem Stadtviertel, in dem die Juden wohnen! Hier scheint aller Schmuz von ganz Amsterdam versammelt und man spüret es schon am Geruch, wenn man sich dieser Gegend nähert. Ein großes Gewühl herrscht auf den Straßen, aber beinahe ausschließlich nur von Juden; das Straßenpflaster ist unsauber, die Fenster dunkel oder zerbrochen, die Hausfluren mit einer Menge unordentlich übereinander geworfener Sachen bepakt,

und vor den Thüren stehen viele, Ekel erregende, Lebensmittel feil. Die Jodenbreestraat, die Hauptstraße dieses Viertels, ist ansehnlich genug und könnte eine Zierde der Stadt seyn, wenn sie nur reinlicher wäre; aber Sauberkeit ist nun einmal nicht der Fehler der Juden. Sie sind nicht blos auf dieses Quartier zum Wohnen beschränkt, sondern haben die Freiheit, in allen Theilen der Stadt ihre Wohnung zu nehmen; doch nur wenige der reichern Familien haben von dieser Befugniß Gebrauch gemacht, die mehresten bleiben aus alter Anhänglichkeit an die beliebte Unreinlichkeit beisammen.

In der Warmuthstraße und in der Kalverstraße, deren ich früher schon erwähnte, findet man einen Waarenreichthum aufgehäuft, der über jede Vorstellung gehet. Alles, was der menschliche Kunstfleiß aller Welttheile liefert, und was der Handel aus den entferntesten Erdtheilen herbei zu schaffen vermag, siehet man hier in einer so überreichen Fülle, so gewählt, so zierlich geordnet bei einander, daß das Auge von dem Beschauen ermüdet und das Gedächtniß die vielen zur Schau gestellten Gegenstände nicht zu fassen vermag. Der Kaufmann, der Künstler, der Gelehrte und der Millionär, der wegen der Anwendung seines Reichthums verlegen ist, jeder findet hier die Befriedigung seiner Wünsche, und frägt nicht leicht nach etwas vergebens. Schawls aus Kaschemire, Porzellan aus Japan,

lakirte Sachen aus China, sibirisches Pelzwerk, türkisches Rosenöl; aber auch ächte Antiken in Marmor und geschnittenen Steinen, italienische und niederländische Originalgemälde, seltene Kupferstiche, Prachtausgaben der Klassiker, Kunstkabinette im Ganzen und einzelne Stükke davon; mit einem Wort, was der menschliche Verstand je erdachte, und was der Fleiß des Menschen je ausführte, das ist hier aufgestellt und feil. Und um diese Kunstschäzze zu besehen, darf man nicht, wie es wohl an andern Orten erforderlich ist, die Miene eines Käufers annehmen; der unverdrossene Holländer zeiget die Waare oder Kunstsache, die ihm einmal feil ist, mit der größten Bereitwilligkeit, wenn er auch bestimmt vorher weiß, daß man nichts kaufet, denn er bringet das Bekanntwerden seiner Verkaufsartikel dabei in Anschlag.

Von den hiesigen Sehenswürdigkeiten nenne ich Dir zuerst die schöne Amstelbrükke, die, da sie etwas abgelegen liegt, von den mehresten Reisenden übersehen wird. Zwar stehet sie an Länge und an Lebhaftigkeit der berühmten dresdner Brükke nach, doch aber ist ihre Bauart kaum weniger schön und auch die Aussicht, die sie gewähret, ist ausnehmend reizend. Nach der Stadtseite zu, öffnet sich ein weiter Halbzirkel pallastartiger Gebäude, die sich um einen großen Wasserspiegel, den die Amstel in Vereinigung mit mehreren Kanälen bildet, herumziehen und die mit den vielen in dem Bekken auf-

und abfahrenden Fahrzeugen, und den zierlichen Thürmen, die sich in dem Hintergrunde emporheben, die Ansicht zu einem der schönsten optischen Gemälde machen. Von der andern Seite ergehet sich der Blik längs dem, mit prunkenden Landhäusern besezten, Amstelufer in eine zwar ebne, aber mit dem reichsten Schmukke einer hohen Fruchtbarkeit ausgestatteten Landschaft, die sich in einer unabsehbaren Ausdehnung ausbreitet. Fehlen hier gleich die Waldberge und die Rebenhügel, die man von der dresdner Brükke erblikt, so hat dagegen die Ansicht durch die freundlichen Landhöfe und die Menge von Gärten, und andern Nuz- und Lustanlagen einen eigenthümlichen Reiz. Ohnfern dieser Brükke ist eine über 120 Fuß hohe Windmühle, die sich wie eine Riesensäule schlank und zierlich in die Luft hebet, bemerkenswerth. Napoleon hat mit seiner zweiten Gemahlin sie bestiegen und die Aussicht ganz unvergleichlich gefunden; auch ich ziehe sie der von dem bei weitem höheren Süderthurme vor, denn hier ist der Gesichtskreis unbeschränkter, da die Mühle am äußersten Ende der Stadt liegt. Sehenswerth sind hier noch die aus Quadern aufgemauerten ungeheuern Schleusen, vermittelst deren die Gegend um Amsterdam unter Wasser gesezt werden kann. Sie werden auch zuweilen auf eine kurze Zeit verschlossen, wenn man der Reinigung wegen die Kanäle in der Stadt ablassen will.

Das Seearsenal glaubte ich nur von Außen besehen zu dürfen, da man mir gesagt hatte, den Fremden sey der Eintritt verboten. Dieß war aber nicht der Fall, man zeigte mir vielmehr alles mit vieler Artigkeit, bis auf das geringste Einzelne; nur kommen die Trinkgelder, da jeder Gegenstand durch einen besondern Aufseher gewiesen wird, ein wenig hoch zu stehen.

Die Menge des hier aufgehäuften Materials erregt Erstaunen, und mit Verwunderung wird man gewahr, wie viel dazu gehört, ein einziges Kriegsschiff auszurüsten. Es lag gerade ein bis auf die noch nicht gänzlich aufgebrachte Takelage vollständig fertiges Linienschiff von 80 Kanonen vor Anker, und ein anderes stand, seiner Beendigung nahe, noch auf dem Stapel. Beide bestieg ich, und ließ mich mit der Bauart und Einrichtung dieser Wasserpaläste bekannt machen, welches ein gefälliger Schiffsbeamte auf mein Bitten sehr bereitwillig that. Ein solcher Riesenbau ist ein Triumpf des menschlichen Verstandes. Welch eine genaue Berechnung, welche künstliche Verbindung gehöret dazu, die tausende von einzelnen Stükken so in einander zu fügen, um ein so festes und doch so leicht bewegliches Ganzes zu bilden, das, seiner Größe und der Lasten, die es trägt, ohngeachtet, den tobenden Wellen Widerstand zu leisten vermag, und doch dabei so lenkbar ist! Den Maaßstab der ungeheuern Höhe des auf dem Stapel stehenden

Schiffs erhielt ich dadurch, daß ich, als ich mich darauf befand, über das vier Stok hohe Admiralitätsgebäude wegsehen konnte. Unter dem vielen mir Neuen, was ich auf dem fertigen Schiffe sah, fiel mir ein Kämmerchen neben der Pulverkammer auf, das zu einem Aufenthalt für den Schiffsprediger bestimmt ist, während dem die Soldaten Pulver holen. Hier muß der arme Domine mit einer Laterne in der Hand sizzen und den arbeitenden Soldaten durch ein Fenster leuchten; er ist also bei einer etwanigen Entzündung des Pulvers dem gewissen Tode am nächsten.

Die artig verzierte Jacht des Prinzen von Oranien, nunmehrigen Königes der Niederlande, fesselte meine Aufmerksamkeit nicht sehr, denn auf dem Linienschiffe hatte ich die Zimmer des Befehlshabers von der nämlichen eleganten Einrichtung, doch von ungleich größeren Verhältnissen, gesehen. Sie enthält sechs kleine, mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehene Zimmer; doch sind die Möbeln und Verzierungen im Ganzen nicht prächtiger, als auf einem englischen Paketboote.

Der Sessionssaal der Admiralität enthält eine Menge eroberter Fahnen und Flaggen von allen seefahrenden Nationen, und ein herrliches Gemälde des Admirals de Ruiter. Die kräftigen Züge des schönen Gesichts drükken sprechend die Kühnheit und das Genie dieses unsterblichen Helden aus, dem, wenn er anders im Leben dem Bilde gleich sah,

die Natur sichtlich den Stempel der Größe auf die Stirne gedrükt hatte. Als etwas Karakteristisches in diesem Saale ist mir der Sessel des Erbstatthalters aus König Wilhelms Zeiten aufgefallen. Auf der Rüklehne dieses Sessels ist das holländische, auf dem Sizpolster aber das englische Wappen eingestikt. Diese unanständige Behandlung des englischen Wappens spricht deutlich die damalige Stimmung der Holländer und des Königs Wilhelm gegen England aus.

In mehreren Zimmern werden hier die sehr sauber gearbeiteten Modelle von Kriegesfahrzeugen, vom Kanonenboot an, bis zum Linienschiff von 100 Kanonen, und von allen möglichen Maschinen, die zur Reinigung der Häfen, zur Brechung des Eises und zum Transportiren der Kriegesschiffe über seichte Stellen der Häfen; wie auch die Modelle zu schwimmenden Batterien, Werfmaschinen und allen zur Schifffahrt, besonders aber zum Seekriege erforderlichen Werken und Geräthen aufbewahret. Alle diese Modelle sind nicht nur zierlich, nach einem vollkommen richtigen Maaßstabe, ausgearbeitet, sondern können auch Stükweise auseinander genommen werden, wodurch man die deutlichste Anschauung von der Bauart und der möglichen Wirkung der nach ihnen gebauten Fahrzeuge und Maschinen erhält. Wer nur ein wenig Lust, sich in dergleichen Sachen zu unterrichten, mitbringt, der kann sich hier mehrere Stunden lang auf eine

so angenehme als lehrreiche Art unterhalten; denn die Aufseher, die dieses alles vorzeigen, sind Muster von Artigkeit und gebildete Männer, denen es Vergnügen macht, eine umständliche Erklärung davon zu geben, sobald sie an dem Beschauer Wißbegierde spüren. Eine große Menge nautischer Reliquien, als Splitter von Admiralsschiffen, mit denen große Siege erfochten sind, Armatur- und Beutestükken u. dergl., besahe ich nur aus Gefälligkeit gegen den gutmüthigen Aufseher, der sie mir zeigte, und der darauf einen großen Werth zu sezzen schien; es ist durchaus nichts Merkwürdiges darunter.

Das Haus der ostindischen Kompagnie, das der westindischen, die vortrefflich eingerichtete Seeschule, und eine Menge anderer zur Beförderung des Handels und der Schifffahrt eingerichteter Anstalten, habe ich besucht, doch zweifle ich, ob meine Beschreibung von dem allen unterhaltend für Dich seyn würde; daher beschränke ich mich auf einige allgemeine Bemerkungen darüber. Das Magazin der ostindischen Kompagnie ist beinahe ganz leer, und wird von den Holländern selbst nur als ein Denkmal ihrer ehemaligen Größe angesehen. Für den Fremden ist es in so fern sehenswerth, als hier einige Seltenheiten aus Ostindien, die jedoch im Ganzen wenig bedeuten, und Gemälde von verschiedenen asiatischen Seehäfen, aufbewahret werden. Das Gebäude selbst imponiret durch seine

Größe, ist aber, wie beinahe alle öffentliche Gebäude in Amsterdam, ohne architikonischen Schmuk. Die Seeschule ist in die Augen fallend prächtig ausgestattet und, soviel ich beurtheilen kann, auch zwekmäßig eingerichtet. Die Seekadets haben ein freies, munteres Aussehen und einen Anstrich von Bildung, der sehr für diese Anstalt einnimmt. Sie scheinen mehr Freiheit zu genießen, wie die russischen, deren einzwängende Disziplin mir nie gefallen hat.

Die hiesige Börse, das große Triebrad der Thätigkeit von Millionen Menschen, die unerschöpfliche Quelle des Reichthums dieses Landes, wirst Du dem Rufe nach längst kennen. An den Gebäude selbst ist wenig zu sehen, desto mehr aber an denen, die es besuchen. Du findest hier in der Börsenstunde Menschen von beinahe allen Völkern der Erde versammelt, und willst Du Physionomien studiren, so ist vielleicht auf unserm Kontinente kein Ort, wo Du dies besser als hier könntest. Der übermüthige Geldstolz, der nimmersatte Geiz, der grämliche Neid, die Lauersamkeit des listigen Spekulanten, die Schadenfreude ränkevoller Bosheit, die düstre Sorge, die frohe Hoffnung und alle Leidenschaften, die die Brust des Menschen durchstürmen, sind so deutlich, so leserlich in den Gesichtszügen Vieler eingegraben, daß ihr Karakter nicht zu verkennen ist. Doch habe ich hier auch häufiger, wie es an andern Börsen der Fall war, Gesichter

bemerkt, die einem unbeschriebenen Blatt Papier glichen, und aus deren Zügen sich durchaus nichts entnehmen ließ. Vielleicht ist dieses eine Folge des Gleichmuths, der ein Hauptzug in dem Karakter der Holländer ist.

Ueber dem innern Eingange der Börse ist eine Marmortafel angebracht, auf der die Anwesenheit des Kaisers Alexander verewiget ist; auch nennt ihn die Inschrift den Befreier von Holland. Du kennest meine unbegrenzte Achtung für diesen Monarchen, und weißt, daß ich seinen Tugenden volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, Dir kann also nachstehende Bemerkung nicht ungerecht scheinen; ich glaube vielmehr, daß Du mir beipflichten wirst: Scheint es nicht, als wenn Europa nach neuen Ketten lüstern ist, und, der Fesseln einmal gewohnt, sich unter Rußlands Zepter beugen will? Es ist wahr, Rußland hat zuerst gezeigt, daß Bonaparte nicht unüberwindlich war, und hat in dem großen Freiheitskampfe wakker geholfen; aber thaten Spanien, Preußen, Oestreich und Deutschland etwa weniger? Rußland hat unstreitig auch viel geopfert, aber es war nicht, wie alle vorgenannten Länder, jahrelang methodisch ausgesogen und geplündert; es litt nur eine kurze Verheerung, und nachdem die Kälte ihm Bahn gemacht hatte, wie kräftig wurde es von Preußen, und späterhin auch von andern Mächten, unterstüzt! Warum denn nur immer Rußland nennen, wenn von Befreiung der Länder

die Rede ist? Mich dünkt, es ist bis zur Evidenz erwiesen, daß Rußland allein der französischen Macht in Deutschland zu widerstehen zu schwach war; es ist also eine ungerechte Zurüksezzung des tugendhaften Franz, des hochherzigen Friedrich Wilhelm, wenn man das nur allein Rußlands Monarchen zuschreibet, woran diese Fürsten so großen Antheil haben. Ich bin in Deutschland und Holland auf mehrere dergleichen Huldigungen Rußlands gestoßen, die ich für Kennzeichen halte, daß man sich mit dem Gedanken, einen Monarchen in Europa vorherrschend zu sehen, ziemlich befreundet, was mich natürlich zu der Folgerung führt: Rußland würde, wenn es Napoleons Beispiel nachahmen wollte, eben so dienstbeflissene Sklaven finden, wie jener Usurpator.

Außer der großen Börse, befindet sich in Amsterdam noch eine kleinere, sogenannte Kornbörse, auf der sich allein die Getreidehändler einfinden. Sie ist ganz in derselben Form gebaut, wie die eigentliche Börse, nur von kleinerem Umfange und wird gegenwärtig gar nicht besucht, weil der Kornhandel seit mehreren Jahren beinahe ganz aufgehöret hat.

Der Bequemlichkeit wegen werden viele kaufmännische Geschäfte auf den Kaffeehäusern abgemacht, die deshalb einen zahlreichen Besuch haben, demohngeachtet aber weder prächtig, noch bequem eingerichtet sind. Nur das deutsche Kaffeehaus

auf dem Damm, zeichnet sich vortheilhaft in dieser Hinsicht aus, doch wird das französische bei weitem mehr besucht, weil es der immerwährende Aufenthalt der Wechselsensale ist, die man hier zu jeder Tageszeit antreffen kann.

Jezt will ich Dich in das Innere eines anständigen amsterdammer Hauses führen, damit Du die Einrichtung desselben kennen lernest. Die eigentliche große Hausthüre, zu der eine hohe Treppe von Granit oder von polirtem Basalt führet, finden wir verschlossen, denn sie wird nur bei großen Festlichkeiten und bei Zeremonienbesuchen geöffnet; wir steigen also durch eine kleine, unter oder neben der Treppe befindlichen Thüre, einige Stufen hinunter, in das Kellergeschoß. Der Fußboden ist mit weißem, blaugeäderten Marmor getäfelt und mit Dekken belegt; auch die Seitenwände sind von Marmor. In diesem Geschoß ist das Komptoir, die Küche, die Speisekammer und noch ein paar Zimmerchen; eines für den Hausherren, das andre für die Frau, damit sie während der Geschäftsstunden stets bei der Hand sind. Das eigentliche Haus wird also nie von Personen betreten, die nur in Geschäften kommen, und kann daher um so eher sauber erhalten werden. Doch da wir nicht in Geschäften kommen, so führt uns der artige Wirth die zierliche, mit einem Teppich belegte, Marmortreppe hinauf, um uns seine häusliche Einrichtung zu zeigen. Den ersten Stok nehmen die Besuch-

zimmer ein; in einem davon aber versammelt sich die Familie zum Essen und nach vollbrachtem Tagewerk. Du siehest hier eine Pracht, die Du bei einem einfachen Privatmann nicht vermuthen sollest; getäfelte Fußböden, mit kostbaren brüssler Teppichen belegt, reiche Wandtapeten, sehr theure aus dem Vollen gearbeitete Möbeln, vorzüglich aber prächtige Kamine und sehr große Spiegel, fehlen in keinem Zimmer; mehr aber, als durch diesen Puz, werden sie durch vortreffliche Gemälde und durch große Gefäße von japanischem Porzellan gezieret. Jedes einzelne dieser Stükke kostet mehrere Hunderte, ja oft Tausende, und der Schmuk eines einzigen Zimmers ist ein bedeutendes Kapital werth. Wir begeben uns in den zweiten Stok, und hier kommen wir in das Heiligthum des Hauses, das der Besizzer nur seinen Freunden öffnet; denn hier ist es, wo er sich seines Reichthums freuet und ihn als ein Weiser, jedoch oft auch mit ein wenig zu viel Selbstsucht genießet. Hier findest Du die eigentlichen Hauptstükke seiner Gemäldesammlung; Meisterstükke von Dyk, Dou, Denner, Myris, Ostade, Potter, Poelemburg, Rembrand, Wouwermann, strahlen Dir entgegen; vielleicht sehen wir auch ein Naturalienkabinet, eine Münzensammlung, seltne Kupferstiche, englische, französische und holländische Prachtausgaben der Reisebeschreiber und Naturforscher, und andre Kunstsammlungen, je nachdem die Lieb-

haberei des Besizzers sich für Eines oder das Andre entscheidet. Du staunest, hier Sachen zu finden, die man nur in den Kabinetten der Fürsten zu sehen gewohnt ist, aber Du mußt wissen, daß der Besizzer dieser Sammlungen auch ein fürstliches Vermögen besizzet, und bei seiner übrigens mäßigen Lebensweise kein Geld schonet, wenn es darauf ankommt, eine Liebhaberei zu befriedigen.

Aber was sollen diese unansehnlichen Kisten mitten unter solchen Prachtstükken? sind vielleicht neue Kunstsachen angekommen? Keinesweges, es ist japanisches Porzellan darin, vielleicht schon vor 80 oder 90 Jahren von dem Großvater des gegenwärtigen Besizzers verschrieben, und noch nie besehen. Der jezzige Eigenthümer weiß weiter nichts davon, als daß es seinen Ahnherren, laut einer alten Faktura, so viel hundert Pfund flämisch kostet und ist nicht im mindesten neugierig, es zu sehen; zufrieden aus dem Preise es zu wissen, daß sehr seltene Stükke darin seyn müssen. Ich habe mir diese Sonderbarkeit nie erklären können und würde sie nie geglaubet haben, wenn ich die Kisten nicht selbst gesehen hätte, die im Jahr 1730 aus Japan hier angekommen sind und seit der Zeit noch nicht geöffnet wurden. Es ist dieses ein Gegenstük zu den theuren Tulpenzwiebeln, die man einst auch kaufte, ohne je eine Blüte davon zu sehen. Noch bleiben der dritte und vierte Stok übrig, die wir natürlich nicht besehen können, weil in dem ersteren

sich die Schlafzimmer und Wohnzimmer der übrigen Familie, im lezteren aber die Vorrathsgeläſſe und die Geſindeſtuben befinden. So ſind mit geringen Abweichungen alle wohlhabende Amſterdammer eingerichtet; nur in einigen neueren Häuſern und in denen, wo offne Laden eingerichtet ſind, fällt das Kellergeſchoß weg. Die Bauart der Häuſer unterſcheidet ſich darin von der unſrigen, daß ſie ſchmale und hohe Thüren, über alles Verhältniß breite und hohe Fenſter, und in den Zimmern keine Gypsdekken haben, die vielleicht der naſſen Witterung und des öfteren Waſchens wegen nicht anwendbar ſind.

Von der Lebensweiſe der Holländer werde ich wenig Neues ſagen können; denn theils ſtimmt ſie, der Hauptſache nach, mit der der übrigen Völker überein, theils ſind die Abweichungen davon oft genug geſchildert worden; und überdem fällt mein Aufenthalt in die Wintermonate, wo die hieſigen Einwohner ihren Hauptgenuß, das Leben auf den Landhäuſern, entbehren müſſen; und in eine Zeit, wo alle Verhältniſſe aus ihren Fugen geriſſen ſind. Doch kann ich dieſen wichtigen Gegenſtand nicht ganz unberührt laſſen, weil er in zu genauen Beziehungen mit meinem hieſigen Aufenthalt ſtehet; ich will Dir daher auf die Gefahr, mir den Vorwurf der Oberflächlichkeit zuzuziehen, das, was mir für Dich des Aufzeichnens werth ſchien, mittheilen.

Thätigkeit iſt dem Holländer ſo ſehr zur andern Natur geworden, daß ſeine ganze Lebensweiſe dar-

auf Bezug hat. Müßiggänger, Leute, die mit ihrer Zeit nichts anzufangen wissen, sind hier wahre Seltenheiten; Jeder hat sich einen solchen Geschäftskreis gebildet, der die Tagesstunden ausfüllet, deshalb ist das Visitengeben hier nicht Mode. Will man sich sprechen, so sucht man die Gelegenheit dazu an der Börse, oder auf einem Kaffeehause, wohin beinahe jeder Geschäftsmann in der Regel täglich auf ein paar Augenblikke des Vormittags geht, und dort seine Freunde, mit denen er etwas abzumachen hat, erwartet oder aufsuchet. Das Theetrinken und Tabakrauchen, keinesweges nur ein freiwilliger Genuß, sondern des Klimas und des gänzlich fehlenden Trinkwassers wegen, strenge Nothwendigkeit, fängt des Morgens mit dem Aufstehen an und währet, beinahe ununterbrochen, bis zur Börsenzeit fort. Auch während der Viertelstunde, die man auf dem Kaffeehause zubringt, wird geraucht und Thee getrunken. Um vier Uhr ist die Börsenzeit geendet, dann wird zu Mittag gegessen; und nun erst erlaubt es der Anstand, bei einem Geschäftsmann — und wer wäre dieß hier nicht? — Besuche abzustatten.

Die holländische Tafel ist gewissermaßen verrufen, weil die niederländische Kochkunst so sehr von der französischen und deutschen abweicht; ist man aber einmal daran gewöhnt, so ziehet man sie gewiß jeder andern vor. Was Franzosen und Deutsche gleich stark tadeln, sind die dünnen Sup-

pen; diese sind in der That mager und fade, dagegen hat man aber hier häufig die Schildkrötensuppen, die wirklich lekker sind. Frische Seefische sind täglich auf jeder guten Tafel vorhanden; eben so auch die mannigfaltigsten und schönsten Gartengewächse, gewöhnlich aber nur in Wasser gekocht, wobei eine Tunke von zerlassener Butter gegeben wird. Ausgesucht gutes Fleisch und ein reichlich besezter Nachtisch aus den Früchten aller Zonen bestehend, ist ein unbestrittener Vorzug der holländischen Tafeln. Die Speisen der Holländer sind gewöhnlich schwach gewürzt, auch lieben sie weder Ragouts, noch Freekassees, noch die zusammengesezten und pikanten Brühen, dafür aber sind die Urstoffe ihrer Speisen von vortrefflicher Beschaffenheit und werden mit einer, den französischen Köchen ganz unbekannten Sorgfalt bereitet.

Von förmlichen Gabelfrühstükken weiß man hier nichts; wer nicht bis zur Mittagszeit mit leerem Magen ausdauern kann, der genießet, ohne alle Umstände, ein paar Bissen kalter Küche, gewöhnlicher aber, nur etwas Brod und Wein, und gehet dann wieder an seine Arbeit. Erfordert es die Höflichkeit, des Vormittags einen Fremden zu empfangen, so wird dieser blos mit Wein und Tabak aufgenommen. Daß unter diesen Umständen Jeder einen guten Appetit zur Tafel bringt, läßt sich leicht denken, der ist denn aber auch so unbegrenzt, daß man, ihn zu befriedigen, ungeheure

Massen von Speisen auffezzet, die mit einem Heißhunger und mit einer Eile verschlungen werden, wovon Du keine Vorstellung hast. Diesem Vielessen auf einmal, schreibe ich die vielen Hängebäuche zu, die man unter den Holländern antrifft. Abendtafeln sind nur in wenigen Familien gebräuchlich; man begnügt sich mit einiger kalter Küche, oder gehet auf einige Minuten in ein Nachthaus, um eine kleine Kollation zu genießen. Familienzirkel, bei denen aber nicht geschmauset wird, sind hier sehr beliebt; man versammelt sich nach vollbrachten Geschäften, trinket eine Schale Thee und verplaudert ein paar Stündchen am Kamin. Große Gesellschaften und glänzende Gastmähler sind verhältnißmäßig hier selten.

Die Frauen leben, soviel ich bemerkt habe, hier weit einheimischer, wie in Deutschland, und scheinen einen entschiedenen Hang zur Häuslichkeit zu haben. Obgleich sie weniger Scheu, wie die unsrigen, vor dem Tabaksdampf haben, so werden sie doch oft genug aus der Männergesellschaft fortgeräuchert; denn ohne Tabak behilft man sich hier nun einmal nicht, dagegen sehnet man sich nicht besonders nach einer Unterhaltung mit Frauenzimmern. Eine von den Ursachen, warum in Holland beide Geschlechter in einer größeren Entfernung von einander, wie in andern Ländern, leben, sind die Wärmemittel. Für den Mann wäre es unpassend, ein Feuerstübchen zwischen die Füße zu neh-

men, dagegen können sich die Frauen, ihrer langen Kleidung wegen, dem Kamine nicht wohl nahen; dieses bringt eine Absonderung hervor, die auf den gesellschaftlichen Umgang Einfluß hat.

Förmliche Trinkgesellschaften, wie sie in Deutschland und England Sitte sind, habe ich hier nicht bemerkt; man schränkt sich bei dem Trinken auf den nöthigen Bedarf ein, und die Tabakspfeife ist das allgemeine Mittel, die Pausen in der Unterhaltung auszufüllen. Die hiesige Lebensweise ist also, wie Du siehest, ein wenig einförmiger, wie bei uns, doch finde ich dieses nicht tadelnswerth, denn man gewinnet dabei an Gemüthsruhe und Gesundheit. Zwar finden auch, wie natürlich, viele Ausnahmen und Abstufungen statt, aber im Ganzen bleibt Regelmäßigkeit ein Hauptzug der Holländer, und beruhet auf dem lobenswerthen Grundsaz: daß jede Tagesstunde ihre angewiesene Arbeit haben müsse. Du könntest aber fragen: was denn die Frauen mit ihrer Zeit anfangen? Diese, mein Freund, haben alle Hände voll zu thun. Die bis zum äußersten getriebene Sauberkeit, die in dem Hause nothwendig und allgemein herrschend ist, erfordert eine zeitraubende Aufsicht auf das Gesinde; der Haushalt ist, der prunkvollen Einrichtung wegen, weitläuftig, und die Holländerinnen sind noch, der Mehrzahl nach, Hausmütter im vollen Sinne des Worts, die die Erziehung ihrer Kinder und die Aufsicht über Küche und Keller und alles, was zur weib-

lichen Wirthschaft gehört, für ihre unerläßliche Pflicht halten. Sind noch keine Kinder vorhanden, oder hat die Frau das Matronenalter erreicht, so hilft sie oft dem Manne im Komptoir, was auch zuweilen wohl die erwachsnen Töchter thun. Zwar rümpfen Modedamen die Nase darüber, aber ich habe mehr als eine Familie kennen lernen, in der Frau und Töchter auf dem Komptoir arbeiten; und im Stande es zu thun sind die mehresten, denn bei dem weiblichen Unterricht wird strenge darauf gehalten, daß die Töchter fertig Rechnen, Schreiben und den kaufmännischen Geschäftsgang, in so fern er vom Komptoir aus getrieben wird, lernen. Auch die Andachtsübungen füllen hier einige Zeit aus; man besucht nicht nur regelmäßig die Kirchen, sondern man lieset auch täglich zu einer festgesezten Zeit einige Kapitel in der Bibel und andre Erbauungsschriften, und Frauenzimmer von der feinsten Bildung sprechen von dem täglichen Gebete, als von einer Handlung, die sich bei jedem vernünftigen Menschen von selbst versteht. Auch ohne zu einer von den frömmelnden Sekten zu gehören, sind die Frauenzimmer hier allgemein sehr religiös, und eine gegen die Religion geäußerte Gleichgültigkeit, wird mit allgemeiner Verachtung bestraft. Ich halte mein Urtheil über diese vorherrschende Neigung des zweiten Geschlechts zur Frömmigkeit zurük, doch kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß die häuslichen Tugenden in Holland bei den Frauen

weniger selten, wie in Deutschland, sind, welches doch wohl in einem Bezuge mit ihrer Religiosität zu stehen scheinet.

Da die öffentlichen Vergnügungen mit der Lebensweise der Bewohner einer Stadt im genauen Zusammenhange stehen, so will ich bei dieser Gelegenheit Dich mit den hiesigen Belustigungen, in so weit ich sie kennen gelernt habe, bekannt machen und fange, wie billig, mit den Theater, als dem Hauptzeitvertreibe, an.

Amsterdam hat zur Zeit drei öffentliche Theater, ein holländisches, ein französisches und ein italienisches. Eine deutsche Schauspielergesellschaft, und eine von deutschen Juden, die, was erbaulich anzuhören gewesen seyn muß, auch sogar Opern aufführte, sind eingegangen, da während der französischen Herrschaft wenig Deutsche nach Amsterdam kamen, und auch den Kindern Israels alle Lust zum Lachen verging.

Dir wird es bekannt seyn, daß das holländische Theater, welches früher auf der Kaisersgracht stand, im Jahr 1772 bis auf den Grund abbrannte, bei welcher Gelegenheit über hundert Personen in den Flammen umkamen. Schwer läßt es sich also erklären, und schwerer noch entschuldigen, warum man das Theater wiederum von Holz gebauet hat? Sparsamkeit ist sonst in dergleichen Fällen der Fehler der Holländer nicht, und hier gab noch dazu ein so höchst trauriger Vorfall die Erinnerung, es

so feuerfest als möglich zu bauen. Es finden sich in den menschlichen Handlungen häufig Widersprüche, die man nicht erklären, nur bedauern kann; und dieser Bau ist ein solcher. Die Bauart des Hauses nimmt sich übrigens recht artig aus; die Wände sind mit einem Gypsanwurf überzogen, mit Pilastern verzieret und das Ganze hat einen leichten, heitern Styl. Es liegt an dem äußersten Ende der Stadt, an dem leidner Thor; daher müssen Viele, die auf der entgegengesezten Seite wohnen, auf den Besuch des Schauspiels Verzicht leisten, wenn sie nicht im Besiz eines Wagens sind.

Das Innere des Theaters ist so geschmakvoll, als prächtig verzieret, und giebt darin den vorzüglichsten deutschen Schauspielhäusern nichts nach. Die Malerei ist weiß mit Gold; die reich geschmükte königliche Loge mit rothem und grünem Sammet drappiret, und der Plafond mit prächtigem vergoldeten Laubwerk verzieret. Das Proszenium wird von braunen gekuppelten, kanelirten, korinthischen Säulen gebildet, neben denen die Bildsäulen Thaliens und Melpomenens stehen; es giebt dem Ganzen eine passende Würde. Was die Szenereien betrifft, so erinnere ich mich nicht, sie je besser oder auch nur so gut, wie diese, gemalet gesehen zu haben, und die Verwandlungen gehen mit einer rühmenswerthen Genauigkeit von Statten. Dagegen ist aber das Orchester bis zum Erbarmen schlecht, und beweiset die geringe Theilnahme der

Holländer für die Musik, die sie unter allen schönen Künsten am wenigsten lieben und treiben.

Nun etwas von den Darstellungen. Für die holländischen Schauspieler giebt es keine so glänzende Aussichten, wie für die englischen, deutschen und französischen; denn es bestehen in ganz Holland nur etwa drei Schauspielergesellschaften, und haben diese ihre Rollenfächer hinreichend besezt, so ist für den mimischen Künstler keine Aussicht vorhanden, unterzukommen. Daher widmen sich nur wenige der Schauspielkunst, und es wäre kein Wunder, wenn, unter diesen Umständen, die Darstellungen nur schlecht ausfielen; dennoch muß ich gestehen, daß man das Mögliche leistet und wenn ich zu tadeln gezwungen bin, so gilt dieses mehr der Schule, als den Künstlern. Man hat sich nämlich nach französischen Mustern gebildet, und da diese den Holländern, die sich in Denkart, Sitten, Haltung und Manieren mehr den Deutschen nähern, unerreichbar bleiben, so können die Darstellungen nicht anders, als mißlungen ausfallen. Dieß glauben aber die Amsterdammer nicht, denn wenn der Schauspieler seine Rolle recht unnatürlich nimmt, wenn er sie verzerrt, verrenkt und zerreißt, dann erhält er einen allgemeinen und rauschenden Beifall, weil man die Schauspielkunst in rohen Ausbrüchen physischer Kraft, wie sie bei keinem Menschen im Leben und Handeln jemals anzutreffen sind, sezzet. Der Schauspieler tobt, stürmt, wüthet, wiehert

und brüllt; die Schauspielerin jammert, winselt, wimmert und kreischet; beide zermartern sich so, daß ihnen Sprache und Odem ausgehen, und die Zuschauer sind entzükt von der vortrefflichen Darstellung. Es kann dieses wohl nicht anders seyn, da sie die Geziertheit der Franzosen nachahmen, ohne deren Gelenkheit zu besizzen, die allein ihre Unnatur erträglich macht. Die holländische Melpomene gehet nicht auf dem Kothurn, sondern auf Stelzen. Die Kleidung der Schauspielerinnen ist, nach Landesgewohnheit, mehr auf die Wärme, als auf die gefällige Form berechnet; daher haben selbst die Liebhaberinnen den Umfang von beleibten Matronen, wozu die französisch seyn sollende Geschrobenheit eine gar seltsame Wirkung macht. Der Sprache fehlet, wegen Häufung der Vokale, der tragische Ausdruk, und so ist denn ein holländisches Trauerspiel eine höchst komische Sache. Die Neigung der Niederländer entscheidet sich aber vorherrschend für die Trauerspiele, und in Ermanglung neuer Stükke, tragiren sie zuweilen auch Lustspiele. Die weinerlichen Lustspiele, oder sogenannten rührenden Schauspiele, machen hier ein großes Glük; Kotzebues Menschenhaß und Reue ist ein Hauptstük der amsterdammer Bühne, und ähnliche Thränenpressen haben hier entschiedenen Beifall. Zu dem Feinkomischen fehlet den holländischen Schauspielern der richtige Takt; alle Szenen dieser Gattung werden von ihnen vergriffen und entweder zur Posse

herabgezogen, oder kalt und geistlos hergebetet. Dagegen sind niedrigkomische Rollen ein Fach, worin sie glänzen, und ich stehe nicht an, ihnen darin den Vorzug vor der Mehrzahl unsrer deutschen Komiker zu geben. Einen betrogenen Alten, einen Dümmling, einen unbeholfenen Hanns Taps, kann man unmöglich mit allen Eigenthümlichkeiten richtiger aufgefaßt und treuer dargestellt sehen, als auf der hiesigen Bühne. Eine jede Szene, in der ein solcher Karakter vorkömmt, ist mir ein wahrer Genuß und ich bedaure nur, daß man wegen der läppischen Trauerspiele so selten dergleichen Stükke giebt.

Von dem, was ich so eben über die Unnatur des Spieles der hiesigen Schauspieler gesagt habe, muß ich aber Einen, Namens Majowski, ausnehmen, der, wie auch der Geschmak verschieden seyn mag, von Deutschen, wie von Holländern, mit Recht als ein vorzüglicher Künstler geschäzt wird. Dieser Mann weiß, ohne in die Fehler seiner Kunstgenossen zu verfallen, das Publikum durch seine Darstellungen vollkommen zu befriedigen, und über sein Spiel herrscht nur Eine Stimme, die es als höchst gelungen rühmt. Er ist auf der Bühne vollkommen zu Hause, überschreitet nie die Grenzlinie des Anstandes und entwikkelt in seinen Rollen eine unerschöpfliche Fülle von komischer Laune.

Die Holländer haben nur wenig neuere Theaterstükke, die mehresten von denen, die aufgeführt

werden, sind aus dem Deutschen und aus dem Französischen übersezt; die englischen Stükke werden weniger benuzt. Die wenigen holländischen Originale, die ich habe aufführen sehen, sind alle sehr genau auf die drei aristotelischen Einheiten beschränkt, und also auch hierin scheinen die Franzosen von den Holländern zum Muster genommen worden zu seyn, obwohl ihr berühmtes, altes National-Trauerspiel, Gieselbrecht von Amstel, darin eine Ausnahme macht. Opern werden auf der holländischen Bühne nicht gegeben; doch machte man während meiner Anwesenheit Versuche, Arien in Lustspielen einzulegen, um, wie man sagt, das Publikum auf die Opern, die man künftig zu geben gedenket, vorzubereiten; aber sie wurden zum Erbarmen vorgetragen.

Die Ballette, die jedesmal nach dem Schauspiel gegeben werden, sind ganz vorzüglich und dürfen, meiner Meinung nach, mit denen in Petersburg wetteifern; in Deutschland hat man sicher keine, die mit diesen verglichen werden können. Garderobe, Szenereien, Verwandlungen und Tänzer, sind gleich vortrefflich, und entsprechen selbst den eigensinnigsten Kunstforderungen. Da die Holländer sonst als die schlechtesten Tänzer von der Welt bekannt sind, so ist die ausgezeichnete Vortrefflichkeit des Balletts, bei dem sich nur Landeskinder thätig zeigen, um so mehr zu bewundern. Von dem Reichthum der Garderobe habe ich auffallende

Beispiele gesehen; und unter andern eines, wo gegen vierzig Tänzer und Statisten in reichgestikten Sammet gekleidet waren, und dreimal in veränderter Kleidung, die aus dem erwähnten kostbaren Stoffe bestand, erschienen. Von der Kunst des Maschinenmeisters gab mir das pantomimische Ballett, Harlekin als Liebhaber, einen Beweis; hier sahe ich über fünfzig Verwandlungen, die so rasch und genau von Statten gingen, daß sie an Zauberei zu grenzen schienen.

Die Nationalität der Holländer spricht sich auch bei dem Besuch des Theaters deutlich aus, und scheint mir einer Erwähnung werth. Auf dem Parterre, hier Back genannt, kann sich jeder für zwei Stüber einen Siz miethen, daher Niemand einem etwas spät kommenden Frauenzimmer seinen Siz einräumet. Den Frauenzimmern werden auf Verlangen Feuerstübchen untergeschoben, und in den Zwischenakten wird eine so ungeheure Menge Thee getrunken, daß gewiß mehrere Stükfässer Wasser dazu erforderlich sind. Noch muß ich einer guten Einrichtung gedenken, die bei dem hiesigen Theater statt findet. Bei der Kasse sind die Stükke, die an dem Abende aufgeführet werden, jedesmal für einen sehr billigen Preis gedrukt zu haben, und beinahe jeder Zuschauer kauft sich ein Exemplar. Kommt man spät ins Theater, oder spricht der Schauspieler unverständlich — hier wohl ein seltner Fall — so kann man mit Hilfe des Buchs leicht den Zusammenhang herstellen.

Von den beiden andern Theatern kann ich Dir nur wenig sagen, da ich sie selten besuchte, und sich von ihnen auch wirklich wenig sagen läßt. In dem italienischen Theater werden, soviel mir bekannt ist, ausschließlich nur Opern gegeben, die zwar recht artig aufgeführet werden, sich aber doch nur selten über das Mittelmäßige erheben. Für den Musikfreund ist in Amsterdam die italienische Oper beinahe die einzige Gelegenheit, ein vollständiges Orchester und einen guten Gesang zu hören; daher ist man auch mit mäßigen Leistungen zufrieden, und wer seine Forderungen nicht zu hoch spannt, der kann sich allerdings recht gut darin unterhalten. Das Theater ist nicht groß, aber geschmakvoll eingerichtet, und wird nur allein von Personen aus der gebildeten Klasse besucht. Es ist auf Aktien erbauet, und mehrere reiche Familien, bei denen die Neigung zur Musik vorherrschend ist, machen jährlich bedeutende Zuschüsse zur Kasse, um es zu erhalten, da es von dem Legegeld allein nicht bestehen kann.

Das französische Theater wird von den Fremden mehr, als von den Holländern, besucht. Es ist anständig verzieret und die Gesellschaft ist nicht schlecht zu nennen; vorzüglich, was die Darstellung der Lustspiele betrifft. Für den, der der holländischen Sprache nicht mächtig ist, bleibet das französische Theater die beste Unterhaltung für müßige Abendstunden; denn man erträgt im französischen

Schauspiel Mittelmäßigkeit noch am ersten; auch sinken französische Schauspieler in ihrer Mittelmäßigkeit nie so tief, daß sie unausstehlich werden.

Die Konzerte sind in Amsterdam nicht glänzend, und mit denen in Berlin, Wien, Dresden oder Hamburg durchaus in keinen Vergleich zu bringen. Musik ist nicht die Liebhaberei der Holländer; sie wenden wenig darauf und ein Tonkünstler kann in Amsterdam nie sein Glük machen, weil der große Haufe die Musik für eine brodlose Kunst, und den Musiker für einen Handwerker hält, der mit einem Taschenspieler oder Equilibristen in eine Klasse zu stellen ist. Ich schreibe diese Gleichgültigkeit gegen die Tonkunst einem Mangel an musikalischem Gehöre zu, den ich hier häufig bemerkt habe, der vielleicht eine Folge der ewigen Nebel und der nassen Lufttemperatur ist. Die besten Konzerte, die ich hier noch gehöret habe, waren in Felix meritis, aber sie konnten nur in dieser unharmonischen Welt gut genannt werden; in einer deutschen Hauptstadt wären sie weniger, als mittelmäßig gefunden worden. Dilettanten, wie sie sich zuweilen in der erwähnten Gesellschaft hören lassen, würden dieses bei ihrer geringen Kunstfertigkeit anderswo nicht wagen, doch hier ist man nachsichtig aus Mangel an Kenntniß.

Den Tanz lieben die Holländer gleichfalls nicht. Eine amsterdammer Tanzparthie, selbst in den ersten Häusern, macht immer ein sehr trauriges

Ansehen, und mir ist es stets vorgekommen, als ob den Tänzern die Freude recht sauer würde. Wenn zuweilen ein Ball veranstaltet wird, so geschiehet es mehr der Mode, als des Vergnügens wegen, und man ist froh, wenn man ihn überstanden hat. In den Häusern vom ersten Ton, sind zwar alle Vergnügungen nach dem französischen Geschmak gemodelt; die Thee-Dansants, Conversations, Cercles, Spiel und überhaupt das, womit unsre feine Welt die Zeit tödtet, ist daselbst eingeführt, doch dünkt mich dieß alles noch um ein gut Theil langweiliger, wie bei uns.

Die Nachthäuser darf ich nicht vergessen, wenn von den amsterdammer Vergnügungen die Rede ist; und um so weniger, als sie eine National- und Lokal-Eigenthümlichkeit sind. Ich habe sie nie mit dem ernsten, die stille, ruhige Häuslichkeit so sehr begünstigenden Karakter der Nation reimen können, und doch sind sie so sehr Bedürfniß geworden, daß der Besizzer eines Nachthauses immer ein geborgener Mann ist, da es ihm nie an Zuspruch mangelt. Personen aus dem Mittelstande machen gewöhnlich ein paar Mal im Monat die Runde durch alle Nachthäuser; junge Schwärmer auch wohl ein paar Mal wöchentlich; Leute von strenger Regelmäßigkeit und aus den ersten Ständen vielleicht nur zwei bis drei Mal im Jahr; doch nicht leicht bleibt ein Amsterdammer ganz daraus fort. Für einen Fremden, der des Schauspiels oder andrer Ursachen

wegen, das Abendessen versäumt hat, sind diese Nachthäuser sehr bequem; auch für den, der durch einen Zufall aus seiner Wohnung ausgeschlossen ist; aber wie ein Einheimischer Vergnügen daran finden kann, in der Nacht aus einem Hause ins andre zu gehen, und eine Menge Kaffee, Thee, Chokolade, Grak und Punsch zu sich zu nehmen; und wie Frauenzimmer Belieben daran finden können, unter hundert oder mehr qualmenden Pfeifen zu sizzen, von denen sie vollständig eingeräuchert werden, das bleibt mir unbegreiflich. Die Speisen und Getränke in den Nachthäusern sind von guter Beschaffenheit, die Aufwartung ist zum Bewundern prompt, und das Lokale sehr anständig. Sie werden so zahlreich besucht, daß ich bei Toonche, dem berühmtesten von allen, in einer Zeit von zwei Stunden an tausend Gäste gezählet habe. Doch faßt der Saal nur ohngefähr zweihundert Personen, aber selten bleibet man über eine halbe Stunde an einem Ort, da in der Regel an einem Abend fünf bis sechs Nachthäuser besucht werden.

Die Winterkonzerte im Badehause sind auch ein nicht weniger originelles Vergnügen, was wohl nur allein in Amsterdam, wo die Freude mehr als anderswo die National-Uniform trägt, statt finden kann. An dem äußersten Ende der Stadt, ohnfern dem utrechter Thor, in einer ziemlichen Entfernung von allen Wohnungen, liegt ein wohleingerichtetes Badehaus, in dem sich ein mäßig großer Saal be-

findet. In diesem Saale versammelt sich, während des Winters, an den Sonntagen des Abends, ein Theil der amsterdammer schönen Welt, um ein sogenanntes Konzert anzuhören, von welcher erbärmlich schönen Ergözlichkeit ich Dir einen Begriff zu machen versuchen will. Die Gegend, in der das Badehaus sich befindet, ist, wie schon erwähnt, abgelegen, fast zu allen Zeiten schmuzzig und beinahe gar nicht beleuchtet; man muß also, um ohne Gefahr und Schaden hinzukommen, einen Wagen nehmen, und da ein andrer nicht leicht zu haben ist, so bleibt nichts anders übrig, als sich einer Schleifkutsche zu bedienen. Diese lächerliche Schnekkenpost währet wenigstens eine Stunde, und unterweges hat man, als Vorschmak der zu hoffenden Freuden im Badehause, die liebliche Musik des Pfeifens der Schleife auf den Steinen und das Geschrei des Fuhrmanns, der das Pferdegerippe antreibet. Endlich langet man unter einer Menge schon stehender Schleifen an, und nun ist man am Ziele der sonntägigen Freuden. Stelle Dir nämlich einen Saal vor, von etwa 40 Fuß Länge, 20 Fuß Breite und 10 Fuß Höhe, und darin wenigstens 300 qualmende Pfeifen. Stuhl bei Stuhl sizt alles dicht bei einander, und oft müssen zwei Frauen mit einem Stuhl vorlieb nehmen, da es an Plaz fehlt. Weil Keiner den Andern vor Rauch sehen kann, so muß Jeder sehr laut sprechen, um verstanden zu werden; die Aufwärterinnen erscheinen

nur, wenn man sie sehr laut ruft, und dann wiederholen sie, nach holländischer Art, den erhaltenen Befehl mit gellender Stimme. In dieses Fischmarktgeschrei, zu diesem stygischen Dampf, denke Dir das Gerakel von einigen verstimmten Geigen und einer mißtönenden Klarinette, und Du hast eine Idee von einem amsterdammer Konzert im Badehause, das auch bei der ungünstigsten Witterung zahlreich besucht wird.

Mit Schrekken bemerke ich, daß mein Brief zum Buche anwächst; ich eile daher, mich Deiner Liebe zu empfehlen und zu schließen ꝛc.

Zweiter Brief.

Fischmarkt. — Ungewöhnlich große Seefische. — Die Ridderstraße, ehemaliger Wohnsiz der Seelenverkäufer. — Lebhaftigkeit im Hafen. — Fahrt auf dem Y. durch die Schiffe. — Brook. — Betrachtungen über die Bewohner dieses Orts — Saardam. — Gewerbfleiß. — Das Haus Peters des Großen. — Gasthof in Saardam. — Rükfahrt nach Amsterdam.

Amsterdam im März 1815.

Heute sollst Du mich auf einer Spazierfahrt begleiten, die wir unternehmen wollen, um einige merkwürdige Parthien bei Amsterdam kennen zu lernen; zuvor machen wir aber noch einen Gang durch einen Dir unbekannten Theil der Stadt. Wir nehmen unsern Weg über den Damm, hinter der neuen Kirche vorbei, durch die lebhafte Warmuthstraße, in deren zweiten Hälfte die vielen Laden mit Geräthschaften für Schiffer, uns eine Anzeige der Nähe des Hafens sind. Wir würden jezt, wenn wir unsern Weg geradezu verfolgten, auf den Hafen treffen; doch ich führe Dich zur rechten Hand durch eine Nebenstraße, um Dir zwei Gegenstände zu zeigen, die ein Fremder in Amsterdam zu sehen nicht unterlassen darf.

Der erste dieser Gegenstände, ist der Fischmarkt, dessen Umgebungen zwar nichts Ausgezeichnetes haben, der aber wegen der Menge und Mannich-

faltigkeit der Fische bemerkenswerth ist. Schollen, Klippfische, Makreelen, Schellfische, Rochen und hundert andre Arten, die wir nicht einmal dem Namen nach kennen, sind hier in großen Haufen aufgeschichtet, und zeichnen sich sowohl durch ihre Gestalt, als durch ihre außerordentliche Größe aus. Fische von 6 bis 8 Fuß Länge, sind hier nicht selten und an den Straßenekken lesen wir Anzeigen, von 300 bis 400 Pfund schweren Fischen, die zum Verkauf stehen. Die große Menge der hier feilstehenden Fische, von denen bis um ein Uhr Vormittags auch nicht eine Gräte bleibet, beweiset den starken Verbrauch davon. In jedem guten Hause müssen täglich Seefische auf der Tafel seyn, und belustigend ist die Verzweiflung der Hausfrauen anzusehen, wenn einmal ein Sturm, oder eine Springfluth, die Ankunft derselben verhindert.

Die zweite Merkwürdigkeit ist die enge, dunkle und beinahe nur aus Freudenhäusern bestehende Ridderstraße. Dieß ist der Ort, wo einst die so abscheuliche Menschenfängerei getrieben wurde. Hier wurden die Unglüklichen durch die liederlichen Frauenzimmer angelokt und dann eingefangen, und wer sich dadurch nicht verleiten ließ, den suchte man unter irgend einem Vorwande in ein Haus hineinzuziehen, und sobald er es betreten hatte, war er verloren. Die ganze Straße war von sogenannten Seelenverkäufern bewohnt, die sich einander hilfreiche Hand leisteten, und sogar mit offen-

barer Gewalt Menschen von der Straße aufgriffen. Die Seelenverkäuferei, die Behandlung der Negersklaven und die Art, mit der die Kolonien unterworfen und behauptet wurden, sind Flekken in dem National-Karakter der Holländer, die durch ihre sonstigen guten Eigenschaften sich nicht bedekken lassen, und ein trauriger Beweis, wie wenig die Rechte der Menschheit selbst von freien Völkern geachtet werden, wenn es auf die Mittel zum Gelderwerb ankommt. Mich schaudert in der Nähe dieser Mordhöhlen, wo Millionen Thränen flossen, und Millionen Flüche und Verwünschungen von verzweifelnden Menschen ertönten, die, von ihren Brüdern verrathen, aus ihrer Laufbahn gerissen und zu einem Leben voll Qualen verdammt wurden. Zu welchen unnatürlichen Grausamkeiten verleitet die Liebe zum Geldgewinn den Menschen! Wie man sagt, sollen diese schändlichen Anstalten wieder in den Gang kommen.

Jezt sind wir am Hafen und nun bitte ich Dich, dieses Gewühl, diese rege Thätigkeit, diese Geschäftigkeit zu betrachten, die hier ununterbrochen herrschen. Kann man noch die Holländer phlegmatisch nennen, wenn man hier ihr Treiben, die schnelle, eilige Geflissenheit wahrnimmt, mit der sie bei ihren Geschäften zu Werke gehen? Wie drängen sich hier die Handelsherren, Mäkler, Faktore, Schiffer, Matrosen, Arbeiter durcheinander; wie eilet alles, als ob der nächste Augenblik der lezte

wäre, in dem sich das trügerische Glük haschen läßt! Hier ladet man Häringe ein, dort Käse; weiterhin Weine oder Gewürze; Fässer, Ballen, Kisten, Päkke liegen in bunter Unordnung bei einander, um an die Krahnen geschoben und in die Böte eingeladen zu werden, die sie den Schiffen zubringen. Das Klopfen der Böttcher, das Knarren des Krahns, das Befehlen der Faktore, das Schreien der Arbeiter, das Kommandieren der Schiffer und die laut geführten Geschäftsverhandlungen in den Mundarten aller europäischen Völker, machen zusammen einen Lärm, der uns betäubet, und doch gehet es unter diesem Geschrei so friedlich zu, als ob man zum Zanken keine Zeit hätte. Es ist unterhaltend, hier die National-Physionomieen der verschiedenen Völker mit einander zu vergleichen und die Mannichfaltigkeiten der körperlichen Bildungen zu betrachten. Wie vortheilhaft zeichnen sich an Gestalt und Farbe die Nordländer vor den Bewohnern des Südens aus; nur allein der Russe macht eine Ausnahme; sein tiefliegendes, blizzendes Auge, scheint dem Süden anzugehören und auch seine ekkichte Körperform ist weniger schön, wie die der andern Kinder des Nordens. Doch die Vielheit der Gegenstände erlaubt uns nicht lange bei dem Einzelnen zu verweilen; das ganze, große, bunte Gemälde dieses Völkerverkehrs füllet mit seiner unendlichen Mannichfaltigkeit unsre Seele, und zeiget uns die Wirksamkeit des Handels im schönsten Lichte.

Um den Hafen ganz übersehen zu können, besteigen wir einen Nachen und fahren bis nach dem Zollhause über, das, ich weiß nicht warum, an der gegenüberstehenden Seite ganz einsam liegt. Diese gedrängten Reihen von Schiffen, die hier zunächst der Stadt liegen, befahren nur die Ostsee und die Nordsee. Theils haben sie schon ihre Fracht, theils ist man noch beschäftiget, sie zu beladen; in wenigen Tagen sind sie abgesegelt und haben andern Plaz gemacht, deren Ankunft man mit dem ersten günstigen Winde erwartet. Jene Gruppe abgetakelter Schiffe, sind Grönlands- und Spizbergenfahrer; die frühe Jahreszeit erlaubt ihr Auslaufen noch nicht, darum sind sie noch unausgerüstet. Aber desto lebhafter ist es auf den Schiffen, die nach Nordamerika, nach Westindien oder nach Surinam bestimmt sind; einige werden kalfatert, andre getheert; an diesen bessert man die Takelage aus, jene erhalten durch Maler und Bildschnizzer neue Verzierungen. Hunderte von Böten fahren mit Lebensmitteln und Waaren ab und zu, und dieser Theil des Hafens gleicht einem Jahrmarkte. Aber welche Bestimmung haben jene kolossalen Fahrzeuge, die da abgesondert neben dem Zollhause stehen? Sind es Kriegesschiffe? denn ich bemerke Kanonen daran. Nicht doch! Chinafahrer sind es, die so eben zu ihrer langen Fahrt ausgerüstet werden. Noch sind sie ganz leer, wir können daher ihre ausnehmende Größe vollständig betrachten, und auch die kupferne Einfassung, die über dem Wasser emporraget.

Das Wetter ist angenehm, der junge Lenz hat seinen smaragdnen Mantel um die niedrige Küste von Nordholland gelegt, und der wolkenlose Zevs spiegelt sich in der klaren, nur von einem Zephyrhauche bewegten Fluth; wir benuzzen diese günstige Witterung, um nach dem Dorfe Brook, der größten Merkwürdigkeit Nordhollands, überzufahren. Wie Dir schon bekannt seyn wird, bestehet das Merkwürdige dieses in seiner Art einzigen Dorfs mehr in dem, was man nicht siehet. Das Mährchen, welches Zobeide in der Tausend und Eine Nacht von der Stadt mit den versteinerten Menschen erzählt, fällt mir bei dem Anblikke von Brook ein. Die Straßen sind mit einer Sauberkeit ohne Gleichen gepuzt, die Häuser glänzen von Zierlichkeit, aber es herrscht eine Todtenstille hier und kein lebendiges Wesen läßt sich blikken. Höchstens glurt ein düsteres Auge hinter einem Fenstervorhange hervor, aber sobald wir es bemerken, verschwindet es wieder; in der ganzen Straße begegnen wir Niemanden, wenn nicht etwa einem einsamen Dienstmädchen, das Milch oder Gartenfrüchte trägt. Ein Bemühen, in das Innere eines Hauses einzudringen, wäre eine verwegene Thorheit; denn selbst dem Kaiser Joseph wurde der Eintritt verweigert, und Kaiser Alexander erhielt ihn nur auf ausdrükliches Begehren, nicht ohne lebhaftes Protestiren des Hausbesizzers. In diesem Dorfe haben sich Hollands Nationaltrachten, Sitten und Gebräuche, in ihrer

ursprünglichen Reinheit erhalten, und man würde einen anschaulichen Begriff davon bekommen, wie es bei den Holländern vor zwei und dreihundert Jahren ausgesehen hat, wenn man es dahin bringen könnte, sich einen Eingang bei einer Familie zu verschaffen. Die Bewohner dieses Dorfes sind sämmtlich ungeheuer reich; sie treiben kein Gewerbe, sondern sind entweder Rentenierer, oder machen von Zeit zu Zeit durch die dritte Hand einzelne vortheilhafte Handelsspekulationen, zu welchem Ende sie sich zuweilen eine Viertelstunde lang auf der amsterdammer Börse blikken lassen; außerdem entfernen sie sich aber nie von ihrem Wohnort, heirathen unter einander und leben und sterben daselbst. In dem Dorfe darf weder gefahren, noch geritten werden, man hält also keine Pferde; Hunde werden der Reinlichkeit wegen nicht gehalten; ja ich glaube, man duldet keine lebendige Geschöpfe, als die zweibeinigten, die ins Haus gehören. Wie klein muß der Ideenkreis dieser Menschen und bis zu welchem Grade ihre Engherzigkeit gediehen seyn! Ihre Wünsche und Hoffnungen erstrekken sich nicht über den Fußbreit Landes hinaus, auf dem sie geboren wurden, vegetiren und einst sterben; sie haben keine Sorge, keine Mühe, denn ihr Reichthum sezt sie darüber weg; aber wie geringe muß auch die Summe ihrer Genüsse und der Freuden ihres einförmigen Lebens seyn, da sie für alle Angelegenheiten der Menschheit ohne Theil-

nahme bleiben! Sie fühlen weder Hunger noch Durst, denn sie entfernen sich nie über zehen Schritte vom Speiseschrank; von der ganzen schönen Gotteserde kennen sie nur den kleinen reizlosen Flek von den Ufern des Y, und höchstens den Theil von Amsterdam, in dem die Börse liegt; die ganze Natur in ihrer unendlichen Prachtfülle, und alles, was des Menschen Brust zu Lust und Schmerz bewegt, bleibt ihnen ewig fremd. Wie wirksam könnten sie mit ihren Millionen für Menschenwohl werden; wie glüklich machen und seyn! Doch nach ihren Begriffen giebt es kein Glük außerhalb Brook, und dieses bestehet in einem Maschinenleben, in dem sich alle Tage im Jahr gleich sehen, und in dem sie bis auf die Minute vorher bestimmen können, was sie von heute übers Jahr thun werden. Abermals ein Beweis, wie sehr der Reichthum die Herzen versteinert. Ich halte diese freiwillige Absonderung der Einwohner von Brook für eine Art von erblichen Wahnsinn; denn giebt es gleich keine denkbare Narrheit, von der nicht irgend einmal Menschen befallen wären, so pflegt doch keine von einer solchen, sich durch viele Zeitalter fortpflanzenden, Dauer zu seyn.

Ganz das Gegentheil von dem öden Brook ist das unbeschreiblich lebhafte Saardam. Hier wird geklopft, gedreht, gehämmert und geschmiedet, alles ist hier Leben und Thätigkeit, und ehe man diesen Mittelpunkt des holländischen Schiffbaues

betritt, verrathen schon die tausend Windmühlen — diese Zahl ist keine Hyperbel — den hier herrschenden Gewerbfleiß. Hier verschließet kein menschenscheuer Einsiedler seine Thüre vor dem Fremden; im Gegentheil sind wir Jedem willkommen; denn Jeder hat hier eine Fabrik, oder doch ein Gewerbe, das ihn mit andern Menschen in Verbindung bringt, und siehet es daher gern, wenn man die Gegenstände seines Fleißes in Augenschein nimmt, da dieses vielleicht eine Gelegenheit zum Absaz giebet. Welch eine Menge menschlicher und mechanischer Kräfte werden auf diesem Flek in Bewegung gesezt! Diese Oel- und Sägemühlen, diese Anker-, Seegeltuch- und Seilerfabrikken, diese Papierfabrikken, alle diese unzähligen Werkstätten des Fleißes, welche unermeßliche Kapitale bringen sie in Umlauf! O, es ist doch ein erfreulicher Anblik, den Bienenfleiß freier, wohlhabender Menschen zu sehen, er spricht Jeden, dem die Menschheit nicht fremd blieb, wohlthuend an!

Das Haus Peters des Großen, und die zahlreichen hier befindlichen Reliquien von diesem merkwürdigen Fürsten, so wie alles, was Katharina die Zweite und Alexander hieher schenkten, um das Andenken ihres Ahnherren zu verewigen, sind zu bekannt, als daß ich mich bei einer Beschreibung davon aufhalten sollte; ich bemerke nur, daß diese schönen Raritäten ihrem Besizzer mehr eintragen, als die Zinsen eines Kapitals von

hunderttausend Gulden; denn Jeder, der sie besiehet, muß ein nicht ganz kleines Geschenk dafür entrichten, und jährlich besuchen mehrere tausend Fremde das kleine Haus des großen Peter.

In dem eleganten Gasthofe zu Saardam, der zunächst der Anfurth lieget, und aus dessen Fenstern wir den prächtigen Prospekt nach Amsterdam haben, essen wir zu Mittage und werden so vortrefflich bedienet, daß wir die lekkre amsterdammer Tafel nicht vermissen; nur freilich wird die Rechnung ein wenig hoch seyn, denn wir essen, da es schon außer der Zeit ist, nicht an der Gasttafel und haben ein vollständiges Mittagsessen verlangt: dieses ist aber nicht gebräuchlich. Wer von Amsterdam nach Saardam kommt, läßt sich gewöhnlich nur Seefische allein zum Essen auffezzen, und in diesem Falle ist die Rechnung sehr billig; doch wer in einem holländischen Gasthofe etwas verlangt, was außer der Regel ist, wird zwar mit Freundlichkeit bedienet, muß aber doppelt und dreifach bezahlen.

Wir haben uns in dem lebhaften Saardam lange verweilt; schon ist die Dämmerung eingebrochen und ein lichter Nebelstreif liegt auf den stillen Fluthen des Y. Die Abendluft auf dem Wasser, zumal im Frühlinge, hätten wir vermeiden sollen, denn die ist in Holland der Gesundheit höchst nachtheilig, und kaum werden wir einem Fieber entgehen. Doch uns bleibt keine Wahl, und in der Hoffnung, dem Einflusse der ungesunden Wasserluft durch

Anwendung bewährter Hausmittel zu begegnen, treten wir den Rükweg an. Welch ein herrlicher Abend, wie man ihn hier in dieser Jahreszeit nur selten hat, begünstiget unsre Fahrt! Ein mäßiger Nordwest bewegt nur sanft den Wasserspiegel, auf dem sich das Bild des Vollmondes leuchtend schaukelt. Hie und da schwimmen einzelne Nebelwölkchen über den Wellen und bilden, von dem Abendwinde bewegt, seltsame, geisterhafte Gestalten, die mit jedem Augenblik ihre Form verändern. Auf dem jenseitigen Ufer breitet sich, nur noch in schwachen Umrissen sichtbar, Amsterdams zahllose Häusermasse und der unermeßliche Mastenwald des Hafens aus. Eine friedliche Stille ruht auf dem Meerbusen und der laue Frühlingsabend breitet seine milde Schatten über diese Ufer aus, auf denen nun die laute Thätigkeit des Tages verstummet ist. Doch je mehr wir uns dem Hafen nähern, je mehr verschwindet dieses wohlthuende Bild der Ruhe; muntre Lieder der wachehaltenden Matrosen tönen uns entgegen, aus den Fenstern der Häuser strahlen tausend Lichter, und das summende Geräusch der Stadt füllt unser Ohr. Wir landen, und bald umgiebt uns das Gewühl der hellerleuchteten Straßen.

Dritter Brief.

Das holländische Museum. — Umfang und Einrichtung desselben. — Beschreibung einiger Gemälde. — Bailly. — Bertin. — Gerard Dou. — Brekelenkamp. — Corregio. — Rembrand. — Bartholomäus van der Helst. — Van Dyck. — Johann van Eyck. — Holbein. — Zweifel gegen ein ihm zugeschriebenes Stük. — Pölemburg. — Adrian von Ostade. — Jan Steen. — Porträts. — Handzeichnungen. — Alterthümer. — Seltenheiten und historische Reliquien. — Dekkengemälde von Flink. — Urtheil über seine Manier. — Kunsttalent der Holländer in den verschiedenen Zweigen der schönen Künste beleuchtet.

Amsterdam.

Das hiesige, in dem vierten Stok des Pallastes befindliche Museum, hat mir manche genußvolle Stunde gewähret, deren Erinnerung ich mit Dir theilen will. So reichhaltig, als man es sich im Verhältniß der hier herrschenden Liebhaberei und der vielen niederländischen Künstler, die in früheren Zeiten hier lebten, vorstellet, ist es nicht; denn es zählet kaum viertehalb hundert Nummern an Gemälden, und man vermisset nicht nur die italische und deutsche Schulen, bis auf drei oder vier Stükke, ganz, sondern es fehlen auch mehrere der ersten niederländischen Meister; demohngeachtet sind viele vortreffliche, ja mehrere einzig seltne Stükke darin vorhanden, und jeder Kunstfreund

findet eine volle Befriedigung. Gegen die Einrichtung des Museums ließe sich manches einwenden; man vermisset die sonst den Holländern eigne Sorgfalt für die Erhaltung dieser Kunstschäzze; denn es fehlen den Fenstern Vorhänge, und mehrere Bilder sind den Sonnenstrahlen ausgesezt; auch hängen viele in einem so unvortheilhaften Lichte, daß man keinen richtigen Eindruk von ihnen erhalten kann: der Inspektor versicherte mich aber, man sey im Begriff, eine zwekdienliche Aenderung vorzunehmen. Hier hast Du meine Bemerkungen über einige Gemälde, als das Ergebniß meiner mehrmaligen Besuche. Da ich keine Ansprüche auf den Namen eines Kenners mache, so nimm sie für das, was sie sind, für eine treue Darstellung der Eindrükke, die diese Kunstwerke in mir hervorbrachten. Folgende Bilder haben meine Aufmerksamkeit vorzüglich beschäftiget:

1. Das Bildniß der edlen Gattin des Hugo Grotius, Maria von Reigerspergen, von Bailly gemalt. Dieses Denkmahl von Weibertreue müßte für jeden merkwürdig seyn, der Gefühl für edle Thaten hegt, selbst, wenn es nur geringen Kunstwerth hätte; denn es ist nach dem Leben gemalet, und wer möchte nicht gern die Züge des großen Weibes seinem Gedächtniß einprägen, die alles wagte, um den geliebten Gatten zu befreien: aber es ist auch ein gelungenes Bild. Klugheit und Entschlossenheit strahlet aus den feurigen Augen, und die geistvolle Miene drükt sprechend die Karakterstärke

der Heldenfrau aus, die, ohne sich durch Aengstlichkeit zu verrathen, in der Gesellschaft der Kommandantin von Löwenstein ausdauern konnte, während ihr Gatte in dem Bücherkasten fortgeführet wurde.

2. Susanna im Bade, von Nikolaus Bertin. Dieses Bild ist zwar fleißig gearbeitet, doch keinesweges ein Hauptstük; ich würde daher, da es mich ohnedem nicht vorzüglich angesprochen hat, seiner auch nicht erwähnen, wenn sich mir nicht eine Bemerkung aufdrängte, die ich Dir nicht vorenthalten kann. Ich habe nun schon so manche Susanna im Bade gesehen, theils in Privatkabinetten, theils in großen Gemäldegalerien; denn diese Geschichte ist häufig von den Malern zum Gegenstande ihrer Arbeit gewählet worden, aber noch immer fand ich die Susanna mit einem wohllüstigen, oft sogar wirklich geilen Blik dargestellt. Ich kann mir die Ursache davon nicht anders erklären, als daß den Künstlern der grenzenlose Leichtsinn der Susanna, sich im Bade überraschen zu lassen, oder vielmehr das Unkluge der ganzen Geschichte während der Arbeit eingefallen ist, und daß sie dieses durch die Behandlung ausdrükken wollten. Die beiden Alten mußten ja in die Kindheit gerathen seyn, wenn sie beide auf einmal die Keuschheit des jungen, reizenden Weibes bestürmten und zu siegen hofften; oder Susanna mußte schon in dem Rufe gänzlicher Schamlosigkeit stehen.

3. Josephs Flucht vor Potiphar, von dem-

selben Meister. Die Potiphar ist eben nicht sehr reizend, und doch scheint es dem Joseph, wie seine Blikke deutlich zeigen, mit der Flucht so gar ernstlich nicht gemeint. Bei Darstellung von dergleichen Szenen, scheinen die Maler zuweilen ganz eigne Gedanken zu haben, die sich gegen ihren Willen in ihrer Arbeit ausdrükken. Wenigstens bei diesen beiden Stükken ist es offenbar der Fall. Uebrigens zeichnen sich diese Bilder durch ein vorzüglich schönes Kolorit aus.

4. Ein betender Mönch in einer Grotte, vor einem Kruzifix kniend, von Gerard Dou. Ich weiß nicht, ob ich mehr die hohe, dem Himmel zugewandte, in Beschauung versunkne Andacht, oder die ehrwürdige, ich möchte sagen, erhabne Gestalt und die edle Haltung des frommen Beters bewundern soll. Der reinste Ausdruk des heiligen Gefühls leuchtet von dem Antlizze des Mönchs, und ich würde behaupten, das Beten noch nie so wahr und rührend auf einem niederländischen Bilde dargestellt gefunden zu haben, hätte ich nicht in der dresdner Galerie, von demselben Meister, einen betenden Einsiedler gesehen, dessen Ausdruk mich noch inniger ergriff. In dem Ausdruk des Gebets sind in der Regel nur die Italier und einige alte Deutsche groß, doch dieses Stük wetteifert mit dem schönsten von ihnen.

5. Eine Schulstube bei Abend, von demselben. Dieses Bild giebt seinem Meister den Rang unter

den ersten Künstlern, und ist unstreitig ein Brillant der Galerie. Man wird zweifelhaft, ob man mehr die korrekte Zeichnung, den sprechenden Ausdruk der Figuren, die wundervolle Beleuchtung, oder die einsichtsvolle Gruppirung dieses herrlichen, kleinen Bildes bewundern soll: alles ist gleich vortrefflich, gleich vollkommen, bis auf den lezten Pinselstrich mit der höchsten Vollendung ausgeführt, und reißt zum Entzükken hin. Der Künstler hat sich die schwierigsten Aufgaben gemacht und sie aufs glänzendste gelöset. Höre, was er auf einer Tafel von ohngefähr zwei Quadratschuhen Größe dargestellt hat. Ein Schulmeister sizzet an einem Tische und hält einem Knaben, der mit dem Buche unterm Arm im Begriffe zu seyn scheint, nach Hause zu gehen, eine Ermahnung. Die pedantische Ernsthaftigkeit des Schulmeisters und der drolligte, treuherzige Respekt des Knaben, sind mit einer unbeschreiblichen Wahrheit ausgedrükt. Auf dem Tische stehet eine Sanduhr und ein Licht, welches den Schulmeister und den Schüler beleuchtet, und auch einen schwachen Schein auf eine halbgeöffnete Thüre wirft, durch die ein paar Schüler so eben fort gehen. Seitwärts sizzet ein Jüngling, der sich mit Rechnen beschäftiget und bei ihm steht ein erwachsenes Mädchen, das ihm lachend das Licht hält. Der Muthwille der Jungfrau und des Rechnenden Emsigkeit, machen einen schönen Kontrast. Vorne stehet eine geöffnete Laterne, mit einem brennenden

Lichte darin, dessen konzentrirte Beleuchtung einiger Gegenstände des Vorgrundes einen bezaubernden Effekt macht. Ganz im Hintergrunde wird man noch eine Gruppe von lernenden Kindern gewahr, die um einen Tisch sizzen, auf dem ein Licht steht, und etwas mehr nach vorne erblikt man einen jungen Menschen, der mit einem Lichte in der Hand von einer Treppe hinab ins Zimmer kommt. Welche Kunst gehörte dazu, diese fünffache Beleuchtung, in ihren verschiedenen Abstufungen, so treu und natürlich darzustellen, in den mannichfaltigen Schattenparthien überall die höchste Wahrheit zu beobachten und eine so gewählte Anordnung zu treffen, daß sich die vielen Gruppen zu einem schönen Ganzen vereinigen, in dem nichts störend wird, nichts zu stark hervortritt und nichts dem Blik entgeht! Es kostete mir Mühe, mich von diesem herrlichen Kunstwerke, bei dem der Fleiß und das Genie des Meisters sich in gleicher Größe zeigen, loszureißen, und so oft ich dazu zurükkehrte, erfüllte es mich mit neuer Bewunderung.

6. Eine Unterredung zwischen einem Herren und einer Frau, von Quirin Brekelenkamp. So unerreichbar, wie die römische Schule in dem Ausdrukke großer, das Gemüth heftig bewegender und ergreifender Leidenschaften ist, eben so einzig sind die Niederländer in der Schilderung ruhiger Empfindungen. Auch dieses Bild ist ein Beweis davon. Die Mienen des Redenden sprechen so

deutlich, daß man erwartet, ihn auch im nächsten Augenblik zu hören; und die Frau zeigt eine Aufmerksamkeit, die nicht wahrer ausgedrükt werden kann. Die Haltung der beiden Figuren ist edel und der Sammet des Kleides der Frau so schön, als ob ihn Sammet Breughel gemalet hätte.

7. Die büßende Magdalena, von Corregio. Kein Hauptstük des großen Meisters, und am wenigsten mit der Magdalena in der dresdner Galerie zu vergleichen, aber immer sehr schön, wie alles, was aus der Hand dieses Künstlers hervorging. Die bereuende Sünderin, im Gefühl ihrer Vergehungen versunken, zerfließt in Schmerz; tiefer Gram liegt in ihren Zügen, ihren Augen entströmen Thränen und die gedrükte Haltung zeigt, daß der Kummer an der Blüte ihres Lebens zehret. Die Gestalt ist schön, sehr schön, aber der Beschauer denkt kaum daran; so ergreifend ist die Büßende geschildert.

8. Die Nachtwache von Rembrand. Unter diesem Namen ist dieß Hauptstük des großen Schattenmalers bekannt; ich kann mir aber nicht erklären, woher es die Benennung erhalten hat, da der Gegenstand des Gemäldes allem Möglichen eher, wie einer Nachtwache ähnlich siehet. Der Inhalt der Darstellung scheint eine Schießübung holländischer vornehmen Militärs zu seyn, und sich auf irgend eine vaterländische Begebenheit zu beziehen. Die wunderschöne Beleuchtung, der kräftige Ausdruk

der Figuren, die schöne Haltung und die geschmakvolle Gruppirung machen das Bild zu einem Juwel der niederländischen Schule, und Kenner gestehen ihm den Preis vor allen Arbeiten dieses Meisters zu. Der Künstler hat seinen Pinsel in die Nacht des Orkus und in das Feuer des Himmels getaucht, und seine Gestalten gleichsam mit einem lebendigen Hauche beseelt. Eben so ist

9. eine Versammlung einiger amsterdammer Rathsherren, an einem Tische sizzend, von diesem Meister, zu seinen gelungensten Werken zu rechnen, worin er die ganze Kraft seines Pinsels gezeigt hat.

10. Eine Enthauptung Johannis des Täufers, von demselben. Bei dergleichen widerlichen Gegenständen, deren Bearbeitung ich für eine Entwürdigung der Malerei halte, bedaure ich stets die darauf verwendete Kunst, die um so mehr vergeudet ist, als der Künstler die Natur erreichte. An eine Idealisirung ist bei einem solchen Vorwurf ohnehin nicht zu denken. Ein abgeschlagener, blutiger Kopf auf einer Schüssel, ist, die Behandlung mag auch seyn, wie sie will, immer etwas Ekelhaftes, und Ekel zu erregen, kann doch unter keinen Umständen der Zwek der schönen Künste seyn. Denke Dir nun noch eine Jungfrau, die mit kindischer Freude über das schauderhafte Gelingen ihrer Bitte sich zu ihrer Mutter wendet, die mit teuflischer Schadenfreude auf das abgehauene Haupt blikt, und Du wirst mir Recht geben, daß ein solches Gemälde, auch bei

dem höchsten Kunstaufwande, der hier in der That sichtbar ist, nur Abscheu erregen kann.

11. Ein Gastmahl zur Feier des Friedens zu Münster, von Bartholomäus van der Helst. Vier und zwanzig Personen sind hier in Lebensgröße, an einer reich besezten Tafel sizzend, essend, trinkend und sich unterhaltend, dargestellt. Das Stük macht, seiner großen Wahrheit wegen, einen überraschenden Eindruk; man vergißt wirklich, daß man vor einem Gemälde steht, man glaubt speisende und sprechende Personen lebendig vor sich zu sehen, und in so fern verdient das Bild allerdings Bewunderung. Wenn man beim längeren Beschauen in die Einzelnheiten eingehet, kann man dem Künstler das Lob nicht versagen, daß seine Zeichnung fehlerfrei, das Kolorit warm und die Gruppirung einsichtsvoll geordnet sey. Aber wenn man dieses Bild ein Wunder der Kunst und die Krone aller niederländischen Gemälde nennet, so muß ich gestehen, nicht derselben Meinung zu seyn. Ist bei der Malerei getreue Nachahmung der Natur das Ziel der Kunst, so läßt sich diesem Stük ein sehr hoher Werth nicht absprechen, und es hat sicher wenige seines Gleichen; doch da der Künstler idealisiren, da er selbst schaffen, und da der lebendige Geist der Handlung ein historisches Gemälde beseelen soll, so war mit dieser Darstellung kein so hoher Zwek zu erreichen, daß ihr vor allen der Preis gebührt; und bei aller gerechten Bewunderung, die ich dem Kunstwerk zolle,

kann ich doch nicht umhin, zu wünschen, der Künstler hätte einen dankbarern Vorwurf für seine Arbeit gewählt. Eine Gruppe von Personen, die anständig und mit Ruhe essen, trinken und sich unterhalten, giebt doch fürwahr dem Maler keine Gelegenheit, den ganzen Umfang seiner Kunst zu zeigen, und es ist nicht möglich, das Ganze zu einer Einheit zu erheben, die doch schlechterdings bei jedem vollendeten Kunstwerk vorhanden seyn muß. Jede der vier und zwanzig Personen ist an und für sich vortrefflich behandelt, aber jede ist eine Einzelnheit, die in so schwacher Beziehung zum Ganzen steht, daß man sie nicht vermissen würde, wenn sie fehlte. Die Figuren sind alle Porträts berühmter Holländer, die an den Friedensverhandlungen Antheil hatten.

12. Ein Bild, unter dem Namen Dölenstük, von eben diesem Meister. Es stellt den Saal eines Schüzzenhofes vor, in dem mehrere in schwarzem Sammet gekleidete Männer und eine Frau an einem Tische sizzen, die sich wegen der auszutheilenden Preise, die sie zum Theil in der Hand haiten, zum Theil neben sich auf der Tafel stehen haben, zu unterreden scheinen. Seitwärts siehet man einige Jünglinge mit dem Bogen in der Hand. An diesem Stük bewundert man eine ähnliche Vortrefflichkeit, wie an dem vorhergehenden, und es ist auch deshalb merkwürdig, weil der Meister sich selbst unter den Schüzzenherren gemalet hat. Er hat ein schönes Gesicht mit einem edeln Ausdruk.

13. Eine kartenspielende Bauerngesellschaft von van Dyck, mit der diesem Künstler so eignen, lebendigen Wahrheit dargestellt, ist hauptsächlich deshalb sehenswerth, weil darin Rubens und van Dyck selbst in Bauernkleidung und kartenspielend gemalet sind. Hinter ihnen steht der Maler Adrian Brouwer. Das Bild muß sich auf irgend eine lustige Szene aus dem Leben dieser Meister beziehen. Die Haltung der Figuren ist ein besonderer Vorzug dieses Stükkes, und die verkleideten Bauern sind von den wirklichen mit vieler Feinheit unterschieden.

14. 15. 16. Ein altdeutscher Tempel, eine Madonna und eine Anbetung der Weisen, von Johann van Eyck. Diese drei Bilder des alten Meisters werden für Stükke gehalten, die zu seinen ersten Arbeiten gehören, und sollen, der Ueberlieferung zu Folge, lange vor dem Jahr 1410 und mit Hilfe seines Bruders Hubert, gemalet seyn. Für die Geschichte der Kunst sind diese Bilder wohl sehr merkwürdig, auch wenn man nicht einräumet, daß van Eyck der Erfinder der Oelmalerei gewesen sey; für den bloßen Liebhaber haben sie weniger Interesse, als für den Künstler.

17. Kaiser Maximilian, von Holbein. Ich zweifle, daß dieß Bild von Holbein sey, denn dieser Meister war kaum zwanzig Jahr alt, da Maximilian starb, und offenbar ist es vor den lezten Lebensjahren des Kaisers gemalet. Aber mag auch ein andrer Meister es verfertigt haben, sein Kunst-

werth berechtigt es zu einer Stelle in dieser Galerie. Hat das Gemälde Aehnlichkeit mit dem Urbilde, woran wohl bei der so sichtlich fleißigen Behandlung nicht zu zweifeln ist, so lag Maximilians Karakter sehr deutlich in seinen Zügen ausgedrükt. Kühnheit, Lebhaftigkeit und freundliche Gutmüthigkeit, sind unverkennbar in dem schönen Gesicht zu lesen, das man lieb gewinnen muß, so bald man es siehet. Zwar ich muß bekennen, es ist eine eigne Sache um die Bildnisse historisch merkwürdiger Personen; man kennet ihre Geschichte, hat sich von ihnen ein Bild entworfen, das, je nachdem diese Männer gut oder böse waren, abschrekkend oder lieblich ist, und findet man irgendwo ihr Konterfei, so trägt man die Züge des selbstgeschaffenen Ideals darin über, und siehet leicht etwas darin, das dem Maler hineinzulegen nie eingefallen ist: indessen es bleibt ausgemacht, ausgezeichneten Menschen prägt die Natur gewöhnlich den Gehalt ihres Karakters mit lesbaren Zügen in ihr Gesicht.

18 und 19. Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben, zwei mal.

20. Eine Landschaft, in der Bachus, Venus, Ceres und einige Kinder;

21. Eine Gesellschaft badender Nymphen;

22. Maria Magdalena, neben der mehrere Kinder auf der Erde liegen.

23 und 24. Badende Gruppen, sämmtlich von Poelemburg. Kleine, liebliche Bilder, deren

Verdienst hauptsächlich in einer fleißigen Ausarbeitung und in einer zarten, lebendigen Karnition besteht. Aufrichtig gestanden, sprechen mich diese Pygmäenbilderchen nicht sonderlich an, denn die kaum sechs Zoll hohen Figuren erschweren, ihrer Kleinheit wegen, die Illusion, und ich vergesse nie den Maler dabei. Wären diese Götter, Nymphen und Kinder in Lebensgröße, so würden es, bei gleich korrekter Zeichnung und gleich schöner Kolorirung, Meisterstükke ersten Ranges seyn; jezt betrachtet man sie als niedliche Kunststükke, die keinen bleibenden Eindruk machen.

25. Adrian von Ostade in seiner Werkstatt, von ihm selbst gemalt. Ein solches Gemälde hat für mich viel Anziehendes, und ich könnte Stunden lang dabei verweilen. Es schließt mir das Leben des Künstlers auf; ich sehe ihn selbst und kann mich in sein ganzes Thun und Treiben hinein denken. Er legt hier gleichsam seinen Sonntagspuz ab und zeigt sich mir, wie er wirklich ist. Du wirst mir einwenden: er läßt gewiß in seinem Bilde nur das sehen, was er nicht Ursache zu verbergen hat, und Du hast Recht; aber mir liegt auch nichts daran, von ihm Geheimnisse zu wissen; ich will nur ein wahres, wirkliches Bild von ihm und seinen Umgebungen haben, und das erhalte ich hier. Den braunen Hund, der hier neben ihm liegt, hat er wirklich besessen, und so sah gewiß sein Farbenreiber, so sah sein Lehrling aus, wie er sie dar-

gestellt hat. Ein solches Stük befreundet mich mit dem Künstler, und ich glaube gleichsam zu seinen Freunden zu gehören, denen der Zutritt zu seiner Werkstätte offen stehet.

26. Eine trinkende und rauchende Bauerngesellschaft.

27. Eine, vor einer Hütte versammelte Bauerngesellschaft, die ein Ruhestündchen verplaudert. Du kennst die unnachahmlich wahre und ausdrucksvolle Darstellung von Ostades Bauerngruppen; diese gehören zu den schönsten, die ich jemals von diesem Meister gesehen habe. Ich weiß nicht, ob mein Geschmak der richtige ist, aber für mich haben Ostade's Bilder viel mehr Anziehendes, wie die von Teniers, von Potter und selbst von van Dyk, wenn gleiche Gegenstände darin dargestellt sind. Teniers Bauern kommen mir immer vor, wie verkleidete Stadtleute, den Potterschen siehet man es an, daß er sie nicht mit der Lust und dem Fleiß ausgearbeitet hat, wie seine Kühe und Pferde, und auch van Dyk, dessen größere Werke ein so warmes, seelenvolles Leben athmen, scheinet mir die kunstlose, originelle Bauernnatur nicht so treu in allen ihren Zügen und Einzelnheiten aufgefaßt zu haben, wie Ostade. Vielleicht hätte ihn sein Bruder Isaak erreicht, wenn der Tod nicht so frühe dessen künstlerische Laufbahn endigte.

28. Eine Lustbarkeit, bei der Kinder Geschenke empfangen, von Jan Steen. Nur selten hat ein

Bild einen so tiefen Eindruk auf mich gemacht, wie dieses Stük, eines mir bis jezt unbekannten Meisters; nie habe ich das selige Gefühl der Eltern-freude, nie die unbefangene Fröhligkeit muntrer Kinder inniger und wahrer ausgedrükt gesehen, wie hier, und nie sah ich rein-menschliche Gefühle mit einer größern Zartheit, mit einer so tiefen Einsicht behandelt. Gewiß, wen dieß Bild kalt läßt, der hat kein Gefühl für die edelsten menschlichen Freuden, er ist zum Freunde, zum Vater, zum Gatten verdorben und die Natur bildete in einer übeln Laune sein Herz. Eine unaussprechliche Anmuth ist über diese Schilderei ausgegossen, ein reges, hohes Leben spricht sich in der Stellung und in den Zügen der Figuren aus, und das Kolorit hat eine bezaubernde Wärme. Ein weinender Knabe, der sich auf dem Gemälde findet, ist zwar sehr wahr gemalt, und nach künstlerischen Grundsäzzen als Kontrast an seiner Stelle; ich möchte ihn indessen doch aus dieser Staffelei wegwünschen, da er den durchaus heiteren Karakter des Ganzen störet.

Außer diesen näher bezeichneten Gemälden, befinden sich hier eine Menge von Blumen-, Frucht- und Thierstükken und Landschaftsgemälden von den ersten niederländischen Meistern, die für Kenner und Liebhaber einen großen Werth haben, da sie zum Theil das Schönste in ihrer Art sind; ich habe sie nur flüchtig besehen, weil mein Geschmak ent-

schieden für die Historienmalerei ist. Von Berchem, Breughel, Potter, Ruisdal, Wouwermann, sind hier Hauptstükke anzutreffen, und manche der genannten Künstler lernt man erst hier in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit kennen. Nicht weniger schäzbar ist eine Sammlung von Gemälden historisch merkwürdiger Personen aus der niederländischen Geschichte. Mit Vergnügen verweilet der Geschichtsfreund vor den Bildern der Helden der großen niederländischen Vorzeit, und sucht ihre Thaten aus ihren Zügen zu lesen, und findet darin den Karakter wieder, der sie unsterblich gemacht hat. Die männliche entschlossene Jakoba von Baiern, den edeln und klugen Wilhelm den Ersten, den arglosen Egmond, den tapfern Moritz von Oranien, den bedauernswürdigen Greis Olden Barneveld und die beiden unglüklichen Opfer der Partheisucht, Jan und Kornelis de Witt, und eine Menge andrer großen Helden und Staatsmänner, sind hier, durch die Meisterhand der vorzüglichsten Künstler, nach dem Leben gemalt und geben dem Beschauer reichen Stoff zum Nachdenken.

Außer den Gemälden enthält das Museum noch mehrere Sachen, die theiis durch ihren Kunstwerth, theils durch ihr Alterthum, oder durch die Erinnerung an folgenreiche Begebenheiten, merkwürdig sind. Ich mache Dir folgendes davon namhaft:

1. Ohngefähr fünfzig Handzeichnungen alter und berühmter Meister, unter denen sich vorzüglich eine

Anbetung der Weisen von van Eyk, mehrere von Rembrand und eine prächtige Abbildung des Tamerlan, und einiger andern morgenländischen Fürsten nach dem Leben, besonders auszeichnen.

2. Ein Trinkglas, das einst einem Pfalzgrafen am Rhein gehörte und das, der Aufschrift zu Folge, beinahe zwölfhundert Jahr alt ist. Die Aufschrift lautet:

Als diess Glas war alt Tausent Jahr
Es Pfalzgraff Ludwig Philipszen verehret war. 1643.

3. Lipperts Daktyliotik, nebst vielen andern Abgüssen geschnittener Steine.

4. Eine Sammlung von Aschentöpfen und andern Ueberbleibseln aus römischen und hunnischen Gräbern, die in Holland gefunden worden sind; unter andern auch ein Diskus von Thon.

5. Mehrere von Jakoba von Baiern gedrehte Töpferarbeiten und ihr Lehnstuhl.

6. Die Säbel und Harnische der Admirale Ruiter und Tromp.

7. Zwei mit Silber ausgelegte, ächt vergoldete Kanonen, von denen eine spiralförmig gebohret ist.

8. Eine kleine antike Bildsäule der Venus.

9. Mehrere Reliquien aus den Zeiten des niederländischen Revolutionskrieges, worunter der Geusenbecher und der Unionsball.

Das Uebrige, was noch vorhanden ist, hat keinen sonderlichen Werth.

In den Sälen und Zimmern des Pallastes fand

ich einige große Gemälde und mehrere Dekkenstükke von Flink, die als ausgezeichnete Kunstwerke geschäzt werden. Ich kann Dir keine Beschreibung davon geben, weil ich sie nur flüchtig besehen habe. Dekkengemälde, und hätte selbst ein Raphael sie gemalt, sind in meinen Augen eine widersinnige Kunstverschwendung; überdem sprechen mich Flinks Werke nicht an; mir kommt er als ein Zwitter vor, der weder der niederländischen Schule, noch der italischen angehört, sondern karakterlos zwischen beiden schwankt.

In Amsterdam befinden sich in den Händen der Kunstliebhaber so viele Gemälde von den besten Meistern aller Schulen, daß sie, auf Einem Flek, gewiß eine der reichsten Galerien der Welt bilden würden; allein, wenn man nicht sehr genau mit den Besizzern bekannt ist, erhält man nicht leicht die Erlaubniß, sie zu besehen. Mir wurde mehrmals meine Bitte darum von Personen, mit denen ich mich in einer Gesellschaft befand, rund abgeschlagen; andre entschuldigten sich mit nichtigen Vorwänden und nur wenige erfüllten mein Begehren; doch in der Regel mit der ausdrüklichen Bedingung, daß ich nichts davon erwähnen sollte. Mir ist dieses Verheimlichen der Kunstwerke unerklärlich; es scheint auf einen dunkeln Zug des Nationalkarakters hinzudeuten, den man auch bei den Engländern häufig antreffen soll. Der gute Mensch freut sich doch so gern mit andern Menschen

seiner Schäzze, sie werden ihm noch eines so werth, wenn er ihren Genuß mit Andern theilen kann: nur einer unverbesserlichen Selbstsucht ist es eigen, allein zu genießen, sich über etwas allein zu freuen und Andern zu mißgönnen, was ihr Vergnügen macht.

Die eben in Rede gestandne Kunstbeschauung bringt mich auf einen analogen Gegenstand, auf das Kunsttalent und auf den Kunstsinn der Holländer, worüber ich Dir meine Meinung eröffnen will. Die Holländer stehen in dem Ruf, viel in den schönen Künsten gethan zu haben und ihre eigne Ueberzeugung davon verleitet sie, mit Stolz auf andre Völker herabzublikken, und den Rang in Hinsicht ihrer Leistungen im Fach der schönen Künste unmittelbar nach den Italiern zu fordern. Wer unbefangen genug ist, Wahrheit von Schein zu unterscheiden, der kann über eine solche Anmaßung nur lächeln. Daß ein reiches Volk mit dem Ueberfluß seiner Schäzze Kunstwerke zu hohen Preisen kauft, und auf diese Weise das Aufblühen der Künste befördert, liegt in der Natur der Dinge, und eben so natürlich ist es, daß da, wo man Kunstsachen gut bezahlt, Künstler entstehen. Doch aus diesen beiden Umständen läßt sich noch nicht das Bestehen eines vorzüglichen Kunsttalents als volksthümliche Eigenschaft folgern, und am wenigsten ist dieses bei den Holländern der Fall. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß unter den, die schönen Künste

liebenden und ausübenden Völkern, wozu ich die Italier, Deutsche, Franzosen, Spanier und Engländer rechne, den Holländern der lezte Rang gebührt. Diese Behauptung klingt einigermaßen gewagt, ich muß daher etwas tiefer in das Thema eingehen.

Jedes Volk, bei dem die schönen Künste blühen, hat zwar seinen eigenthümlichen, von ästhetischen Regeln unabhängigen Geschmak, und drükt seinen Kunstwerken den Stempel seines Nationalkarakters auf, demungeachtet muß jedes Kunstwerk, das wirklich diesen Namen verdienen soll, freier Ausfluß des Geistes, muß reine, eigenste Schöpfung des Genies seyn. Der Künstler benuzt zwar bestehende Regeln, um sich in Hinsicht der Form der Vollkommenheit zu nähern; er sucht in der Natur den Maßstab seiner Werke, aber er ahmet die Natur nicht nach, er schafft selbst. Nur wer diese Fähigkeit besizt, hat wirkliches Kunsttalent, und gerade dieses gehet den Holländern mehr, wie allen andern Völkern ab, bei denen die schönen Künste kultiviret werden, wie ich mir zu beweisen getraue. Laß uns, um meine Behauptung zu begründen, einen Blik auf ihre Leistungen in die verschiednen Fächern der schönen Künste werfen.

Ich habe bereits die vornehmsten holländischen Städte besucht, aber noch habe ich kein vorzügliches Werk der schönen Baukunst gefunden. Die Kirchen in Delft, Deventer, Harlem, Leiden, Haag,

Utrecht und Amsterdam, die noch im altdeutschen Style gebauet wurden, sind zum Theil unvollendet, und auch den vollständig ausgebauten fehlt das Kühne, Himmelanstrebende, was wir an den deutschen Tempeln bewundern, und ihre Zierrathen haben weder das Leichte, noch das Bedeutungsvolle, was dieser Bauart gewöhnlich eigen ist: die im neueren Styl erbauten, sind sämmtlich karakterlos und geschmakwidrig. Andre öffentliche Gebäude, deren es eine so große Menge giebt, und die man oft mit einem unermeßlichen Kostenaufwande errichtet hat, sind alle geschmaklos, schwer und entweder in einem abentheuerlich-phantastischen, oder in einem dürftigen Style erbauet und voller Fehler. Die Palläste im Haag, das Haus am Bosch, das ostindische Haus, die Theater, die Arsenäle, die Spitäler, die Börsen Felix Meritis und andre geben den Beweis, daß die Baukunst, als schöne Kunst betrachtet, hier nie geblühet hat. Selbst der Stadt-Pallast zu Amsterdam macht bei aller seiner Pracht keinen großen Eindruk, und der hoopsche Pallast in Harlem ist ein einziger, mit vielem Kosten aufgeführter, Fehler. Karakteristisch ist es, daß die Holländer bei ihren Gebäuden eine auffallende Vorliebe für die dorische Säulenordnung zeigen, sie bringen sie überall an, auch da, wo sie offenbar unpassend ist.

In der Bildhauerei haben sie gleichfalls nichts aufzuweisen, was Anspruch auf wirklichen Kunst-

werth machen kann. Alle ihre Werke des Meißels sind mit einem großen Aufwande von Fleiß gearbeitet; man siehet Kunststükke daran, die in Erstaunen sezzen; sie wissen im Marmor biegsame Gegenstände bis zur höchsten Täuschung nachzuahmen, allein vergebens sucht man im Ganzen eine geniale Idee daran. Entweder ist überall keine Einheit in dem Werke, oder ist sie ja vorhanden, so spricht sie eine Jämmerlichkeit aus.

Mehr wie in allem übrigen zeigt sich in der Musik ihr geringer Beruf für die Kunst. Sie besaßen und besizzen keinen wirklich großen Komponisten und hierin, wo der freie Genius sich noch mehr, wie in andern Kunstzweigen in eignen Schöpfungen zeigen muß, mangelt ihnen alles Talent.

Daß man in Amsterdam in einer Gesellschaft zur Kultivirung der schönen Künste vereinigter Personen, in einer Versammlung, worin der größte Theil aller derer, die auf Geschmak und ästhetische Bildung Anspruch machen, befindlich ist, es wagen darf, unserm unsterblichen Schiller alles Dichter-Talent abzusprechen und seine Werke für Unsinn zu erklären, und daß sich auch nicht Eine laute Stimme dagegen erhebet, beweiset, wie mich dünkt hinreichend, daß die redenden Künste es nicht sind, wodurch die Holländer sich auszeichnen. Ich will ihren Dichtern Gedankenfülle und Zierlichkeit nicht absprechen, doch der hohe Schwung des Genius,

das göttliche Feuer und die reiche Phantasie, wodurch der Dichter seinen Gesängen die Unsterblichkeit erringt, und sie für alle Zeitalter und bei allen Völkern geschäzt macht, fehlen ihren Sängern, deren Gefühl sich nur selten bis zur Begeisterung erhebt. Ihre Prose ist kräftig und gebildet, ein Verdienst ihrer reichen, und wie ich glaube, biegsamen Sprache, doch spricht sie mehr den Verstand, wie das Gemüth an.

Ich komme auf die Malerei, worin sie am mehresten geleistet, und wodurch allein sie sich den Ruf eines großen Kunsttalents, als volksthümliche Eigenschaft, erworben haben; doch alles, was ich auch von ihren Werken in diesem Kunstzweige gesehen habe — und dieses ist nicht wenig — bestimmt mich nicht, meine Behauptung zurük zu nehmen; ich finde vielmehr eine Bestätigung meiner Meinung darin. Die Zahl der holländischen Maler ist Legion, und ich leugne nicht, sie haben artige Sachen geliefert, die wir mit Vergnügen in den Galerien sehen; aber zergliedern wir ihre Arbeiten, so finden wir zwar große Kenntniß der Technik, viel Fleiß, auch eine rühmliche Einsicht, nur kein Genie. Das Kolorit ist vielleicht das vollkommenste, die Natur kann nicht treuer nachgeahmt werden, aber nirgends ist ein Funke dichterischer Komposition, nirgends eine Idealisirung sichtbar; überall nur die gemeine, prosaische Natur, genau aufgefaßt und getreu wieder gegeben, ohne alle Veredlung. Was

sind ihre Blumen- und Fruchtstükke, ihre Stilleben und Quodlibets anders, als Kopien, deren höchstes Verdienst eine treue Nachahmung ist, und an denen wir außer den Farben höchstens die Zeichnung bewundern; denn selten ist selbst die Komposition eigne Erfindung des Meisters. Bei den Thierstükken ist es mit wenigen Ausnahmen, wie Potters pissende Kuh, derselbe Fall. Am deutlichsten wird man aber den Mangel an eigner Produktionskraft an ihren Landschaftsgemälden gewahr. Beinahe auf den ersten Blik unterscheidet man die, deren Urbilder in der Natur vorhanden sind, von denen, die sie selbst erfanden; die leztern sind so ideenarm und so dürftig zusammen gesezt, daß man oft nicht begreift, wie die Künstler so viel Fleiß auf solche Armseligkeiten wenden konnten. Windmühlen, Bauerhütten, Kanäle und Wiesenflächen, machen die Bestandtheile der holländischen Landschaftsgemälde, in so fern sie eigne Ideen sind, aus, und ewig wiederholen sie dieselben Gegenstände. Nirgends findet man große Massen, nirgends einen kühnen, erhabnen Gedanken dargestellt; immer ist es nur die einförmige Natur des Vaterlandes, die sich in ihren Landschaften ausspricht. Auch in ihren Gruppen und historischen Stükken ist keine Poesie, keine Idealisirung, daher wagen sie sich selten an große Szenen; Darstellungen aus dem gemeinen bürgerlichen Leben sind das Feld, worin sie sich immer und ewig tummeln, und außerdem gehören

obszöne Gegenstände zu ihren Lieblingsarbeiten. Es giebt freilich mehrere glänzende Ausnahmen, und unter andern ist Rembrand eine davon; doch trennt man die flamändische Schule von der holländischen, so giebt es in lezterer wirklich nicht so viele Meister von Auszeichnung, daß sie so große Ursache haben, mit Stolz auf andre Völker herabzusehen und sich des ihnen beiwohnenden Kunsttalents zu rühmen. Lächerlich ist aber die bei ihnen so allgemeine Herabwürdigung der Deutschen, die sie noch gar zu gern in Hinsicht der künstlerischen Ausbildung mit den Polen und Russen in eine Klasse stellen, und ihnen oft nicht nur Kenntnisse, sondern auch allen guten Geschmak absprechen.

Vierter Brief.

Ueber den Karakter der Holländer. — Ursachen, durch die er seine Richtung erhalten hat. — Ihre Handlungsart. — Ehrlichkeit. — Vorwurf des Geizes. — Vaterlandsliebe. — Ihr Benehmen bei dem Abschütteln des französischen Joches. — Rußlands und Englands Politik. — Ansicht der Niederländer über ihre Vereinigung mit Belgien. — Reise nach Harlem. — Geringschäzzige Meinung eines Holländers von dem Auslande. — Das harlemmer Meer. — Harlem. — Die Hauptkirche. — Die schönste Orgel in der Welt. — Denkmal. — Der hoopsche Pallast. — Der Busch. — Holznuzzung der Holländer. — Leiden. — Studenten. — Erinnerungen aus der Vorzeit. — Haag. — Wiederfinden eines Bekannten. — Fischerei in Schewelingen. — Delft. — Andenken an Wilhelm den Ersten. — Rotterdam. —

Amsterdam.

Ueber den Karakter der Holländer ist so unendlich viel geschrieben worden, daß ich mich wohl versucht fühlen könnte, diesen Gegenstand unberührt zu lassen; doch ich finde in den Urtheilen der Reisebeschreiber mitunter so viel Widersprechendes, Halbwahres und Falsches, was mich bewegt, Dir meine eignen Ansichten davon mitzutheilen.

Von einigen Schriftstellern werden die Holländer geizig, grausam, selbstsüchtig, kleinlich, engherzig, fühllos und hochmüthig genannt; alle Tugend, ja, selbst ein richtiger Verstand, wird ihnen abgesprochen

und ihre geistige Bildung beinahe bis auf die lezte Stufe herabgesezt. Andre dagegen rühmen die Großmuth, Menschenliebe, Aufrichtigkeit, Vaterlandsliebe, das warme Pflichtgefühl, die Konsequenz im Handeln, die scharfe Urtheilskraft und den hohen Grad der Kultur dieser Nation. Beide Theile führen Thatsachen für ihre Behauptungen an, die sich nicht bestreiten lassen: wer hat nun Recht? Meinen Beobachtungen zu Folge lassen sich diese widersprechenden Meinungen vereinigen, wenn man einen Blik auf die Geschichte und auf die Lage dieses Volks wirft, und wenn man das Leidenschaftliche jener Urtheile in etwas mildert.

Die Holländer sind, wie bekannt, ein deutscher Volksstamm, der sich einst durch seine Freiheitsliebe den Römern furchtbar machte und auch späterhin, dem deutschen Reiche unterworfen, vorzugsweise einen Grad von Unabhängigkeit behauptete, deren sich andre Deutsche nicht immer rühmen konnten. Dieses hatten sie der ausgeschlossenen Lage und der Armuth ihres Landes zu danken, und der Nähe des Meeres, wodurch sie veranlaßt wurden, Fischerei und Schifffahrt zu treiben; beides Gewerbe, die das Gefühl für Unabhängigkeit begünstigen. Nahmen sie gleich weniger, wie andre Deutschen, an den Fehden des Mittelalters Theil, und fühlten sie die Stürme, die unser Vaterland in jenen Zeiten oft durchtobeten weniger, so hatten sie dagegen einen andern Feind, der sie in einer ununterbrochnen

Thätigkeit erhielt; nämlich das Meer. Stets mußten sie alle ihre Kräfte anstrengen, um ihren Boden gegen die Gewalt des Wassers zu schüzzen, und ihr Leben war ein ununterbrochener Kampf mit den Wogen. Hierdurch wurden sie von der Natur auf eine zwekmäßige Benuzzung ihrer Kräfte hingewiesen, und der Fleiß wurde ein Grundzug ihres Karakters. Die Natur versagte ihrem Lande alle Reize, die die Seele des Menschen erheben und das Gemüth mit Lust und Wonne füllen; keine himmelanstrebende Berge, keine kühne Felsenmassen, weder schattigte Lusthaine, noch bunte Blumenfluren schuf sie in Holland und selbst ein heiterer, wolkenloser Himmel lächelt hier seltener, als anderswo. Kein kristallener Gießbach strömt dem Durstigen entgegen, das Gold der Traube reift hier für den Schwelger nicht; überall erblikt man nur die einförmigen Ebnen, deren unabsehbare Weite das Auge ermüdet und nirgends schmeichelt eine schöne Mannigfaltigkeit dem Blik. Aus diesen Umgebungen erklärt sich der rein-prosaische Karakter der Holländer, ihr vorherrschender Geschmak an allen Verstandswissenschaften und die Armuth ihrer Gemüthswelt. Denn es bleibt ausgemacht, daß die Bilder, die die Seele durch den Sinn des Gesichts in sich aufnimmt, einen Einfluß auf ihre Wesenheit haben, und den Schöpfungen des Gemüths Form und Farbe leihen.

Von diesen Betrachtungen muß man ausgehen,

wenn man den Karakter der Holländer beurtheilen will, weil man sonst leicht in den Fall kommen kann, ihnen Unrecht zu thun, da der gewöhnliche Maaßstab, mit dem ein Deutscher ihre Handlungen würdiget, nicht anwendbar ist.

Die Holländer sind reine Verstandsmenschen, das Gemüth hat bei ihnen, in jeder Lage ihres Lebens, eine untergeordnete Rolle, daher ihr Gleichmuth, der so oft fälschlich für Phlegma gehalten wird. Alles muß bei ihnen bestimmt, abgemessen und berechnet seyn, darum stehen die mathematischen Wissenschaften so sehr bei ihnen in Ansehen, deshalb sind sie so vortreffliche Rechner und darum sind alle ihre Unternehmungen so sicher. Aus diesem Grunde nehmen auch oft ihre Handlungen den Anschein der Kleinlichkeit an; denn sie gehen stets in die Einzelnheiten eines jeden Gegenstandes ein und befassen sich nicht wohl mit etwas, das sie nicht in allen seinen Theilen aufs genauste kennen. Der Krämergeist, den man ihnen vorwirft, ist eine Folge davon, doch verdient er den Tadel nicht, mit dem man ihn ungerechter Weise belegt, da er nichts weiter ist, als die richtige Anwendung der, durch eine klare Ansicht erkannten Mittel, die zum Zwekke führen. Ohne diese anscheinende Kleinlichkeit, ohne diesen sogenannten Krämergeist, hätten sie nimmer die staunenswürdigen Dinge ausgeführt, die wir in ihrer Staatsverwaltung bewundern.

Man nennt die Holländer hartherzig, grausam und fühllos; ich bin weit davon entfernt, ihre Rechtfertigung wegen dieser Vorwürfe so geradezu zu übernehmen; denn auch mit dem besten Willen dazu, würde ich doch ihre unmenschliche Behandlung der Negersklaven, ihre Seelenverkäuferei und das oft unglaublich grausame Verfahren bei der Erobe-rung und der Behauptung ihrer Kolonien nicht entschuldigen können. Aber dieses ist nicht sowohl ein besonderer Karakterzug der Holländer, als viel-mehr eine allgemeine Eigenschaft des Reichthums, daß er die Herzen den Gefühlen der Menschlichkeit verschließt; man sollte daher nicht das einzelne Volk, sondern die gesammte Menschheit anklagen, die sich unter allen Himmelstrichen und in allen Verhält-nissen, in dem Punkt, wo es auf den Gelderwerb ankommt, gleich bleibet. Wenn dagegen Viele die Wohlthätigkeit der Holländer rühmen, und sich deshalb auf die Menge ihrer milden Stiftungen beziehen, so ist dabei zu erwägen, daß mit den unermeßlichen Reichthümern, über die sie gebieten, sich viel zum Besten Nothleidender ausrichten läßt, ohne daß es für eine Aufopferung gehalten werden darf, und das soll doch gewissermaßen jede Mild-thätigkeit seyn. Fern sey es aber von mir, daß ich ihnen diese schöne Tugend absprechen sollte; im Gegentheil habe ich hier oft Gelegenheit gehabt, mich über ihre Ausübung rein-menschlich zu freuen; aber behaupten darf ich, daß der Holländer in der

Regel nicht aus Gefühl, sondern aus Grundsäzzen wohlthätig ist. Ihn rührt nicht sowohl die Noth der Dürftigen, sondern er erkennet die Unterstüzzung seiner armen Brüder für Pflicht, und darum hilft er.

Weil der Verstand bei dem Holländer stets die erste Stimme, das Herz aber nur die zweite, oft gar keine hat, so bleibt er in seinen Handlungen stets folgerecht, und läßt sich keine Uebereilungen zu Schulden kommen. Sein Weg zum Ziel ist stets der nächste und richtigste, seine Pläne sind wohl berechnet und wohl erwogen, und seine Maaßregeln jedesmal zwekmäßig. Daher sind die Bankerotte in Holland, im Verhältniß des ausgebreiteten Handels, selten, und wer einmal einen gewissen Wohlstand erlangt hat, weiß ihn zu behaupten. Dieses Folgerechte in der Handlungsweise zeigt sich vorzüglich in der Art, wie der Holländer sein Gewerbe treibt. Er hat in der Regel nur einen Nahrungszweig, aber diesen treibt er mit so vieler Umsicht, daß er darin als Muster aufgestellt werden kann; und vor allem ist die Ordnung in seinen Geschäften rühmenswerth. Ich kann unter andern in das Komptoir eines Handlungshauses, dem ich empfohlen worden war, von dem es bekannt ist, daß sich sein Geschäfte auf Millionen belaufen, und fand zu meiner Verwunderung nur drei Komptoir-Diener. Ein deutsches Haus von dem Belange, würde zwanzig gehabt haben. Ich äußerte meine

Gedanken darüber und erhielt von dem Handelsherren, der ein offenherziger, zutraulicher Mann war, folgende Antwort: „Ihr Deutschen versteht den Handel nicht; ihr macht eine Menge unnöthiger Umstände, erschwert euch dadurch die Uebersicht und seyd in beständiger Verwirrung.“ Ich bat ihn darüber, um nähere Auskunft, die er mir, wie nachstehet, gab. „Der deutsche Kaufmann übernimmt viele Geschäfte von verschiedenartiger Natur; er handelt mit Waaren, macht Wechselgeschäfte, zeichnet auf Schiffe und spekuliret in Effekten: unmöglich kann er, wenn sein Handelskapital einigermaßen bedeutend ist, seine Geschäfte in ihrem ganzen Umfange übersehen und den Gang, den sie nehmen, mit ruhigem Blik verfolgen. Er muß seine Aufmerksamkeit bald auf Dieses, bald auf Jenes richten und verlieret darüber das Ganze aus den Augen; darum kann er auf seinem Komptoir keine Ordnung halten und hat viele Leute nöthig. Wir Holländer dagegen treiben in der Regel ein einziges Geschäft als Hauptsache, und lassen uns nur denn in ein anderes ein, wenn es uns gerade in den Wurf kommt und wir den Gewinn augenscheinlich vor uns sehen. Eine andre Ursache, warum wir bei unserm Handel weniger Gehilfen und Diener beschäftigen, ist der Umstand, daß wir uns mit keinen Geldzahlungen befassen. Wir nehmen in unsern Komptoirs kein Geld ein, wir geben keines aus; das ist das Geschäft eines mit uns in

Verbindung stehenden Banquiers, der aber außerdem auch nicht Anderes treibet." — Diese Einrichtung scheint mir sehr vortheilhaft. Es giebt nämlich hier Komptoirs, die sich blos damit beschäftigen, die Einnahmen und Ausgaben der andern Handlungshäuser zu führen, die ihnen sämmtlich zugewiesen werden. Sie übernehmen diese Arbeit für eine unbedeutende Provision, die aber durch den Umfang ihrer Geschäfte ihnen einen ansehnlichen Gewinn bringt.

So wie im Großen, so scheiden auch die Kleinhändler die verschiednen Handelszweige von einander und übernehmen davon nur wenige, denen sie aber ihre ganze Thätigkeit widmen. Mir ist ein Mann in der Warmuthstraße bekannt, dessen einziger Handelsartikel hölzerne Pantoffeln sind; er läßt sich durchaus in keine andre Geschäfte ein, obgleich er mehrere Hundert tausend Gulden besizzet. Ein Anderer mit einem ähnlichen Vermögen handelt blos mit Zunder und Schwefelhölzchen.

Eine Eigenschaft durch die sich die holländischen Kleinhändler auszeichnen ist die strenge Rechtlichkeit in Maaß und Gewicht und im Preise ihrer Waaren. Man wird nie, auch nur um die unbedeutendste Kleinigkeit im Einkauf übervortheilt, selbst wenn man eine Unbekanntschaft mit dem Preise der Waaren verräth. Doch liegt dieser Ehrlichkeit nicht sowohl ein Billigkeitsgefühl, als vielmehr eine fein berechnete Klugheit zum Grunde, Ruf und dadurch

Kunden zu gewinnen. Jeder Kleinhändler pakt daher die verkaufte Waare, und wenn sie nur einen Stüver an Werth beträgt in ein Papier, auf dem sein Name und die Straßennummer seines Hauses gedrukt ist.

Der Vorwurf des Geizes, den man den Holländern so häufig macht, ist höchst ungerecht, denn kein Volk ist zum eigentlichen Geiz weniger geneigt als sie. Der Geizige läßt es am Nothwendigen fehlen, darbt ohne Noth und hat bei dem Zusammenscharren des Geldes nur den Besiz zum Zwek, ohne an die Anwendung zu denken: dieses kann man den Holländern nicht vorwerfen. Sie sind nur sparsam um ihren Erwerb zu rechter Zeit benuzzen zu können, und versplittern ihre Einkünfte nicht in unnüzzen Dingen, damit sie in nöthigen Ausgaben desto weniger beschränkt werden. Zu Unterhaltung und Verzierung ihrer Wohnungen, auf ihre Kleidungsstüce und andere Gebrauchssachen verwenden sie große Summen; doch zahlen sie nicht leicht für eine Sache von 1000 Gulden an Werth einen Stüver zu viel. Ihnen ist daher nicht mit Grund eine Anschuldigung des Geizes zu machen, sondern man muß ihnen vielmehr eine richtige Würdigung, und weise Anwendung des Geldes zugestehen, wie sie bei keinem andern Volke angetroffen wird.

Ich komme auf die, von den Holländern so viel gerühmte, Tugend der Vaterlandsliebe, und ich muß gestehen, daß ich nicht ohne Furcht von Dir miß-

verstanden und eines Vorurtheils beschuldigt zu werden, meine Gedanken, die über diesen Gegenstand nicht mit der allgemeinen Meinung übereinstimmen, zu äussern wage. Das Wort Vaterlandsliebe ist in dem Munde aller europäischen Völker, und jedes von ihnen rühmt sich dieser Eigenschaft; selbst der Pole, der ein Jahrhundert lang des Vaterlandes Interessen an den Meistbiethenden verkaufte, und der Schwede, der den Ruhm seines Fürsten und seines Volkes an einen Nachbarstaat verrieth, behaupten in dem Besiz dieser Tugend zu seyn. Wir müssen uns daher wohl zuvor über den Begriff, den man mit diesem Worte verbindet, oder verbinden sollte, verständigen, ehe wir darüber entscheiden, ob die Holländer sich mit Recht anmaaßen im Bessize dieser Tugend, mehr wie andre Völker zu seyn.

Nennt man Vaterlandsliebe die Zuneigung zu dem Geburtsorte und zu den Umgebungen, unter denen man geboren ist und die Jugendzeit verlebte, so ist dieses Gefühl nicht nur allen Menschen eigen, sondern erstrekt sich sogar bis auf die Thiere, die die Scholle, auf der sie geworfen wurden, vor andern lieben. Dieses könnte ja also keine Tugend seyn. Vaterlandsliebe ist vielmehr die, auf eine klare Einsicht, der, von dem Vaterlande genossenen Vortheile, beruhende Ueberzeugung, dankbar dafür seyn zu müssen; es ist die Anerkennung der Verpflichtung, Gut und Blut für die Erhaltung des Vaterlandes zu opfern; ohne Rüksicht auf eignen

persönlichen Gewinn. Obgleich diese Definition den Begriff nicht erschöpft, so wird sie hinreichend seyn, uns den Maaßstab zu geben, die gerühmte Vaterlandsliebe der Holländer darnach zu beurtheilen. Die Vorzeit dieses Volkes bietet uns allerdings große, herrliche Züge von Aufopferungen und Heldenthaten dar; doch bewahrt sie uns auch eben so viele Beispiele von Selbstsucht, kleinlichem Eigennuz und Verrätherei, und Wilhelm der Erste und Moritz hatten so viel mit dem eignen Volk, als mit dessen Unterdrükkern zu kämpfen, um die Sache der Freiheit nicht untergehen zu lassen. Doch demohngeachtet zeigte in der damaligen Zeit das Volk wirklich große Eigenschaften und man kann, ohne ungerecht zu seyn, ihm in jenem Zeitraume Mangel an Vaterlandsliebe nicht Schuld geben; anders ist es aber in der neuern und neusten Zeit. Erwäge das Benehmen der Holländer bei dem nordamerikanischen Kriege, und Du wirst gestehen, daß dabei die kleinlichen Leidenschaften des Hasses, der Selbstsucht und des Eigennuzzes ihr Spiel trieben, und daß von dem wirklichen Vortheil des Vaterlandes gar nicht die Rede war. Betrachte die erbstatthälterischen Händel, so findest Du, daß gerade diejenigen, die sich selbst den Namen Patrioten beilegten, nur die Werkzeuge Frankreichs waren, durch die es seine Absichten durchzusezzen strebte, und sowohl diese, als die andre Parthei, hatte nur einen Privatvortheil zur Absicht, und beide brachten

das Vaterland an den Rand des Abgrundes. Die Besazzung Hollands durch die Franzosen, ist mit den schändlichsten Verräthereien der Holländer verknüpft, und allein den Patrioten verdankten die Neufranken die schnelle Eroberung des Landes. Die Niederländer wurden für ihre Unklugheit so schwer, wie vielleicht kein ander Volk, gestraft: denn was sie gelitten haben, muß man hier zur Stelle sehen, um es glauben zu können. Was haben sie aber bei dem allgemeinen Aufstande der Völker gethan, um Frankreichs Fesseln abzuschütteln? Sie haben an freiwilligen Beiträgen 1,270,000 Gulden baar, oder mit andern Dingen, die sie hergaben, zusammen gerechnet, 2,700,000 Gulden für die gute Sache geopfert und standen da auf, um sich für frei zu erklären, als die Preußen und Russen ihre Grenze überschritten hatten, und kaum noch 4000 Mann Franzosen im Lande waren, die sie zu vertreiben dennoch nicht Muth genug hatten. Für die fortdauernde Sperre der Schelde, boten die Amsterdammer den Franzosen 30 Millionen Gulden; das ganze Holland hat, um frei zu werden, ein Eilftel dieser Summe daran gewandt: mag dieß wohl für einen Beweis ihrer Vaterlandsliebe gelten. Das, was Changuion, Graf Stirum, Graf Hogendorp, van der Duyn, van Maasdam, Repelaer, de Jonge, Oldenbarnveld, Perponcher und einige andre, für die allgemeine Sache und für ihr Vaterland gethan haben, ver-

dient allerdings dankbare Anerkennung, aber es kann dem ganzen Volke nicht angerechnet werden, denn dieses that im Wesentlichen nichts und wollte auch nichts thun.

Rußlands und Englands Politik hat sich bei dieser Gelegenheit auf eine nicht freundschaftliche Weise gegen Preußen gezeigt, da beide erstgenannte Mächte eine Vereinigung Hollands mit Preußen, die im Werke war, hintertrieben. Rußland fürchtete die Vermehrung der Macht des preußischen Staats, und England den Nebenbuhler in der Herrschaft des Meeres, und darum wurde das Volk von beiden Staaten bearbeitet, daß es den Prinzen von Oranien so schleunig herüberrufen, und ihm die Souveränität antragen mußte. Preußen mit Holland und Belgien vereint, wäre der blühendste Staat der Welt geworden, und um Englands Uebergewicht, sowohl im europäischen Staatenbunde, als auf dem Meere wäre es geschehen gewesen; darum wurde diese Vereinigung hintertrieben. Du wirst hieraus entnehmen können, daß die Holländer eben so gar große Ursache nicht haben, sich ihrer Vaterlandsliebe zu rühmen. Ein amsterdammer Kaufmann antwortete auf einen Vorwurf, den man ihm darüber machte, daß er den mit seinem Vaterlande im Kriege begriffenen Engländern Munition verkauft habe: wenn der Teufel eine Ladung Pech und Schwefel von mir verlangt, um Holland damit zu verbrennen, und er bietet mir einen Gewinn von

zwanzig Prozent, so erfordert es die Klugheit, daß ich ihm die begehrte Waare besorge. Diese Aeußerung karakterisiret treffend die Vaterlandsliebe der Holländer, und eines jeden Handelsvolkes.

Nationalstolz ist nicht immer, wie oft irrig behauptet worden, eine Folge der Vaterlandsliebe, er ist vielmehr ein Kind des Vorurtheils und der Unwissenheit. Gründete er sich nur auf das Gefühl wirklicher volksthümlicher Vorzüge, so würde er nie ungerecht gegen das fremde Gute seyn, in der Regel ist dieß aber der Fall. Was die Holländer betrifft, so ist ihnen eine reichliche Gabe davon zu Theil geworden, sie besizzen aber die Kunst ihn zu verbergen. Sie hegen eine entschiedene Verachtung gegen alle übrige Völker, doch gegen keines so erklärt und offen, als gegen die Deutschen, und das Schimpfwort Moff, ist noch gar stark im Gebrauch bei ihnen.

Von ihrer Wißbegierde giebt der ungeheure Verbrauch der Zeitungen einen Beweis, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß sie eben so eifrige Zeitungsleser sind wie die Engländer. In jeder, selbst kleinen Stadt, kommt täglich eine Zeitung, auf einem großen Bogen, eng gedrukt, heraus, und wird durch ganz Holland verbreitet. Da die Zeitungsschreiber nicht wie bei uns einander ausschreiben, sondern eine eigene Korrespondenz führen, so weichen die Nachrichten gewöhnlich von einander ab, und dieses giebt den Unterhaltun-

gen über Politik eine Mannigfaltigkeit, die man bei uns nicht kennet. Ueberdem sind die Zeitungs-Nachrichten höchst ausführlich und mit einer Freimüthigkeit abgefaßt, von der man sich in Deutschland kaum eine Vorstellung machen kann. Den Ruhm, daß die Holländer gute Politiker sind, wird ihnen selbst ihr entschiedenster Feind nicht streitig machen; denn man ist von Alters her gewohnt, die amsterdammer Börse für den politischen Barometer zu halten, und eine lange Erfahrung beweiset, wie richtig man hier die Angelegenheiten der verschiedenen europäischen Staaten zu beurtheilen weiß. Diese genaue Kenntniß von den Verhältnissen anderer Länder ist eine Folge der Geldgeschäfte, die dieses Volk mit allen europäischen Staaten macht, denn die Holländer sind Gläubiger von beinahe allen Reichen unseres Welttheils, daher sie wohl Ursache haben, die politischen Ereignisse genau im Auge zu behalten, um die größere oder geringere Sicherheit ihrer Forderungen beurtheilen zu können.

Ich schließe diesen Bericht über den Karakter der Holländer mit Erwähnung eines Zuges, der eine Probe ihrer nicht außer Acht lassenden Umsicht ist; ob er übrigens zu tadeln oder lobenswerth sey, magst Du selbst beurtheilen. In dem amsterdammer Zuchthause befinden sich viele junge und gesunde Verbrecher, denen man keine Enthaltung im Punkte der Sinnlichkeit zutrauet. Um diese zu verhindern, auf eine unnatürliche Stillung ihrer Lust zu fallen,

werden wöchentlich einmal Lustdirnen zu ihnen gelassen, die die Stadtkasse für ihre Besuche bezahlt.

Die Vereinigung Hollands mit Belgien und die Erhebung des nun mehr als doppelt vergrößerten Landes zu einem Königreich, hat auf die Gemüther der Holländer keinen so angenehmen Eindruk gemacht, als man hätte erwarten sollen; von Freudensbezeugungen war in Amsterdam nicht die Rede, und jeder Glükwunsch, den ich darüber abstattete, wurde mit der Aeußerung abgelehnt: dieses Ereigniß verbessert unsre Lage nicht, sondern benimmt uns die Aussicht unsern ehemaligen Wohlstand wieder zu erlangen. Man hat nämlich nach immer bisher die Hoffnung genährt, die Schelde gesperrt zu sehen, damit Antwerpen nicht mit den niederländischen Städten den Handel theile, und darauf muß man jezt natürlich verzichten, da Antwerpen zu demselben Staate gehörig, auch gleiche Rechte wie die übrigen Städte verlangt. Dieses ist wieder um ein Beweis, wie wenig eigen wahre Vaterlandsliebe den Niederländern ist. Nur den augenblikli chen individuellen Vortheil hat Jeder im Auge, nur auf das allein siehet jeder Einzelne, was ihm persönlich frommt; doch zu einer allgemeinen Ansicht von dem was dem Ganzen nüzlich ist, dazu erhebt sich Keiner. Die Furcht, daß Antwerpen dem Handel von Amsterdam und Rotterdam großen Abbruch thun werde, scheint mir übrigens ganz grundlos zu seyn: denn die zur Schifffahrt bequeme Lage

ist allein nicht hinreichend zum Emporblühen des Handels; es gehören dazu Kapitale und Verbindungen, woran es den Holländern nicht fehlt. Amsterdam scheint mir nach Rotterdam zur Schifffahrt so wohl gelegen wie Antwerpen.

Die ausnehmend schöne Frühlingswitterung, die hier ungewöhnlich frühe eingetreten ist, habe ich benuzt, um mehrere kleine Reisen nach den merkwürdigsten niederländischen Städten zu machen, und dabei recht viele Unterhaltung genossen. Die gewöhnlichste, bequemste und wohlfeilste Art zu reisen ist hier, wie Dir bekannt seyn wird, auf den Trekschuiten, und ihrer bediente auch ich mich und der Kaufman aus Hamburg, mit dem ich die Reise von Bremen nach Amsterdam machte, der noch immer mein täglicher Gesellschafter ist. Er ist eine harmlose, ächt deutsche Seele, ohne Falsch und dabei kein Feind einer anständigen Freude, daher ist mir sein Umgang in diesem, mir seiner Nationalität wegen, doch nicht so ganz zusagenden Lande höchst schäzbar.

Auf dem Wege von Amsterdam nach Harlem genoß ich zum erstenmal den diesjährigen Frühling in seiner ganzen Pracht. Das Wetter war vollkommen heiter, es herrschte eine Windstille bei 14 Grad Reaum. Wärme und der Gesang von tausend Lerchen erfreuete mein Ohr. Eine herrliche Wiesenfläche, mit dem üppigsten Grün bedekt, breitete sich von beiden Seiten des Kanals aus, und das präch-

tige Amsterdam trat allmählig in den Hintergrund zurück. Wir blieben auf dem Verdek, um uns des schönen Tages und der wirklich großen Aussicht zu freuen, und brachen in Ausrufungen des Entzükkens aus. Ein alter Holländer, der theilnehmend die Ausbrüche unserer Freude angehöret hatte, trat zu uns und fragte: ob in meinem Vaterlande der Frühling wohl auch so schön wäre? Diese Frage hätte mich beinahe böse gemacht, und ich äußerte ihm unverholen, daß ich die Holländer zu stolz auf ihr Land fände. Glauben Sie nicht, entgegnete er, daß ich aus National-Eitelkeit diese Frage that; es war reine Wißbegierde, denn ich bin in meinem Leben nie über sechs bis acht Meilen von Amsterdam entfernt gewesen. Armer Mann, rief ich, so kennen Sie ja die unendliche Schönheit von Gottes Welt noch gar nicht, sahen noch keinen Berg, keine Felsen, und die ganze Pracht der herrlichen Natur ist Ihnen unbekannt! Leider, erwiderte er, kenne ich das Alles nur aus Bildern, denn meine Geschäfte erlaubten mir nie eine weite Entfernung von meinem Wohnorte. Ein finsterer Perükkenträger, der bis jezt schweigend seine Pfeife geschmaucht hatte, mischte sich ins Gespräch und sagte: Alles, was Sie im Auslande sehen können, ist nicht einen Pfeifenstiel werth. Glauben Sie mir, ich habe die Welt gesehen, aber es giebt nur ein Holland. — Da sich über den Geschmak nicht streiten läßt, so brach ich die Unterredung ab; aber der alte Holländer schien nicht ge-

neigt seinem Landsmanne Glauben beizumessen, er schüttelte sein graues Haupt und rief beinahe wehmüthig: ich habe für mein langes Leben aber auch wahrlich wenig gesehen! — Ich möchte wohl wissen wie dem zu Muthe ist, der nie die Fluren seiner Heimath überschritt, und andre Gegenden, als die, in denen er geboren ward, nur aus Beschreibungen kennt. Man sollte solchen Personen einen engen Ideenkreis und eine ärmliche Einbildungskraft zutrauen, wenn nicht mehrere berühmte Gelehrte, und unter andern der große Kant, das Gegentheil bewiesen hätten.

Auf der Hälfte des Weges läuft der Kanal an einen Damm aus, der die Fluten des Y eindämmt und sie hindert sich mit dem harlemer Meer zu vereinigen. Lezteres ist mit dem ersteren durch eine Schleuse in Verbindung gesezt, die sich zur Zeit der Ebbe von selbst öffnet und das Wasser in das Y ausströmet, zur Zeit der Flut sich aber verschließet. Man sagt, es wäre nicht unmöglich, das harlemer Meer durch Schöpfmühlen nach und nach auszutroknen, man unterläßt es aber deshalb, weil man nicht sicher ist, daß nicht einmal ein zweiter Durchbruch diese Arbeit, die Millionen kosten würde, vergeblich machen könnte.

Schon aus der Ferne war uns der zierliche Thurm der Hauptkirche zu Harlem aufgefallen, dessen kunstvolle durchbrochene Arbeit Bewunderung verdient. Wir eilten bei unserer Ankunft nach dem

Theile der Stadt, worin die Kirche liegt, und nachdem wir uns in dem nahgelegenen Gasthofe ein wenig erfrischt, und unsere Parthien für den Tag geordnet hatten, giengen wir, um sie zu besehen. Sie ist von ungewöhnlicher Größe, von Sandsteinen gebauet und müßte durch ihre Masse einen erhabenen Eindruk machen, wenn sie nicht mit vielen unansehnlichen Häusern verbauet wäre, die den Ueberblik des Ganzen verhindern. Sie ist entweder nicht vollständig ausgebauet, oder irgend einmal eingestürzt, denn ihr fehlet das Gewölbe. Hätte sie dieses, so wäre sie eines der schönsten alterthümlichen Gebäude. Die Orgel ist, nach der Behauptung der Holländer, die größte und schönste in der Welt. Wenn dieß so viel heissen soll, als in Holland, so gebe ich es zu, denn sie hat in der That eine ausnehmende Stärke der Töne und einen vortrefflichen Klang; doch habe ich ausserhalb Holland schon bessere Orgeln gehöret. Unter dem Orgelchor stehet eine gut gearbeitete Marmorgruppe, bestehend aus der Blumengöttin, der Muse der Tonkunst und einer dritten Bildsäule die, wenn ich recht gesehen habe, eine Hygäa seyn soll. Zu wessen Andenken dieses Monument errichtet ist, habe ich zu meinem Leidwesen in meiner Schreibtafel anzumerken vergessen, aber die ungereimte Idee, in einem christlichen Tempel Götterbilder aus der Fabelwelt aufzustellen, ist meinem Gedächtniß gegenwärtig geblieben.

Da es schon hoch am Tage war, konnten wir das

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

hiesige sehr reiche Museum nur flüchtig besehen, und der Aufseher schien nicht der gefälligste. Ich habe daher wenig Genuß davon gehabt und nicht viel mehr dabei gewonnen, als wenn ich ein Verzeichniß davon durchblättert hätte. Es ist mir schon öfters in Holland vorgekommen, daß die Inspektoren von Kunstkabinetten es mir merken ließen, wie unangenehm es ihnen sey, die ihnen anvertrauten Schäzze zeigen zu müssen; sie übertreffen an Ungefälligkeit noch unsre lieben Landsleute.

Die von Lorenz Coster gedrukten Bücher ließ man uns unter dem Vorwande: es sey, um sie zu zeigen, eine besondere Erlaubniß erforderlich, nicht sehen. Diese Erlaubniß, ich weiß nicht mehr von wem, einzuholen, war mir zu weitläuftig, ich habe also diese alten Drukke, deren Autentizität jedoch bezweifelt wird, nicht gesehen. Costers Bildsäule, die auf dem Markte stehet, ist mit einem ächt holländischen Fleiße gearbeitet, doch würde sie vielleicht einen bessern Eindruk machen, wenn der Meister das Urbild hätte weniger treu darstellen wollen; denn ein faltenvolles Gesicht und eine gerunzelte Stirne sind kein schöner Anblik.

Nach dem Essen besuchten wir den Hoop'schen Pallast, der in einer kleinen Entfernung von der Stadt an einem schattenreichen Lustwalde liegt. Er bestehet aus einem Erdgeschoß und zwei Stokwerken, und ist prächtig genug, um für einen Fürstensiz gelten zu können; doch habe ich der Bauart keinen

Geschmak abgewinnen können; besonders mißfiel mir die ungeheure Auffahrt, die bis zum ersten Stok führet nnd dem Gebäude ein schweres Ansehen giebt. Den Eingang des ersten Stokkes bildet ein Säulenportal von dorischer Ordnung, über dem eine jonische Säulenstellung angebracht ist. Zwischen den Säulen sind Statuen von künstlicher aber nicht kunstvoller Arbeit; unter andern ein Merkur, der in der Stellung eines Seiltänzers auf einer Blume steht. Die nicht schwer zu errathende Allegorie fällt einigermaaßen ins Drolligte. Das Innere des Pallastes ist kostbar verziert, die Treppen, Thüren und Parquets sind von Magahoniholz, die Fenster von röthlichem venetianischen Spiegelglase, die Kamine von Verde Gallo und Verde Antiquo, und überall erblikt man eine fürstliche Pracht. Vorzüglich ist eine Treppe, die nebst dem Geländer aus weißem Kararra-Marmor bestehet, durch ihre höchst zierliche Arbeit bemerkenswerth. Ihrer ungemeinen Sauberkeit wegen gestattet man es keinem Fremden sie zu betreten. Neben dieser Treppe hängt ein vortreffliches Gemälde, den Triumph des Bakchus vorstellend, das man für einen Rubens ausgiebt; wenigstens ist es in seiner Manier gearbeitet. In den Sälen befinden sich einige schäzbare Gemälde, unter andern ein paar herrliche Potters. An einem Musiksaal fand ich die Einrichtung zwekmäßig. Der Plaz für die Musiker ist auf einer Galerie, die durch eine Wand

verdekt ist, und der Saal hat zwei Dekken, von denen die obere sich an das Orchester anschließet; die zweite aber, die tiefer ist, hat Oeffnungen, durch die der Schall in den Saal dringt. Der Pallast stehet gegenwärtig ohnbenuzt, denn es ist noch nicht ausgemacht, ob ihn die Familie Hoope zurüknehmen, oder ob er ein Eigenthum des Königs der Niederlande bleiben wird, da er früher von Louis Bounaparte für Rechnung des Staats angekauft wurde.

Der Busch bei Harlem ist einer der anmuthigsten Haine, und hier in einem Lande, wo die Wälder zu den Seltenheiten gehören, doppelt angenehm. Die Bäume haben eine ungewöhnliche Dikke und einen schlanken üppigen Wuchs. Der Boden ist sehr rein gehalten, und mit schöneu Rasen bedekt. Die mächtigen Stämme, von keinem Unterholz verstekt, nehmen sich wie die Säulen eines gothischen Tempels aus, und die dicht verflochtenen Zweige verbreiten schon jezt, wo sie noch vom Laube entblößt sind, ein schauriges Dunkel, welches zur tiefsten Schattennacht werden muß, wenn das Laub ausgeschlagen ist.

Der Weg von Harlem nach Leiden ist bei weitem noch angenehmer, wie der von Amsterdam nach Harlem. Die fetten Wiesenflächen sind mit unzählbaren Heerden des schönsten schwarzflekkigten Viehes bedekt, und werden häufig von Landhöfen und von Baumpflanzungen unterbrochen, die eine bunte

Mannigfaltigkeit in die Gegend bringen. Seitwärts erheben sich die Hügelgruppen der Dünen in malerischen Formen, und in der Ferne werden zahlreiche Dörfer sichtbar. Ich hatte unter Weges Gelegenheit die Holzökonomie der Holländer zu bewundern, worin es ihnen wohl kein ander Volk gleich thut. Sie pflanzen nämlich auf dem fettsten Wiesenboden Erlen, lassen diese einige Jahre stehen und hauen sie denn einen Fuß hoch von der Wurzel ab. Die Erlen treiben, wie bekannt, wenn sie zu gehöriger Zeit geschlagen werden, neue Schößlinge aus der Wurzel; man schneidet die überflüßigen davon ab, läßet an jeder Wurzel ohngefähr zehen davon stehen, und diese wachsen in dem fetten Boden so schnell, daß man sie im dritten Jahre, wo sie etwa einen Zoll im Durchmesser und eine Länge von zwanzig Fuß haben, schon wieder fällen kann. Ein solcher Holzschlag, von der Größe eines Morgens, trägt dem Pflanzer bis 600 Gulden ein, also im Durchschnitt jährlich 200 Gulden, welches mehr ist, als man durch den Heuschlag oder durch den Getreidebau erzielen kann; aber freilich ist das Holz in Holland auch eine gesuchte Waare. Die großen Bäume, die ohnfern des Kanals stehen, fand ich beinahe alle abgeästet, und zwar nicht dicht neben dem Stamme, sondern in einiger Entfernung davon, damit jeder Ast besondere Schößlinge treibe. Um nicht ohne Schatten zu bleiben, schlägt man jährlich nur einige Aeste ab, und doch bringt, auf

diese Weise benuzt, ein mäßig großer Linden- oder Eschenbaum seinem Besizzer jährlich 6½ bis 8 Gulden.

Leiden ist eine weitläufige aber stille Stadt; ich habe noch nie einen so stillen Musensiz gesehen wie diesen, selbst das öde Halle könnte ich im Vergleich mit Leiden lebhaft nennen. Diese Stille hat aber bei der zierlichen Bauart der Stadt, der Sauberkeit der Straßen und den freundlichen Umgebungen so etwas Angenehmes, daß man sich hier recht aufgelegt zum Studieren fühlt. Ein Professor, an den ich von Amsterdam aus eine Empfehlung hatte, war unglüklicher Weise nicht zu Hause, ich mußte also darauf Verzicht thun, die Bibliothek, das Naturalienkabinet und den botanischen Garten zu sehen. Aufrichtig gestanden, machte ich mir wenig daraus, da ich überzeugt war wenig Neues darin zu sehen.

An der Gasttafel fand ich mehrere Studenten, dereu gesittetes Betragen mich für sie einnahm. Der Burschenton war ihnen keineswegs so ganz fremd, doch artete er bei ihnen nicht in Rohheit aus, sondern sie blieben in den Schranken einer gutmüthigen muntern Fidelität, die uns schnell befreundete und mir eine herzlich frohe Stunde machte. Nachdem, was ich von ihnen erfuhr, zu urtheilen, kommt die Einrichtung der niederländischen Universitäten mit denen der deutschen in den mehresten Stükken überein, nur ist hier die Besoldung der Professoren besser, und das Honorar beträchtlich hö-

her, als in Deutschland. Man giebt die Anzahl der Studirenden auf 1500 an, doch halte ich diese Angabe für übertrieben.

An Leiden knüpfen sich große Erinnerungen, die mir auf einem einsamen Spaziergange, den ich Nachmittags in den Umgebungen der Stadt machte, reichen Stoff zum Nachdenken gaben. Ich vergegenwärtigte mir die heldenmüthige Vertheidigung dieser Stadt in dem Freiheitskrige, die ohnstreitig die glänzendste Begebenheit in der niederländischen Geschichte ist, mittelte den Ort aus, wo der Entsaz gelandet seyn mußte, und dachte mir die Ueberschwemmung, die man veranlaßt hatte, um die Rettung der Stadt möglich zu machen. Kannst Du so viel Holländisch, so lies im Waagenar die Beschreibung der Belagerung Leidens, und Du wirst von Bewunderung ergriffen werden, über die feste Anhänglichkeit der Bewohner dieser Stadt, an die Sache der Freiheit. Die ganze thatenreiche niederländische Geschichte hat nicht ein zweites Beispiel von einer so heldenmüthigen Ausdauer aufzuweisen. Bei den Ruinen des Schlosses dachte ich an die muthvolle Jakoba von Baiern, die einst hier wohnte und der, um groß genannt zu werden, nur ein Thron fehlte. Elisabeth von England und Katharina die II. von Rußland übertrafen sie nur an Glük, gewiß nicht an Karakterstärke und die Fehler, die man beiden vorwirft, waren ihr fremd.

Die glänzende Reihen von Künstlern und Ge-

lehrten, die in Leiden geboren wurden und sich daselbst bildeten, machen diese Sadt nicht weniger berühmt wie ihre geschichtlichen Begebenheiten; in Hinsicht der Gelehrsamkeit und Kunstgeschichte, gebühret Leiden der erste Rang von allen niederländischen Städen. Aber auch das Unglük, das sich vor sieben Jahren in ihren Mauren ereignete stellte sich meiner Einbildungskraft lebhaft dar, und mit Schaudern blikte ich auf die Stätte, wo die Pulver-Explosion ganze Straßen zerstörte und eine Menge Menschen unter dem Schutt begrub. Die Stadtgegend, in der sich dieses Unglük zutrug, ist gegenwärtig in einen weiten leeren Plaz verwandelt und da, wo einst glükliche Familien wohnten, stehen jezt Pappelalleen; denn die mehrsten Bewohner der durch das Pulver vernichteten Straßen wurden mit ihrer ganzen Deszendenz vertilget, und es blieb Niemand, der auf die Plätze der Häuser mehr Anspruch machte.

Eine freundlichere Stadt wie Haag, erinnre ich mich nicht gesehn zu haben; ich möchte es mit Potzdam vergleichen, mit dem es in Hinsicht der breiten Straßen und Plätze viel Aehnlichkeit hat, doch ist der Haag bei weitem lebhafter und weniger modern. Alles hat hier einen Anstrich von Eleganz; eine Menge zierlicher Equipagen rollen durch die Straßen, allenthalben begegnet man glänzenden Uniformen, und veralteten Trachten, wie man sie in Amsterdam so häufig siehet, findet man hier nicht. Da

der Handel hier nur eine untergeordnete Rolle spielet, so fehlet den Einwohnern die eilige Geschäftigkeit, wodurch sich die Handelstädtner auszeichnen; man glaubt es den Leuten anzusehen, daß sie nicht viel zu thun haben, und überhaupt fühlet man in dieser Residenz, so wenig auch die Anwesenheit des sehr eingezogen lebenden Hofes zu bemerken ist, dennoch die Hofluft wehen.

Unangenehm fallen die vielen wüsten Baustellen abgebrochner Häuser auf, die während der französischen Herrschaft entstanden sind. Die Abgaben waren so unerschwinglich, daß sich viele Hausbesizzer entschlossen, ihre Häuser niederzureißen, um die Grundsteuer zu erspaaren. Der Haag hat auf diese Weise über 600 Gebäude verlohren. Ein redender Beweis, wie schwer der Druk der Tirannenherrschaft auf diesem Lande lastete.

Unter den vielen Pallästen und andern öffentlichen Gebäuden, die hier befindlich sind, zeichnet sich keines durch einen edlen, geschmakvollen Styl aus; alle sind schwer, kleinlich und zum Theil mit Verzierungen überladen, zum Theil dürftig geschmükt. Das Schloß ist ein unregelmäßiges aus vielen unpassenden Theilen zusammengesezтes Gebäude, dessen Inneres, außer einigen guten Gemälden von Flinck, und den sämmtlichen Bildnissen der oranischen Fürsten, nichts Merkwürdiges enthält. Der Saal der Stände-Versammlung ist ärmlich verziert und klein; die Sizze für die Stände und die Rednerbühne

sind um nichts besser, als wie man sie in den Schulstuben zu sehen pflegt. Der Thronsaal ist gleichfalls weder groß noch reich verzieret.

Das Haus am Busch ist in einem phantastischen Style erbaut, und bestehet aus mehreren aneinander gereiheten Pavillons, die zusammen ein karakterloses Ganzes ausmachen, das keinen angenehmen Eindruk macht. Die Gemächer sind mit vieler altmodigen Pracht verzieret, doch vermisset man gleich stark Bequemlichkeit nnd guten Geschmak. Der neben diesem Lustschlosse liegende Wald ist sehr angenehm und seines schönen Baumwuchses wegen, noch dem berliner Thiergarten vorzuziehen.

Das Theater im Haag habe ich nur zweimal besucht und einmal eine holländische, das andere-mal aber eine französische Komedie gesehen, denn hier wird abwechselnd französisch und niederländisch gespielt. Meiner Meinung nach, zeichnen sich beide Gesellschaften nicht durch ihre Darstellungen aus, doch bescheide ich mich gern, daß man ohnmöglich von einer Aufführung ein giltiges Urtheil darüber fällen kann. Das Schauspielhaus ist prächtig und geschmakvoll eingerichtet, und das Orchester besser besezt, wie das in Amsterdam. Eine angenehme Ueberraschung war es mir, in dem Gasthofe, wo ich abgetreten war, einen holländischen Offizier anzutreffen, den ich in meiner Heimath, bei Gelegenheit des Durchmarsches der französischen

Armee nach Rußland, hatte kennen lernen. Ich fand damals Veranlassung, diesem Manne einige Gefälligkeiten zu erweisen, derer er sich jezt, mit mehr Dankbarkeit, als die Sache verdient, erinnerte, und bemühet war, mir seine Erkenntlichkeit dafür zu beweisen. Er lud mich und meinen Reisengefährten zu einer Fischereiparthie nach Scheveningen ein, welche Einladung ich um so bereitwilliger annahm, als ich ohnehin Willens gewesen war, diesem Vergnügen mit beizuwohnen, und wir begaben uns an dem Abende eines Sonntags dahin. Eine prächtige vierfache Lindenallee führte von dem Haag nach Scheveningen, das auf den Sanddünen nur in einer kleinen Entfernung, von der Nordsee lieget. In dem anständigen, aber über allen Glauben theuren Wirthshause dieses Dorfs, verbrachten wir die Nacht unter Rükerinnerungen an die leztvergangne thatenreiche Zeit, bei einem Glase Punsch, und erwarteten so den Anbruch des Tages, um die Abfahrt der Fischer nicht zu versäumen. Noch lange vor Sonnenaufgang kam man, uns zum Einsteigen abzuholen, und nun stachen wir ohngefähr eine Meile weit in die See, wo denn die Fischerei begann. Der Anblik des ruhigen, nur von einem schwachen Landwind bewegten Meeres, die kühle, erfrischende Morgenluft und der prachtvolle Sonnenaufgang, erwekte in mir ein unbeschreibliches Frohgefühl; ich vergaß alle meine Sorgen, und mir war es, als sey ich für immer allen quälenden,

beengenden Verhältnissen des Lebens entnommen. Leider genoß ich dieses angenehme Selbstvergessen, diesen reinen Schwung der Empfindung nicht lange, denn mein holländischer Freund plumpte mit einer Anekdote aus dem russischen Feldzuge drein, und zog meine Gedanken aus den ätherischen Regionen reiner Gefühle, zu den kleinlichen Angelegenheiten der Erde herab. Doch wer kann helfen! nur in der Einsamkeit darf man die Saiten des Gemüths so hoch stimmen, daß sie mit der erhabenen Melodie der Natur im Einklange stehen; unter den Menschen muß man sich an die Mißtöne des Alltagslebens gewöhnen, und wer es nicht kann, paßt nicht für die Welt. Mich machte es nicht verdrüßlich, so bald aus allen meinen Himmeln gewiesen zu seyn; ich bequemte mich zu der Weise meiner Gesellschafter, die nun einmal ohne zu schwazzen nicht froh seyn konnten, und stimmte in ihre muntern Scherze mit ein. Der holländische Offizier war, ganz gegen die Gewohnheit seiner Landsleute, unerschöpflich in Erzählung von Schnurren, und so verging uns die Zeit, während des Fischens, das für den, der es schon kennt, den Augenblik des Aufziehens ausgenommen, wenig Anziehendes hat. Die Fischer gaben mir Anlaß den Gleichmuth des niederländischen Nationalkarakters zu bewundern, denn der Fischzug fiel gegen ihre Erwartung so reichlich aus, daß das große Fahrzeug mit Fischen der schönsten Gattung gefüllt wurde; sie gestanden selbst,

ihre Arbeit sey seit unendlichen Zeiten nicht so gut belohnt worden, und dennoch zeigte auch nicht ein fröhliger Zug ihres Gesichts, viel weniger ein froher Ausruf, von einiger Freude über ihr Glük. Einige andere Fahrzeuge, die auch zum Fischen ausgelaufen waren, hatten es weniger gut getroffen, aber doch wurde, der gesammte Fang dieses Morgens über tausend Gulden an Werth geschäzt. An dem Strande erwarteten eine Menge Fischhändler die Kommenden, in wenig Augenblikken war der Handel geschlossen, und nun wurde die ganze Ausbeute, in mehr als zwanzig Wagen, nach dem Haag gebracht, um noch an demselben Mittage verspeiset zu werden.

Von Haag fuhr ich über Delft nach Rotterdam, um wenigstens im Fluge diesen merkwürdigen Ort zu sehen. In Delft besuchte ich die Grabstätte der oranischen Fürsten und der Admirale Ruiter und Tromp. Mit einer heiligen Scheu betrat ich den ehrwürdigen Tempel, der die Asche aller vorzüglichsten niederländischen Helden birgt, und brachte ihren Manen ein Opfer meiner Verehrung dar. Selten findet man an einem Orte die Ueberbleibsel so vieler großen Männer versammelt wie hier. Vor allen verehrungswerth ist mir der vortreffliche Wilhelm der I., der, meiner Meinung nach, der größte Staatsmann war, den die Geschichte aufzuweisen hat. Was sind Richelieu und Mazarin gegen ihn verglichen! wie kleinlich ihre politischen Maaß-

regeln gegen die seinigen gehalten, und stellt man überdies eine Vergleichung der Karaktere jener berühmten Minister und Wilhelms an, wie sehr verlieren die gefeierten Franzosen gegen den edlen Dranien. Stets ruhig und besonnen, nie von Haß und Rache bewegt, nie von einer Leidenschaft hingerissen stand er bei allen Stürmen unerschütterlich, und nichts konnte ihn von seinem Ziele abbringen. Nie that er einen Fehlgriff, nie verlohr er die Besonnenheit, und mit unbedeutenden Mitteln leistete er den mächtigsten Feinden Widerstand, deren klügste Berechnungen seinen ruhigen Verstand nie zu überlisten vermochten. Und wie groß erscheint er als Mensch! Mit aller Gewalt, die er in Händen hatte, bei dem unbegrenzten Zutrauen, das die Niederländer in ihn sezten, fiel es ihm nie ein, nach der unumschränkten Herrschaft zu streben, die zu erlangen ihm so leicht gewesen wäre. Wahrlich die Geschichte nennt nur wenig Menschen von so entschiedner Karaktergröße, wie dieser Wilhelm der Schweigende war.

Das prächtige, ihm errichtete Denkmal zeigt von der Liebe der Niederländer zu ihm. Es ist mit allen seinen Schönheiten und Mängeln zu oft beschrieben worden, als daß ich Dir noch etwas Neues darüber sagen könnte; das Ganze macht, seiner Fehler ohngeachtet, einen großen Eindruk. Auch in Delft sind viele Häuser der hohen Grundsteuer wegen niedergerissen worden, was den ohne-

hin nicht lebhaften Ort noch öder macht. Uebrigens ist diese Stadt, wie alle niederländische Städte, gut bebauet und reinlich gehalten; auch sollen die Bewohner sehr wohlhabend seyn.

In Rotterdam sind alle Eigenthümlichkeiten einer Seestadt näher beieinander und in einem größeren Maaßstabe vorhanden wie in Amsterdam, in Rotterdam ist verhältnißmäßig mehr Reichthum und kein so bettelhafter Pöbel wie in Amsterdam; es ist hier lebhafter, die Häuser sind prächtiger, die Kanäle und Grachten breiter, der Wohlstand ist allgemeiner, und die Nationalsitten treten schärfer hervor. Ueberdem genießet Rotterdam noch den Vorzug der gesunderen Luft, der größeren Nähe der Nordsee und des prächtigen breiten Maaßstromes, längs dessen Ufer ein schöner mit Bäumen besezter Kai hinläuft, der mit seinen Pallästen einen der schönsten denkbaren Prospekte gewähret.

Ich würde mich gern recht lange in dieser Stadt aufgehalten haben, allein der kostspielige Aufenthalt sezte meinem Verweilen Grenzen, und überdem riefen mich dringende Geschäfte nach Amsterdam zurük. Aus diesem Grunde bin ich nicht im Stande Dir viel Bemerkenswerthes davon zu melden, und beschränke mich darauf, Dir zu versichern, daß Rotterdam die schönste, lebhafteste, aber auch die theuerste Stadt in Holland ist.

Fünfter Brief.

Rükblik in die Geschichte der vereinigten Niederlande. — Frankreichs Politik und Ränke. — Ursache der leichten Eroberung Hollands. — Schändliches Verfahren Napoleons mit Schimmelpennink. — Hollands Erhebung zum Königreich. — Anekdote. — Vereinigung Hollands mit Frankreich. — Wirkungen davon. — Das Douanen-System und die Konskription. — Uebersicht des Verlustes der Niederlande durch Frankreich. — Gegenwärtige Lage der Niederlande. — Staatsschuld und Reichthum des Landes. — Blik in die Zukunft.

Amsterdam.

So ungern ich mich auch auf politische Gegenstände einlasse, so halte ich es doch für meine Pflicht, dasjenige, was ich von den Ereignissen der leztverflossenen thatenreichen Zeit erfahre, und was nicht bereits durch Schriften bekannt geworden ist, zu Deiner Kenntniß zu bringen, da es oft wichtige Aufschlüsse über die Begebenheiten des Tages gewähret, und so möge denn also auch das, was mir einige Holländer aus der nächsten Vergangenheit ihres Vaterlandes erzählt haben, hier eine Stelle finden.

Die Niederlande waren seit der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Haupttummelplaz der französischen Kabale, und nur Friedrichs des Großen Scharfblik vermochte die von hier aus geschmiedeten

Ränke des Kabinets von Versailles zu durchschauen; nur seine Klugheit verhinderte ihre verderblichen Wirkungen. Das hohe Alter des großen Königes schwächte endlich seine Thätigkeit und nun gelang es Frankreich die Holländer, ganz wider den Willen des Erbstatthalters, zu einem Bündniß gegen die Engländer in dem nordamerikanischen Freiheitskriege zu bewegen. Die Feindseligkeiten gegen England wurden nicht mit dem gehörigen Nachdruk ausgeübt, weil das Kabinet vom Haag es nie ernstlich damit meinte, und nur dem Andringen der von Frankreich gewonnenen Parthei nachgab, daher hatten die Engländer keinen wesentlichen Nachtheil davon, dem holländischen Handel aber erwuchs durch den Bruch mit England ein unermeßlicher Schade. Dieses wurde der Grund des Hasses gegen den Erbstatthalter, der ihn ohne seine Schuld trug; denn seine Politik war die richtige und zwekte zum Wohl seines Vaterlandes ab. Frankreich nährte diesen Haß auch nach geschlossenem Frieden und wußte ihn so zu steigern, daß man damit umgieng, dem Erbstatthalter seine Würden zu entreißen, und die Familie Oranien aus den Niederlanden zu verbannen. Das französische Kabinet hatte dabei die Absicht, Holland ganz dem Einflusse Preussens und Englands zu entziehen und es den seinigen zu unterwerfen, wodurch, wenn dieser Plan gelungen wäre, es zu gleicher Zeit Oestreich, Preussen und England hätte bedrohen können.

Glüklicher Weise war Frankreich zu der Zeit zu ohnmächtig, um die ihm ergebene Parthei mit mehr als mit schönen Worten zu unterstüzzen, und mußte daher das Einrükken der Preussen in Holland geschehen lassen, wodurch die Ruhe wieder hergestellt, und Holland ganz dem französischen Einflusse entzogen wurde.

Das Betragen des Erbstatthalters in den damaligen Zeiten läßt sich freilich nicht in allen Stükken rechtfertigen, indessen sind wohlunterrichtete unpartheiische Männer der Meinung: er hätte auch mit dem tadellosesten Benehmen nichts gebessert; denn es war einmal darauf abgesehen, ihn zu Schritten zu verleiten, die einen Vorwurf gegen ihn begründen konnten, daher mochte er handeln wie er wollte, so machte er es der Parthei, die wider ihn war, nicht recht. Beide Partheien, sowohl die Patriotenparthei als die Erbstatthalterische, die nun längst allen Groll gegen einander abgelegt haben, sind jezt darin einstimmig, daß, ohne Dazwischenkunft der preussischen Truppen, einer der blutigsten Bürgerkriege entstanden wäre, der sehr leicht schon damals Hollands gänzlichen Untergang hätte herbeiführen können. Der nordamerikanische Krieg, und die Erbstatthalterischen Händel kosten den vereinigten Niederlanden, nach der niedrigsten Berechnung, die Summe von 180 Millionen Gulden.

Die Patriotenparthei war durch Preussen zwar zum Schweigen gebracht, aber nicht vertilgt, und

sie faßte neue Hoffnungen, als die französische Revolution ausbrach. Viele Patrioten befanden sich in Frankreich, diese briefwechselten mit denen, die im Lande zurükgeblieben waren, man bearbeitete das Volk, man unterhandelte mit den französischen Machthabern, und so geschahe es denn, daß die Neufranken offne Thore und offne Arme fanden, als sie Holland besezten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Holland sich vertheidigen konnte, und vielleicht wäre dieses Land der Damm gewesen, an dem sich die Macht der Franzosen gebrochen hätte, wenn sich die verblendeten Niederländer nicht in die Arme der Neufranken geworfen hätten. Die Behandlung, die diese Unglüklichen erfahren haben, ist bekannt; sie war dazu geeignet, den Eifer der Patrioten abzukühlen, und gab ihnen hinreichende Veranlassung, ihre Thorheit zu bereuen. Die Kontributionen, allein die großen runden Summen gerechnet, kosteten den Niederlanden an 100 Millionen Gulden; der Verlust im Handel und an Plünderungen u. dgl. beträgt doppelt so viel. Ueberdies verließen viele reiche Familien mit ihrem Vermögen das Land auf immer; viele Fabriken giengen ein, und Land- und Seemacht giengen zu Grunde. Für alle diese Aufopferungen erhielt Holland nichts weiter, als den Namen einer unabhängigen Republik, ohne es in der That zu seyn, und doch fanden sich noch Thoren, die dieses für ein Glük ansahen: aber selbst diese lezte armselige Täuschung sollte den Unglüklichen geraubet werden.

Der Rathspensionär Schimmelpenninck, ein Mann, der, nach dem Urtheil aller Partheien, sich durchaus nicht dazu eignete, an die Spizze der Staatsgeschäfte zu treten, wurde zum Präsidenten dieser Republik von Napoleon gewählt, weil man ihn für das tauglichste Opfer hielt, das einer höllischen Politik gebracht werden sollte. Bitterer konnte nicht leicht ein Volk gehöhnt, schändlicher nicht die Menschheit mißhandelt werden, als es hier in Ansehung des Präsidenten Schimmelpenninck geschah. Schon in dem Augenblik, als diesem die hohe Staatswürde ertheilt wurde, war es beschlossen ihn zu verderben, und da man Ermordung dieses unschuldigen Mannes zu auffallend fand, so wurde er durch künstliche Mittel, auf Napoleons Befehl blind gemacht, damit er seiner Stelle entsagen müßte. Es ist dieses nicht etwa eine bloße Muthmaßung, sondern eine bis zur Evidenz erwiesene Sache, daß Napoleon die Erblindung Schimmelpenninks veranlaßte, um seinem Bruder einen Thron gründen zu können. Auf Napoleons Geheiß mußten holländische Deputirten sich den Louis Bonaparte als König erbitten, und die unzweideutig ausgesprochenen Drohungen machten jeden Widerspruch unmöglich. Die kurze Regierungs-Epoche Louis biethet eine Reihe von widersinnigen Maaßregeln und von Unglüksfällen dar, wie sie selten in einem ähnlichen Zeitraum in einem Staate statt gefunden haben. Un-

geheure Summen wurden für den Hofstaat verschleudert, eine kostspielige Landmacht gebildet, mehrere der einträglichsten Kolonien giengen verloren, und endlich wurde sogar ein Stük von dem Grundgebieth des neuen Königreichs an Frankreich abgetreten. Louis hatte für seine Person nicht Schuld daran, darum wurde er auch nicht gehasset, da man in ihm nur ein willenloses Werkzeug in der Hand des Tirannen sah, aber die Behauptung: daß die Holländer ihn geliebt haben, ist unwahr; dann dazu hatten sie keine Veranlassung. Karakteristisch sind die Maaßregeln, die die Franzosen anwandten, um der Welt glauben zu machen, Louis sey nach dem wirklichen Wunsche der Holländer zu ihrem Könige gemacht worden. Man vertheilte Geld unter den Pöbel, um ihn zum Jubeln bei dem Einzuge des neuen Königes zu bewegen; er nahm das Geld und schwieg. Man wollte daß das Volk die Pferde ausspannen und den Wagen des Königes ziehen sollte; man both dem Pöbel zwei Karolin für den Mann, um dieses zu bewerkstelligen, aber es fand sich keiner der es thun wollte. Endlich vertheilte man eine Anzahl Billets zum Schauspiel, um da wenigstens ein Lebehoch zu Stande zu bringen, allein es wurde durch Zischen und Pochen überstimmt.

Die endliche Vereinigung der Niederlande mit Frankreich, sezte dem Unglük des gemißhandelten Landes die Krone auf, und auch die lezte thörigten

Hoffnungen, die einige Leichtsinnige bis jezt von der Verbesserung der Lage ihres Vaterlandes geheget hatten, wurden durch die widersinnige französische Verwaltung zerstört, die es bei einer längeren Dauer dahin gebracht haben würde, daß die Holländer ihr Vaterland verlassen, und es dem Meere zurük gegeben hätten, da die Last der fremden Herrschaft ihnen unerträglich wurde. Die Handelssperre und das damit verbundene Duanensystem, wurden eingeführt, und damit alle Quellen des Erwerbs verstopft. Schon unter Ludwigs Regierung fand die Sperre statt, aber sie wurde nicht strenge gehandhabet, und gestattete noch immer einigen Handel, dieses hatte nun aber ein Ende. Die Konskription fiel den Holländern nicht weniger hart, wie dieses in einem Lande, dessen größere Hälfte der Bevölkerung in Städten wohnet, und wo der Soldatenstand von jeher verhaßt war, nicht anders seyn konnte. Auf eine Bevölkerung von 1,800,000 Einwohner mußten 50,000 Mann Truppen gestellet werden; der 36te Mensch war also Soldat; oder, wenn man die Ergänzung, wegen der häufigen Feldzüge in Anschlag bringt, sogar den 30te. Man gieng bei Einziehung der Konskribirten, mit einer schauderhaften Härte zu Werke; man marterte diejenigen, die Krankheiten vorschüzten, um sich von der Wahrheit ihrer Angabe zu überzeugen, man beraubte Greise ihres Vermögens, um sie für die Flucht ihrer Söhne zu be-

strafen, und man übte Grausamkeiten aus, die unglaublich scheinen, da man nur auf diese Weise, die einmal festgesezte Truppenzahl vollständig machen zu können wähnte. Bei diesem allen hatten die Niederländer noch den Schmerz, zu sehen, daß aller drükender Abgaben ohngeachtet, nicht einmal die nöthigen Summen zu Unterhaltung der Dämme angewiesen wurden, weshalb sie befürchten mußten, einen Theil ihres Vaterlandes von den Wellen verschlungen zu sehen. Von tausend Beispielen, wie Napoleon mit dem Vermögen der Holländer schaltete, und welche Pläne er darauf bauete, nur dieß eine: Es wurden förmliche Register von den reichen holländischen Mädchen und jungen Wittwen gehalten, und diese waren französischen Offizieren, zur Belohnung ihrer Verdienste als Gattinnen zugedacht. Das Ende der Herrschaft des Tyrannen verhinderte die Ausführung dieses Planes.

Unter diesen Umständen, mußte sowohl die Bevölkerung des Landes, als dessen Wohlstand in Abnahme gerathen, und dieses war auch auf eine beispiellose Weise der Fall. Amsterdam verlohr in wenigen Jahren $^1/_6$ seiner Bevölkerung; im Haag wurden 660 Häuser, der zu hohen Grundsteuer wegen, niedergerissen, in mehreren andern Städten schritt man gleichfalls zu dieser Maaßregel, und die Grundstükke sanken so sehr in ihrem Werthe, daß sie für den vierten Theil ihres ehmaligen Preises keine Käufer fanden.

Was die Niederlande in einem Zeitraum von etwa 35 Jahren durch Frankreich verloren haben, magst Du daraus entnehmen, daß die Staatsschulden, die vor dem nordamerikanischen Kriege noch nicht 500 Millionen Gulden betrugen, gegenwärtig auf die ungeheure Summe von 1500 Millionen Gulden angewachsen sind. Außerdem haben die Niederlande mehrere ihrer einträglichsten Kolonien, wie das Vorgebirge der guten Hoffnung, für immer verloren; die Muskatennüsse und Gewürznelken, mit denen sie einst den Alleinhandel hatten, werden jezt auch in den englischen Kolonien gebaut, die Hälfte ihrer Fabriken ist eingegangen, und ihre Handelsfonds sind wenigstens um ein Drittel vermindert.

Die gegenwärtige Lage der Niederländer ist gegen ihre frühere, höchst traurig zu nennen, denn ihre Verluste sind unermeßlich, und es ist keine Hoffnung zum Ersaz vorhanden, da die bedeutendsten Erwerbquellen für immer versieget sind. Die natürliche Folge der so hoch aufgelaufenen Staatsschuld, sind unerschwingliche Abgaben, die sogar auf die unentbehrlichsten Lebensmittel, 60 bis 100 Prozent betragen. Die Lebensmittel stehen also hoch im Preise, wodurch der Arbeitslohn gesteigert wird, was den allmählichen Untergang der Fabriken veranlassen wird. Demohngeachtet würdest Du dich irren, wenn Du Holland für arm halten wolltest. Der Wohlstand des Landes ist

zwar tief erschüttert, aber noch nicht zerstört, denn dazu war er zu fest gegründet. Die Niederländer sind zwar mit einer Staatsschuld von 1500 Millionen Gulden belastet, doch ist der Staat größtentheils nur seinen eignen Bürgern schuldig, dagegen sind die Holländer Gläubiger von beinahe allen europäischen Nationen, und man rechnet ihre sichere Forderungen an die verschiedenen Staaten unseres Weltheils auf 1200 Millionen Gulden. Vertheilte man diese Summe auf die Einwohnerzahl, so besäße selbst ein Bettler 666⅓ Gulden Kapital. Welch ein reiches Land!

Die Vereinigung Belgiens mit Holland, dies Werk der englischen und russischen Politik, wird die wichtigsten Folgen für Europa haben, und kann leicht ein Keim zu künftigen blutigen Kriegen werden. Man wollte durch dieses neue Königreich, Preussens wachsender Größe einen Damm entgegensezzen; diese Absicht hat man denn auch erreicht, allein man bedachte nicht, daß man Frankreich einen mächtigen Bundesgenossen zuwies, den es zum Verderben der andern Mächte zu nuzzen, nicht unterlassen wird. Die Niederlande sind jezt aus einem Handelstaat eine Landmacht geworden, die zu groß ist, um sich auf den Schuz eines andern Staats zu verlassen, und nicht groß genug, um sich gegen eine der großen Mächte allein vertheidigen zu können. Volle Selbstständigkeit wird nun das Ziel seyn, nach dem dieser

Staat künftig strebet, und Frankreich wird diesen Zwek zum Köder machen, um die Niederlande in seine Pläne zu verwikkeln. Ein Krieg mit England und mit den deutschen Staaten, könnte ja leicht, wenn er glüklich ausfiele, den Niederlanden Hanover und die angrenzenden Länder eintragen, und dadurch würde, mit der Vergrößerung dieses Staats, seine Unabhänigkeit begründet. Dieses ist eine Ansicht wohlunterrichteter Holländer, und ich glaube, daß sie die richtige sey.

Der Haß der Belgier gegen die Holländer, spricht sich ganz unumwunden aus, wovon ich mehrere unzweideutige Beispiele gesehen habe. Die niederländische Regierung wird sehr vorsichtig zu Werke gehen müssen, um dieses starrköpfigte Volk im Zaume zu halten; seine Liebe zu gewinnen, darauf mag sie nur immer, während der Dauer der gegenwärtigen Generation, Verzicht leisten. Diese hält sich für aufgeopfert, ob mit Grund — das mögen die Politiker entscheiden.

Sechster Brief.

Ausfall meiner Angelegenheiten. — Eindruk, den Napoleons Rükkehr auf die Einwohner von Amsterdam macht. — Ein Akt der strafenden Gerechtigkeit. — Utrecht. — Reisegesellschaft. — Weg von Utrecht nach Arnheim. — Sonderbares Recht der Gastwirthe in Arnheim. — Getreidehandel. — Der Kirmis. — Die Hauptkirche. — Merkwürdige Grabmäler. — Das Spinn- und Arbeitshaus.

Arnheim.

Endlich habe ich dem geräuschvollen Amsterdam, nach einem Aufenthalt von drei Monaten, für immer Lebewohl gesagt, nachdem auch ich die bittre Erfahrung gemacht hatte, daß der Unstern, der von da aus meiner Familie drohete, noch verderblich auf mein Schikfal wirkt. Nur mit genauer Noth bin ich einer Lebensgefahr entgangen, die mir die teuflische Hinterlist eines Bösewichts bereitet hatte, die Hälfte meiner Forderungen habe ich ganz eingebüßt, von der andern Hälfte vorläufig nur zehen Prozent erhalten, und ob ich von dem Uebrigen noch etwas rette, ist höchst ungewiß. Erlaß mir die Erzählung dieses Gewebes von Abscheulichkeiten, das mich um meine gerechten Hoffnungen betrog, meine Aussichten in die Zukunft sehr trübe macht, und selbst mein Leben verkürzt haben würde, wenn mich mein guter Genius, nicht

zu rechter Zeit gewarnet hätte. Die Erinnerung daran ist mir höchst schmerzhaft, darum wirst Du mein Bemühen, sie zu vergessen, billigen; einst, wenn ich gleichgültiger gegen meinen Verlust geworden seyn werde, will ich Dich mit den näheren Umständen davon bekannt machen.

Die Entscheidung meiner Angelegenheiten, und die durch Napoleons Rükkehr aufs Neue ausbrechenden kriegerischen Feindseeligkeiten, bewogen mich zu einer schnellen Abreise und waren Ursache, daß ich meinem anfänglichen Plane entgegen, darauf Verzicht leistete, die nördliche Provinzen der Niederlande und Belgien kennen zu lernen. Statt des Seebades, das ich zu brauchen gesonnen war, will ich eines der nassauischen Bäder anwenden, um meine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, und bei dieser Gelegenheit sehe ich auch die vorzüglichsten Rheingegenden.

Die lezten Eindrükke, die Amsterdam in mir zurükgelassen hat, waren theils lächerlicher, theils widerlicher Art, und sind auch, abgesehen von dem, was mich selbst betraf, nicht dazu geeignet, mir das Andenken an diese Stadt werth zu machen. Es ist nicht Frivolität, wenn ich die Wirkung, die die Nachricht von Napoleons Landung auf die Amsterdammer machte, lächerlich finde: dann ich sehe die großen Folgen dieser Begebenheit sehr wohl ein, und eine Besorgniß deshalb ist Jedem zu verzeihen. Aber wenn eine so ehrenfeste Nation,

wie die Holländer sind, bei einer doch noch immer entfernten Gefahr, so ganz die Besonnenheit verliert, wenn sie Alles verloren glaubt, wenn alle Geschäfte unterbrochen, alle Pläne und Spekulationen aufgegeben werden, und alles toll und blind durcheinander rennt, dann kann man dieses doch nicht anders als höchst lächerlich finden. Dieß war bei der erwähnten Nachricht der Fall in Amsterdam. Man erfuhr dieses Ereigniß zuerst des Abends, und Alles was Füße hatte, machte sich auf die Beine, um die schrekkensvolle Neuigkeit seinen Bekannten mitzutheilen. In den Komptoirs wurde die Nacht über gearbeitet, was nicht arbeitete begab sich auf die Straße, die Kaffee- und Nachthäuser füllten und überfüllten sich, und alles kreuzte nach nähern Nachrichten umher. Sobald es Tag war, wurden die Post und die Zeitungs-Expeditionen belagert, man entriß sich die Zeitungen, an mehrerern Orten versammelten sich große Menschenhaufen, die die Leute, bei denen sie Zeitungen erblikten, zwangen solche auf offner Straße laut abzulesen; man frug, erzählte, stritt, und die Neuigkeit des Tages war so ausschließlich der Gegenstand, mit dem sich Jedes, ohne Unterschied des Alters, Standes und Geschlechts beschäftigte, daß es nicht möglich war, jemanden über irgend eine andre Sache Rede abzugewinnen. Ich bin zugegen gewesen, wo eine Feuersbrunst Millionen verzehrte, ich war in einer belagerten Stadt, während sie vom Feinde

beschossen wurde, ich habe der Retirade einer vollständig geschlagenen Armee mit beigewohnet; ja, ich erlebte eine mit kannibalischer Wuth verübte Plünderung, doch nie sah ich eine solche besinnungslose Angst. Die Börse glich einem Irrhause, auf den Kaffeehäusern, die den ganzen Tag über gedrängt voll waren, wurden Millionen Papiere mit zehn, funfzehn, achtzehn und mehr Prozent Verlust verkauft, die abentheuerlichsten Lügen kamen zum Vorschein; alle Monarchen sollten auf dem Kongreß in Wien ermordet worden seyn, in Rußland ließ man eine Revolution ausbrechen, von den Polen ließ man Berlin besezen; mit einem Wort, man schien den Verstand verlohren zu haben.

Endlich, den dritten Tag gewann man die Fassung wieder, der Schrekken hatte sich vermindert und vom Haag aus erschienen Bekanntmachungen, die die furchtsamen Gemüther beruhigten, aber auch zugleich die Organisirung des Landsturms anbefohlen. Nun war es merkwürdig zu sehen, wie man dabei zu Werke gieng. Wer hätte nach dieser geäußerten Todesangst, vor Napoleons Erscheinen, nicht glauben sollen, ganz Amsterdam würde sich bewaffnen, um Heerd und Eigenthum bis auf den lezten Blutstropfen zu vertheidigen, doch es geschah gerade das Gegentheil. Die Polizey-Kommissäre mußten mit Gewalt einige Landsturm-Männer zusammen treiben, dieses

gelang aber so übel, daß von dem ganzen großen Amsterdam ohngefähr 1400 Mann aufgebracht wurden, die aus zitternden Greisen und armseeligen Krüppeln bestanden, welche man aus den Hospitälern zusammen gelesen hatte. Du wirst mir Recht geben, daß, sowohl der geäußerte Kleinmuth, als die zur Vertheidigung des Landes genommenen Maaßregeln, in soweit sie Amsterdam betrafen, etwas höchst Lächerliches waren.

Einen widerlichen Eindruk machte auf mich ein Akt der strafenden Gerechtigkeit, den ich gegen meinen Willen mit ansehen mußte. Ich gieng nämlich zufällig über den alten Burgplaz, auf dem ich eine große Volksmenge versammelt fand, von der ich mich bald so eingeschlossen sah, daß an kein Fortkommen zu denken war. Auf meine Frage: was es da gebe? zeigte man auf einen, am Gefangnenhause befindlichen Altan, auf dem sechs Verbrecher standen, die mit großen Tafeln vor der Brust, worauf man ihre Vergehen geschrieben hatte, zur Schau ausgestellt waren. Einbrüche, bedeutende Diebstähle und unnatürliche Wohllust waren die Verbrechen, für die sie mit öffentlicher Ausstellung, mit einer großen Anzahl Ruthenstreiche, und mit mehrjähriger Zuchthausstrafe belegt wurden, und um das Ausstellen und Auspeitschen mit anzusehen, hatte sich eine Volksmenge von 6 bis 8000 Menschen versammlet. Diese Strafart giebt einen Beweis von der Mangelhaftigkeit der holländischen

Kriminaljustiz, die den Zwek der Strafe durchaus verkennen muß, da sie dem Verbrecher die Rükkehr zur Bahn des Guten beinahe unmöglich macht. Auch der verhärtete Bösewicht ist nicht ganz ohne Gefühl für Schande, und nur selten erreicht der Mensch einen solchen Grad der Verworfenheit, daß er ganz gleichgiltig gegen das Urtheil Anderer über ihn wird; und so lange dieses nicht der Fall ist, ist noch nicht alle Hoffnung zu seiner Besserung verlohren. Wird aber seine Schlechtheit öffentlich zur Schau gestellt, so wird ihm dadurch der lezte Beweggrund gut zu werden genommen; denn zu dem Vorsazze aus Pflichtgefühl gut zu werden, kann er sich nicht erheben, und in der Meinung der Welt bleibt er einmal entehrt. Der Anblik entehrender Strafen schrekt, wie eine lange Erfahrung lehret, nicht von Verbrechen zurük; im Gegentheil macht sie die rohe Menge gleichgiltig dagegen, wie ich auch unter diesem Haufen Anlaß hatte zu bemerken; denn ich mußte Aeußerungen anhören, die mich schaudern machten. Endlich empört nicht nur der Anblik einer körperlichen Züchtigung das Gefühl, sondern die Entblößung der Sträflinge beleidigt auch die Sittlichkeit. Ueberdem läßt sich eine dreifache Strafe nicht wohl mit einer unpartheiischen Gerechtigkeit reimen. Ausstellung, also Entehrung, Auspeitschung, wodurch ein nicht geringer körperlicher Schmerz, und vielleicht eine anhaltende Ungesundheit bewirkt wird, und endlich Ver-

lust der Freiheit auf mehrere Jahre; dieses zusammengenommen ist Grausamkeit; und grausam sollte die Justiz nie seyn. Unsere neueren Rechtslehrer sind so ziemlich darüber einig, daß der Anblik von Strafen, weit entfernt von Vergehungen zurük zu schrekken, nachtheilig auf die Sittlichkeit wirke; hier scheint man das Gegentheil zu glauben.

Bei meiner Abreise von Amsterdam gaben mir mein hamburger Reisegefährte und ein paar Holländer, mit denen ich mich während meines dasigen Aufenthalts befreundet hatte, das Geleite bis nach Utrecht. Wir fuhren des Abends um 8 Uhr ab, und verkürzten uns die Nacht in der Trekschuite mit einer Parthie Whist, bis der Schlaf uns seine Mohnkörner streute. Frühe um 4 Uhr des Morgens rüttelte uns der Schiffer von unsern Polstern auf, und wir waren in Utrecht.

Utrecht ist eine der angenehmsten holländischen Städte, die ich, wenn es die Wahl eines festen Aufenthalts beträfe, allen andern vorziehen möchte, da sie eine gesunde Lage, gutes Trinkwasser, und höchst freundliche Umgebungen hat. Außerdem nähern sich die Sitten und Gewohnheiten schon einigermaßen den deutschen, auch wird man hier nicht, wie in andern niederländischen Städten, von einem groben Bettelpöbel belästigt. Die Merkwürdigkeiten dieser Stadt, die ich bei meiner frühern zweimaligen Anwesenheit noch nicht gesehen hatte, und mit deren Aufzählung ich Dich nicht behelligen

will, hielten mich hier noch einen Tag lang auf. Ich genoß während meiner Anwesenheit daselbst viel Artigkeiten von einem Kaufmanne, an den ich eine Empfehlung hatte; er führte mich selbst zu den Sehenswürdigkeiten hin, bewirthete mich auf eine prächtige Weise, und lud mich ein, einige Tage bei ihm auf einem Landhause zu verweilen. Diese in Holland ganz ungewöhnliche Gastfreiheit überraschte mich, und gern hätte ich davon Gebrauch gemacht, wenn meine Sehnsucht nach den Rheingegenden weniger groß gewesen wäre.

Zu meinem Fortkommen wählte ich, in Ermanglung einer andern Gelegenheit, die Post. Der Postwagen besaß alle Vorzüge der preussischen, ausserdem aber war er ungewöhnlich niedrig, daher ich meine nicht ganz kleine Figur nur in gekrümmter Stellung unterbringen konnte, wodurch mir die Reise äußerst beschwerlich wurde. Auch die Gesellschaft war nicht dazu geeignet, mir die Unannehmlichkeit der Fahrt vergessen zu machen, denn sie bestand aus wüthenden Politikern, die mit einer jämmerlichen Unwissenheit eine unbesiegbare Streitsucht verbanden. Mir blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als den Kampf mit meiner übeln Laune zu bestehen, die durch die schlechte Beschaffenheit des Weges von Zeit zu Zeit neue Nahrung erhielt. Ich kenne das Fahren auf der ordinären Post mehr aus Beschreibungen als aus eigner Erfahrung; denn ich bin außer diesem nur noch ein-

mal einige Meilen weit auf einer preussischen Post gefahren, doch nach meiner Empfindung ist es eine Marter, deren sich kein Mensch aussezzen sollte, der noch irgend ein anderes Fuhrwerk zu bezahlen im Stande ist. Schwerlich werde ich je wieder einen Postwagen besteigen, außer wenn diese Qualmaschinen eine andre Einrichtung erhalten, wodurch die Reisenden wenigstens wegen ihrer gesunden Glieder gesichert sind.

Der Weg von Utrecht nach Arnheim führet durch gras- und fruchtreiche Fluren, die einen lachenden Anblik gewähren. Man siehet nicht mehr die unendlichen Wiesenflächen und geradlinigten Kanäle, sondern sanfte Hügelgruppen erheben sich in einer reizenden Mannigfaltigkeit, und bieten dem Auge eine Abwechselung dar, die um so anziehender ist, da sie so nahe an Gegenden trifft, die, ohngeachtet ihres reichen Anbaues, durch ihre Einförmigkeit auf die Länge bis zum Ermüden langweilig werden. Das Land wird nach und nach immer höher, die Landschaften werden bunter und karaktervoller, bis man auf's Neue in ein tiefes, aber freundliches Thal gelangt, das sich längs dem Ufer des Rheines, in einer ziemlichen Entfernung von malerischen Bergen begrenzt, hinziehet. Hier begrüßte ich zum erstenmal diesen König deutscher Ströme, denn die unbedeutenden Aerme, die bei Utrecht und Leiden fließen, verdienen den Namen nicht, da sie sichtlich nichts weiter wie gegrabene

Kanäle sind, bei Rotterdam aber hat er sich schon mit der Maas vereinigt. Mit einem hohen Wellenschlage wälzet sich hier der prächtige Strom, durch eine heitere reichangebauete Ebne, die eine den stolzen Fluten würdige Einfassung bildet, und die hohe Fruchtbarkeit wahrscheinlich nur der Ueberschwemmung des Flusses zu danken hat.

Wegen meines Unterkommens in Arnheim hatte ich einen unangenehmen Auftritt, der mich mit einem sonderbaren Recht der Gastwirthe dieser Stadt bekannt machte. Bei meiner Ankunft frug ich auf der Post nach einem Gasthofe, und eine gutgekleidete Frau kündigte sich mir als eine Gastwirthin an, nahm auch ohne weiteres sogleich mein Gepäkke in Beschlag, das sie durch ein paar Träger fortbringen ließ, und bat mich ihr zu folgen. Sie führte mich nach ihrem ohnfern der Post belegenen Hause, in ein ziemlich ärmliches Gastzimmer, entfernte sich dann mit der Aeußerung, mir ein Zimmer bereiten zu wollen, und kam nach einigen Augenblikken mit der Nachricht zurük, daß diese Arbeit geschehen sey. Ich besahe nun die mir zugedachte Ruhestätte und wurde gewahr, daß ich in die elendeste Kneipe gerathen sey, der es an jeder anständigen Bequemlichkeit mangelte, daher mir nichts weiter übrig blieb, als einen andern Gasthof aufzusuchen. Diesen fand ich denn auch zwar bald, jedoch der Wirth weigerte sich mich aufzunehmen, bevor jene Wirthin mich freiwillig von sich

ließe, welches sie zu thun nach einem hier giltigen Recht nicht gehalten sey, da ich einmal meine Sachen bei ihr abgelegt habe. Um Weitläufigkeiten zu vermeiden, mußte ich mich dazu verstehen, ihr die Genehmigung, aus ihrer Schmuzhöhle auszuziehen zu können, mit einem Laubthaler abzukaufen. Ich erinnerte mich hiebei der Aeußerung eines amsterdammer Kaufmanns, der mir sagte: der Fremde findet in Holland kein Recht; seiner Forderungen, die er im Wege des Prozesses geltend machen will, gehet er verlustig, und in allen Streitsachen behält er Unrecht. Ich habe zu meinem Schaden erfahren, daß es so ist, aber dieser Gemeingeist macht den Holländern keine Ehre. Führt Dich dein Weg einst einmal durch Arnheim, so vermeide die lederne Kanone, dieß ist der ominöse Name der Herberge, in der ich mich loskaufen mußte; den goldnen Schweinskopf kann ich aber als einen guten Gasthof empfehlen.

Arnheim liegt an dem Abhange eines Berges, hart am Rhein, der hier durch große Dämme eingedeicht ist, die er zuweilen übersteigt, und denn den größten Theil der Stadt unter Wasser sezzet, was auch in diesem Frühjahr der Fall gewesen ist, wovon die Spuren noch kenntlich waren. Die Stadt ist nach alter Art, doch nicht schwach befestiget, und wurde in dem lezten Kriege von einer Division des bülowschen Korps, mit Sturm erobert. Die Einwohner, die sich auf eine Plünderung ge-

faßt gemacht hatten, sind durch die gute Manns-zucht der Preussen überraschet worden, und segnen die tapfern Krieger, deren Menschlichkeit ihnen unvergeßlich bleibet.

Der Getreidehandel dieser Stadt ist von großer Bedeutung, und die Hauptquelle ihres Wohlstandes. Die Provinzen Preussisch-Geldern und Cleve, bringen hier ihren Ueberfluß zu Markt, mit dem sich die Einwohner von Oberyßel, Holland und Holländisch-Geldern versorgen. Der Verkehr ist ansehenlich; es werden an einem Markttage oft mehrere tausend Scheffel gekauft und verkauft, und da die Bürger von Arnheim das Vorkaufsrecht haben, so erwächst ihnen daraus ein sicherer Gewinn.

Der Zufall fügt es, daß ich, gerade zur Zeit eines Kirmisses hier bin, welcher Umstand mir Gelegenheit giebt, die Landleute dieser Gegend kennen zu lernen. Die Gelderer sind ein großer, kraftvoller Menschenschlag, aber, in Hinsicht der körperlichen Schönheit, von der Natur höchst stiefmütterlich ausgestattet. Was den Geist betrifft, so scheint ihnen keine überflüßige Gabe davon zu Theil geworden zu seyn; wenigstens gieng es auf dem stark besuchten Kirmiß so ruhig zu, daß ich mich veranlaßt fühle, bei ihnen eine große Seelenträgheit vorauszusezzen.

Die hiesige Hauptkirche ist, wegen ihrer ausnehmenden Größe und wegen ihres zierlichen Thurmes, sehenswerth, der in seiner Bauart von dem gewöhnlichen altdeutschen Style abweichet. Einige unter dem Gesimse des Thurmes angebrachte Köpfe von kolossaler Größe, nehmen sich höchst abentheuerlich aus. Ein Liebhaber von Kuriositäten, bewundert auch die große, 100 Zentner schwere Glokke. In der Kirche fand ich zwei merkwürdige Grabmäler, wovon mir das eine wegen einer seltsamen Idee auffiel, die der Bildhauer dabei ausgeführet hat. Es stellt ein junges, schönes Frauenzimmer neben einem Todtengerippe, auf einem Ruhebette liegend, dar. Sie war die Tochter eines Kanzlers von Geldern, die als Braut starb. Die Arbeit ist nicht ohne Kunstwerth, und machte auf mich einen tiefen Eindruk. Ein junges, blühendes Leben, so hart an die vollendete Vernichtung gelegt, kann nicht anders als erschüttern; doch möchte ich den Künstler dieses Gedankens wegen nicht tadeln, denn ist es der Zwek eines Grabmals, Mitgefühl für einen Abgeschiedenen zu erwekken, so hat er dieser Absicht vollkommen entsprochen. Der Genius mit der umgekehrten Fakkel, will bei uns doch nie so ganz den Sensenmann ersezzen; wir sehen den leztern, seiner abschrekkenden Gestalt ohngeachtet, doch noch immer lieber an unsern Grabmälern als jenen, der uns karakterlos vorkommt, weil die alte Mythe zu unsern ernsten

Glaubenslehren nicht paßt. Das zweite Grabmal umschließet die Gebeine des Herzogs Karl von Geldern, der berühmt durch seine vom Glük gekrönte Kühnheit war. Seinem Vater Adolph, der sich auf eine schauderhafte Weise an seinem Vater Arnold vergangen hatte, den er der Regierung beraubte und grausam behandelte, wurde, wegen dieses Verbrechens, von Karl dem Kühnen von Burgund sein Herzogthum genommen und auf Kaiser Maximilian vererbt. Dieser Karl hatte den Muth sein rechtmäßiges Erbe dem deutschen Kaiser zu entreißen; und er vertheidigte sich gegen ihn und den mächtigen Karl den V. mit dem besten Erfolge. Er behauptete sein kleines Land gegen zwei der kraftvollsten deutschen Kaiser 46 Jahr lang, und starb lebenssatt 1538. Das Denkmal bestehet aus einem mit Basreliefs gezierten Altar von schwarzem Marmor, auf dem die alabasterne Bildsäule des Herzoges ruhet. Es ist zu bedauern, daß dieß gut gemeißelte Werk von den Franzosen verstümmelt worden ist.

Das hiesige Spinn- und Arbeitshaus, das auf Kosten der ganzen Provinz unterhalten wird, und deshalb auch alle Armen der Landschaft aufnimmt, verdienet wegen der musterhaften Ordnung, und der bis ins peinliche gehenden Reinlichkeit gerühmt zu werden. Die hier unter gebrachten Armen und Landstreicher werden reichlich verpflegt, das Essen

ist von guter Beschaffenheit, und ihre Lage kann nicht besser gedacht werden. Würde man die Landstreicher und Sträflinge von den eigentlichen Armen trennen, so würde diese in jedem Betracht vortreffliche Anstalt nichts zu wünschen übrig lassen.

Siebenter Brief.

Nimwegen. — Der Hafen. — Promenade. — Weite Aussicht. — Römischer Tempel. — Kapelle. — Bettelei und schändliches Gewerbe der Kinder. — Das Rathhaus. — Der wakkere Landsmann. — Reisegesellschaft auf der Post. — Crevelt. — Düsseldorf. — Wohlstand und Geldmangel. — Bildsäule. — Schöne Frauen. — Schöne Soldaten. — Der Hofgarten.

Düsseldorf.

Von Arnheim fuhr ich nach Nimwegen auf einem festen und breiten Damm, der mit großem Aufwande durch die niedrige Wiesenfläche zwischen dem Rhein und der Waal gezogen ist, um bei hohem Wasser die Gemeinschaft zwischen beiden Städten zu unterhalten. Längs dem Damme wird man einen Kanal gewahr, dessen man sich ehedem zur Fahrt mit der Trekschuite bediente, der aber nicht mehr benuzt wird, weil durch das Austreten der Flüsse die Fahrt häufig unterbrochen wurde, weshalb man genöthigt war, den Damm anzulegen, der das Eingehen des Kanals zur Folge hatte. Beinahe während des ganzen 4 Stunden langen Weges hatte ich mein Reiseziel, Nimwegen, in Gesicht, das prächtig längs dem Abhange eines beträchtlich hohen Bergrükkens sich ausbreitet, und sich bis an das Ufer der mächtig, mit schäumen-

dem Wellenschlage dahin rauschenden Waal herabziehet, deren Fluten die Stadtmauer bespühlen.

Die Stadt, die sich aus der Ferne so prunkend ankündigt, hat meistens krumme, dunkle Straßen und unansehnliche, oft häßliche Häuser, und siehet nicht im mindesten holländisch aus; auch in dem Innern der Wohnungen bemerkt man schon Einrichtungen nach deutscher Art, und selbst die Kamine haben den Oefen Plaz gemacht. So unansehenlich aber diese Stadt auch ist, so viel Wohlhabenheit enthält sie in ihren Mauren, die eine Folge des Zwischenhandels ist, den die Einwohner mit rheinländischen Produkten nach Rotterdam, und mit Kolonial- und Fabrikwaaren nach den Rheinlanden treiben. Die Schnelligkeit des Stromes und sein öfteres Austreten, das für die landenden Fahrzeuge gefährlich wird, hat die Anlegung eines Hafens veranlasset, der sehr bequem eingerichtet und mit Quadersteinen eingefasset ist. Die Schiffe liegen hier vollkommen sicher, doch ist der Raum bei einem etwas lebhaften Handel, wie man mich versichert, unzureichend für die Menge der landenden Fahrzeuge.

Auf der am höchsten gelegenen Seite der Stadt befindet sich, schon ausserhalb des Thores, ein angenehmer freier Plaz mit uralten Linden besezt, an den ein Garten mit englischen Anlagen grenzet, der zu einem öffentlichen Spaziergange benuzzet wird. So gering der Umfang dieses Gartens auch ist, so verdienet er doch, auch abgesehen davon, daß er

Nimwegens größte Merkwürdigkeit enthält, seiner entzükkend schönen Lage wegen, den Besuch der Fremden. Er liegt nämlich hart an dem, hier mehrere hundert Fuß hohen, beinahe senkrecht abschüssigen Ufer der Waal, die unten in ihrem breiten Bette brausend vorbeiströmt, und man hat von hier eine unermeßlich weite Aussicht über das ganze holländische Geldern, und über einen großen Theil der Provinz Holland. Die fruchtbare, von den beiden Riesenarmen des Rheines umfaßte Ebne, und das getreidereiche Geldern mit seinen unzähligen Dörfern und Landhöfen, eine vier Meilen lange Landschaft, liegt in der ganzen Pracht des fleißigsten Anbaues, und einer reichen Bevölkerung, wie eine Landkarte ausgebreitet, in einer bunten Mannigfaltigkeit da; Arnheim, doch zwei Meilen weit entfernt, scheint ganz nahe zu liegen, und sehr deutlich bemerkt man die Trennungen des Rheins durch die Yßel und die Waal. Nur die Schwäche des Auges begrenzt diesen Gesichtskreis, der außerdem bis in die Gegend von Utrecht reichen würde. Mitten in dem nicht großen, aber sinnvoll angelegten Garten, stehet die wohlerhaltene Ruine eines römischen Tempels. Die Hälfte dieses Gebäudes ist bis auf das Fundament ganz verschwunden; der noch stehende Theil dagegen ist vollkommen ohnbeschädigt, und bildet ein halbes eirundes Gewölbe, in dessen Gemäuer einige kleine Granitsäulen angebracht sind. Ich bin zu wenig Kenner

von dergleichen Alterthümern, um beurtheilen zu können: ob dieses Gebäude einst ganz vollendet war, oder ob es nicht vielleicht seiner Bestimmung nach zur Hälfte offen seyn mußte, da sein nicht großer Umfang ohnehin keine große Menschenmenge zu fassen vermochte. In einer Ekke des Gartens stehet noch eine achtekkigte Kapelle, aus den Zeiten des Mittelalters, deren sonderbare Bauart auffällt. Die Pfeiler, die das Gewölbe derselben tragen, vereinigen sich alle in der Mitte zu einem Kreise, und bilden eine besondere, von dem äußeren Raum getrennte Halle, deren Zwek ich mir nicht erklären kann. Ohnfern von der Promenade befindet sich, auf dem höchsten Punkte des Stadtwalles, ein mehrere Stok hohes Belvedere, von dem die Aussicht wundervoll ist.

Die Bettelei ist hier, wie in ganz Holland, unausstehlich; Schaaren von Bettlern verfolgen den Reisenden bei jedem Schritte, und verbittern ihm durch ihre Zudringlichkeit den Genuß, den ihm die reizenden Umgebungen dieser Stadt gewähren. Auch mich vertrieb ihr ungestümmer Andrang von einem Spaziergange, den ich um die Wälle der Stadt machte; empörend waren mir aber die Anträge einer Menge zehen- und zwölfjähriger Buben, mich zu feilen Dirnen zu führen. Was kann aus diesen Unglüklichen werden, die schon so frühe mit dem Laster bekannt geworden sind, und, noch ehe sie selbst lasterhaft seyn können, schon in dem Dienste

desselben gewinnen wollen. Sie verlieren noch im Knabenalter das Schamgefühl, werden, ehe sie noch Böses vom Guten unterscheiden können, zum Verderben hingezogen, und ihnen bleibt keine Wahl zwischen Tugend und Laster, da sie, noch ehe sie die erstere kennen lernen konnten, ein Opfer des leztern wurden. Unverantwortlich ist es, daß die Polizei so etwas nicht bemerkt und steuret, sondern diese Saat für Spinn- und Zuchthäuser, für Galgen und Rad heran wachsen läßt, ohne sich darum zu kümmern. Im Gefühl meines Mißmuths darüber wollte ich eine Anzeige an die Behörde machen, doch der Wirth, bei dem ich abgetreten war, rieth mir, da ich ihm meinen Vorsaz entdekte, es nicht zu thun, weil ich leicht Unannehmlichkeiten davon haben könnte, denn die Herren sollten so etwas gewaltig krumm nehmen, wie er aus eigner Erfahrung beweisen zu können versicherte.

Die Säle des Rathhauses, merkwürdig durch den darin geschlossenen Frieden, sind wegen einiger vortrefflichen Gemälde, worunter ein paar Rubens, und einem, das die Friedens-Unterhändler nach dem Leben darstellet, sehenswerth. Die Reliquien, die man von diesem Friedensschluß vorzeiget, laufen auf unbedeutende Spielereien hinaus, die keiner Erwähnung verdienen.

In dem Gasthofe fiel mir die Geflissenheit eines Kellners auf, mit der er mich bei der Tafel bediente; er schien gleichsam meine Wünsche errathen zu

wollen, und drängte sich recht dazu, mir aufzuwarten. Als ich auf mein Zimmer gegangen war, kam er zu mir, begrüßte mich als einen Landsmann, und äußerte mit nassen Augen seine Freude, einen Bewohner der geliebten Heimath zu sehen. Auch ich freute mich, die süßen Töne des Vaterlandes sprechen zu hören, und wurde überrascht, als er meinen Namen nannte, und eine genaue Kenntniß meiner Familie verrieth. Sein Geburtsort grenzte an die Besizzung meines Vaters, daher war ich ihm bekannt, und auch ich entsann mich nun, ihn als Knabe in dem Hause meiner Eltern gesehen zu haben. Das Dorf, in dem seine Mutter wohnte, wurde im Jahr 1807, in dem Kriege, von den Franzosen abgebrannt, und der damals 14jährige Knabe mit Gewalt fortgeschleppt, und gezwungen Dienste bei einem französischen Offizier zu nehmen, den er bis nach Charlemont begleiten mußte. Der Offizier hatte eine Frau, die Wohlgefallen an dem blühenden Knaben fand, und ihn zu verführen trachtete; der aber entfloh, um ihren Nezzen zu entgehen. Aus Furcht aufgegriffen und zurükgebracht zu werden, da er keinen Paß hatte, wagte er es nur selten auf gebahnten Wegen zu gehen, und in den Dörfern um Speise zu bitten; er litt daher außerordentlich durch den Hunger, und war dem Tode nahe, als ihn sein jezziger Herr in einem Walde liegend fand, und mitleidig in seinen Wagen nahm. Er pflegte den Fremdling, und als er

Anstelligkeit an ihm entdekte, machte er ihn zum Kellner. Ich machte ihm den Antrag bei mir Dienste zu nehmen, doch er sagte: er könne seinen Herren, der sehr alt sey, und ihm viel Zutrauen beweise, nicht verlassen; denn da er ihm das Leben danke, so halte er es für seine Pflicht, bis zu dessen Tode bei ihm zu bleiben. Treue Seele, wie sehr beschämst Du in Deiner Kellnerjake mit Deiner Dankbarkeit manchen Begüterten, dem Du demüthig den Kutschenschlag öffnest! Wie rührte mich dieser Biedersinn meines Landsmanns; möge er zum Lohn seiner Treue bald und glüklich die freundlichen Fluren des Vaterlandes wieder sehen!

Noch einmal wagte ich es, meinen Leichnam der ordinären Post anzuvertrauen, da der Wagen die bequeme Form und Einrichtung der Thurn und Taxischen Postkutschen hatte, und ich also ziemlich gemächlich darin zu reisen hoffen durfte. Meine Reisegesellschaft bestand aus deutschen Fabrikanten, die in der Gegend von Cleve ihren Wohnsiz hatten, und die über die Angelegenheiten des Tages geführte Unterhaltung war für mich anziehend, da die Reisenden Bildung verriethen, und richtige Ansichten entwikkelten. Ihre Freude, daß sie wieder preussische Unterthanen geworden waren, äußerte sich unverstellt, und sie glaubten, troz den neusten Vorfällen, fest an eine baldige glükliche Zukunft.

Die Wege im Cleveschen bestehen noch in ihrer alten berühmten Abscheulichkeit fort, die um so

fühlbarer wird, da die Gegenden durch die sie führen, ihrer Fruchtbarkeit unbeschadet, höchst langweilig sind. Nur die Stadt Cleve selbst macht davon eine Ausnahme; diese gewähret eine herrliche Aussicht und hat wirklich eine reizende Lage, die ich nur im Fluge genießen konnte, da ich mich nur zwei Stunden, als so lange die Abfertigung der Post währte, darin anfhielt. Der Postillion blies schon, als ich aus der Stadt nach dem Posthause zurükkehrte, und zu meinem Bedauren fand ich meine Reisegefährten mit andern verwechselt, deren Aeußeres mir sie schon als keine angenehmen Gesellschafter ankündigte. Zwei Wollhändler, ein Fleischer, ein Mensch, der diesen dreien zum Lustigmacher zu dienen schien, und die Frau eines Handwerkers waren es, mit denen ich bis nach Creveld fahren mußte, und die mir das Reisen auf der Post für immer verleidet haben. Drei von dieser Gesellschaft hatten eine stattliche Leibesfülle, der Raum wurde dadurch äußerst beschränkt, und die Hitze war bei der warmen Frühlingswitterung zum Erstikken. War dieses schon lästig, so waren es die Gemeinheiten, groben Späße, Flüche und unsittlichen Reden noch mehr, von denen die edle Kompagnie überfloß, und worin das Frauenzimmer auf die schaamloseste Weise miteinstimmte. Gern hätte ich in Geldern Extrapost genommen, doch man wollte mir durchaus mein Gepäkke nicht verabfolgen, weil ich mich bis Creveld hatte einschreiben lassen,

und so müßte ich noch über Nacht mit dieser saubern Gesellschaft zusammen bleiben, die sich Anstößigkeiten mit dem Weibe erlaubte, die ich mich zu erzählen scheue. Froh war ich, als der Postwagen mit Anbruch des Tages in Creveld einfuhr, und nun gelobete ich es mir, nie wieder in meinem Leben mit der ordinären Post zu fahren.

In Creveld wollte ich mich zwei Tage aufhalten, um mit Muße die verschiednen hier befindlichen Fabriken zu besehen; unglüklicher Weise waren aber alle Fabrikherren, an die ich Empfehlungen hatte, nach Frankfurt zur Messe gereiset; deshalb beschleunigte ich meine Abreise. Creveld ist eine lebhafte, gut gebaute Stadt, hat aber so viel Eintöniges, daß schon ihr Anblik Langeweile macht. So stelle ich mir die Städte zweiten Ranges in Nordamerika vor. Keine Mauern, keine Stadtthore, keine Kirchthürme; das Ganze dieser Häusermasse hat keinen Anfang, kein Ende und siehet aus, als wenn es vom Zufall dahin geworfen wäre. Die umliegende Gegend hat den Anschein einer großen Fruchtbarkeit, der Boden bestehet aus schwerem Lehm, der gewöhulich sehr reiche Ernten bringt. Aber so sehr dieses den Landwirth befriedigt, so wenig findet der Freund von Naturschönheiten seine Rechnung hier, denn man kann sich kaum etwas Karakterloseres denken, als diese Landschaft ist. Sie ist nicht bergigt, und doch auch nicht vollkommen eben; keine Waldparthien hemmen den Blik, und

doch siehet man auch nicht über weite Flächen weg; keine freundlichen Wiesenpläne, keine Flüsse, keine Bäche machen die Gegend lebendig: mit einem Wort die Natur ist hier höchst prosaisch; sie sorget zwar für das Bedürfniß ihrer Kinder reichlich, aber sie versüßet durch kein freundliches Lächeln ihre Gaben.

Hoch klopfte mir das Herz, als ich Düsseldorf im Schimmer der Abendsonne vor mir liegen sah. Wie lange hatte ich in verschloßner Brust den Wunsch gehegt, die herrlichen Rheinländer bereisen zu können; Jahrelang zog mich eine unüberwindliche Sehnsucht nach diesen gepriesenen Gegenden hin, doch immer stellten sich der Befriedigung dieses Verlangens Hindernisse in den Weg; mein Schikksal trieb mich in die grauenvolle Wälder Sarmatiens und in des kalten Nordens sandigte Wüsten; und nun, nachdem ich längst Verzicht auf diese Freude geleistet hatte, stehe ich am Ziel.

Aber ich werde manches Herrliche nicht mehr finden, das einst die Gestade des Rheines berühmt machte; denn wie vieler Zierden sind die Städte beraubt, deren Mauern der alte vaterländische Strom bespühlt: vier Sizze mächtiger Fürsten stehen verödet, und dort, wo einst die bewunderten Meisterstükke der Kunst aufgestellt waren, blikt die Zerstörung schauerlich aus den Ruinen! Aus der Ferne nehmen sich die Mauern des verwüsteten Residenzschlosses prachtvoll aus, doch in der Nähe macht das zertrümmerte Gebäude einen traurigen Ein-

druk. Ich freuete mich kindisch, als ich zum erstenmal an dem Ufer des noch ungetheilten, mächtigen Rheines stand, der hier vielleicht seine größte Breite hat. Ich hätte mich hinein stürzen mögen, in die klaren, silbernen Fluthen, so angenehm wurde ich von dem Anblik dieses majestätischen Gewässers ergriffen. Um mich länger an der großen Ansicht, die der Strom und die prächtige Stadt von dieser Seite aus gewähren, laben zu können, verschmähete ich es, mich durch die fliegende Brükke überfezzen zu lassen: ich schikte den Wagen mit meinem Gepäkke voraus, und miethete einen Kahn, mit dem ich mich eine Strekke Stromaufwärts, und denn nach der Stadt fahren ließ. Als ich gelandet war, frug ich nach dem Hofe von Zweibrükken, wohin ich meine Sachen hatte vorausgehen lassen, und ein freundlicher Bursche, von etwa dreizehn Jahren, übernahm es gegen ein Trinkgeld mich dahin zu führen. Unterweges bot er sich mir zum Wegweiser an, wenn ich ein Schäferstündchen feiern wollte. Schon wieder! Haben nicht die lasterhaften Franzosen den Kindern diesen empörenden Erwerbzweig eröffnet? Ich suchte dem Knaben das Entehrende eines solchen Geschäfts begreiflich zu machen, doch der Bube lachte mir ins Gesicht und meinte: so etwas müßte auch seyn, und thäte er es nicht, so fänden sich andre Wegweiser, auch ohne ihn. Welche Frechheit in diesem jugendlichen Alter!

Düsseldorf ist eine freundliche, schöne Stadt, in der ich wohl wohnen möchte, wenn ich eine Bestimmung darin hätte. Ohne gerade ausgezeichnet prächtig zu seyn, hat sie eine gute Bauart, die reinlichen Straßen wimmeln von wohlgekleideten, lebensfrohen Menschen, kein schmuzziger bettlender, Pöbel belästiget den Fremden, und überall, wohin man blikt, wird man Spuren von Wohlhabenheit und Lebensmuth gewahr. Neue geschmakvolle Häuser werden gebauet, Kunststraßen angelegt, das Straßenpflaster gebessert, Bäume gepflanzt und alles, was man hier siehet, deutet auf die erfreuliche, in den gegenwärtigen Zeiten so seltene Erscheinung, eines wachsenden Wohlstandes. Dieses läßt sich nur durch den vergrößerten Handel, der eine Folge der Erweiterung der Fabriken des Landes seyn muß, erklären, denn sonst müßte, nachdem die Bildergalerie, die so viele Fremden hieher zog, nach München gekommen ist, und nachdem so viele reiche adeliche Familien, die zum ehmaligen Hofstaat gehörten, die Stadt verlassen haben, das Gegentheil erfolgt seyn. Bei allem dem ist hier ein so großer Mangel an baarem Gelde, daß ich in verschiedenen Läden, wo ich einige mir nothwendige Kleinigkeiten einkaufen wollte, ein Goldstük nicht ausgewechselt erhalten konnte. Man versichert aber, daß der Geldmangel nur augenbliklich und eine Folge des Provisoriums sey, welcher alles baare Geld aus dem Lande ziehe. Daß übrigens die Landes-

kasse in guten Umständen seyn müsse, beweiset die kostspielige Erweiterung und Verschönerung der öffentlichen Spaziergänge, die gegenwärtig die Landstände bewirken lassen. Wo man in jezzigen Zeiten dergleichen Arbeiten unternehmen kann, da muß man gegen die Noth ziemlich sicher seyn; man rühmet aber auch wirklich die Finanzen dieser Provinz als blühend.

Die Stadt hat mehrere schöne Straßen und einige ansehenliche öffentliche Plätze, unter denen sich der Markt neben dem Schloß, durch seine Regelmäßigkeit und durch viele prachtvolle Häuser auszeichnet. Eine große Zierde dieses Platzes ist eine Statue des Kurfürsten Johann Wilhelm, von Bronze, zu Pferde, auf einem Fußgestell von grauem Marmor stehend. Sie ist von dem Ritter Crepello verfertigt, und dürfte an Kunstwerth der Bildsäule des großen Kurfürsten auf der langen Brükke in Berlin wenig nachstehen. Was ich daran tadelnswerth finde, ist, daß ihr die Haltung durch den Schweif des Pferdes gegeben worden ist, wodurch dieser eine unverhältnißmäßige Größe erhalten hat.

Das hiesige Frauenzimmer verdient den Namen des schönen Geschlechts mit vollem Rechte. Ich habe seit langer Zeit nicht so viele edelgeformte weibliche Figuren, die sämmtlich eine blühende Gesichtsfarbe haben, gesehen wie hier. Ich glaubte mich in den Garten des sächsischen Pallastes nach Warschau ver-

sezt, als ich zum erstenmal in dem Hofgarten lustwandelte, so überraschten mich die edle Haltung, die feine frische Wangenröthe und die geschmakvolle Kleidung der Düsseldorferinnen. Die hier stehenden bergischen Soldaten zeichnen sich ebenfalls durch ihre männliche Schönheit aus, und ich glaube sie würden kaum gegen die prächtigen preussischen Garden zurükstehen. Es ist eine wahre Augenweide ein Regiment dieser sämmtlich jungen kraftvollen Leute zu sehen, deren militärische Haltung jeden Soldatenfreund erfreuen muß. Sicher gehören sie zu den schönsten deutschen Truppen.

Der Hofgarten, der einst weit größer gewesen seyn soll, hat ohne sehr gekünstelt zu seyn, viele angenehme und schattigte Parthien. Er ist der Sammelplaz der hiesigen feinen Welt, die sich darin zu allen Tageszeiten sehr zahlreich einfindet. In seiner Nähe sind mehrere Gasthäuser, in denen es beständig von Besuchenden und Genießenden wimmelt. Ueberhaupt scheinen mir die Düsseldorfer ein lustiges Völkchen zu seyn, das sich ausnehmend auf den Lebensgenuß versteht, und keiner Sorge in seinem Herzen Raum giebet; ich habe kaum je so viele Menschen mit dem Ausdrukke des herzlichsten Frohsinns in den Gesichtern gesehen, wie hier. Ohnfern des Hofgartens ist auch ein botanischer Garten, der aber noch zur Zeit nicht viel Erhebliches aufzuweisen hat. Daß das Publikum so ohne alle Aufsicht zu allen Tageszeiten darin herumgehen

darf, ist ein erfreuliches Zeichen seiner Bildung; an vielen Orten würde eine solche Freiheit die Vernichtung der Anlagen nach sich ziehen.

Ein kleines, aber nicht schlecht eingerichtetes Theater befindet sich hieselbst in dem einen Flügel des Schlosses. Ich fand es immer stark besucht, es wurden aber während der Zeit meines Aufenthalts bis jezt nur immer Opern gegeben, die man hier ausschweifend lieben soll, daher ich über die Darstellungen der Schauspieler nicht füglich urtheilen kann. Das Orchester ist nicht stark, aber gut besezt, und Herr Günther und Madame Müller haben sich, so oft ich sie gehört habe, als brave Sänger bewährt.

Verschiedene adliche Gutsbesizzer und Fabrikherren aus der umliegenden Gegend, die ich an der Gasttafel und im Klub habe kennen lernen, bringen mir durch ihre Unterhaltung und durch die feine Haltung ihres Benehmens die vortheilhaftesten Begriffe von dem Bildungsgrade der Bewohner dieser Landschaft bei. Ein sich hier seit mehreren Jahren aufhaltender Sachse, der seiner Geschäfte und Verbindungen wegen Zutritt in den ersten Häusern der Provinz hat, und zufällig mein Tischnachbar ist, theilet meine Ansicht darüber, klaget aber über den ungemeßnen Ahnenstolz des Adels und über die Anglomanie der Fabrikbesizzer. Der Adel besizt in dem Herzogthum Berg Vorrechte, wie vielleicht in keinem andern deutschen Lande, und diese sind es,

die ihn über die andern Stände erheben, und einen Kastengeist in ihm unterhalten, den seine Geschliffenheit zwar zu verbergen weiß, der sich aber doch sehr oft in seinen Handlungen äußern soll. Wie man sagt, hofft dieser Stand alle seine Privilegien, die er ehmals unter kurpfälzischer Regierung besessen hat, unter preussischer Hoheit erhalten zu sehen; und aus dieser Rükſicht siehet er die Einverleibung seines Vaterlandes mit Preussen sehr gern. Indessen dürfte diese Hoffnung wohl so ganz nicht in Erfüllung gehen, da eine solche Bevorrechtung dem Zeitgeiste widerstrebend, und mit der nöthigen Einheit des Staates unvereinbar ist. Die Fabrikanten sind, dem größten Theile nach, sehr reich, daher denn wohl einiger Geldstolz natürlich ist. Ihnen ist in der Freiheit der Schifffahrt ein neuer Stern aufgegangen, und da die preussische Regierung dafür bekannt ist, daß sie den Kunstfleiß befördert, so erwarten die Fabrikbesizzer viel Gutes von der neuen Herrschaft.

Das Herzogthum Berg ist eine der schönsten Akquisitionen, die Preussen gemacht hat; denn es ist eine reiche Provinz, deren Wohlstand während der Unterjochung Deutschlands im Ganzen nicht abgenommen hat, daher hier der Staat nicht bemühet seyn darf alte Wunden zu heilen, sondern sich darauf beschränken kann, die etwannigen Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich dem Gewerbfleiße der Einwohner durch eine Konkurrenz der

Ausländer in den Weg stellen könnten. Der mäßige Flächenraum von 54 Quadratmeilen, der die Größe dieser Provinz ausmacht, enthält eine Bevölkerung von 2,70,000 Einwohner, welches 5000 Einwohner auf die Quadratmeile trifft; mithin dürfte diese Landschaft die volkreichste in Deutschland seyn.

Achter Brief.

Fernere Bestimmung zur Reise. — Kölln. — Verlegenheit wegen des Unterkommens. — Ansicht, Umfang und Größe der Stadt. — Der hohe Dom. — Ueber die mögliche Vollendung desselben. — Kapelle der heiligen drei Könige. — Vortreffliches Gemälde. — Zufall, durch den es von den Franzosen übersehen wurde. — Die Gereonskirche. — Kirche der St. Ursula. — Das Rathhaus. — Besuch des Domes bei Abend. — Hochamt im Dom. — Deuz. — Theater in Kölln. — Nächtliches Abentheuer. — Frömmigkeit und Bettelei. — Schilderung der Einwohner. — Reisegefährte. — Bonn — Nonnenwerth. — Remagen. — Der Apollonarisberg. — Der preussische Offizier. — Andernach. — Koblenz. — Residenzschloß. — Thal Ehrenbreitenstein. — Ruinen der Festung. — Mineralquelle. — Die Karthause. — Der Herrenhüter.

Koblenz.

Ich konnte in Düsseldorf lange mit mir nicht darüber einig werden, ob ich meinen Weg nach den Bädern fortsezzen, oder zuvor noch eine Reise durch das Bergische machen sollte. Meine Tischgesellschafter riethen mir, die gute Gelegenheit, ein durch seinen Kunstfleiß hochberühmtes Land näher kennen zu lernen, nicht ohnbenuzt zu lassen, und boten mir sehr zuvorkommend Empfehlungen an, dagegen mahnte mich mein Rheumatismus, ohne

Aufenthalt den Heilquellen zuzueilen. Die Nähe des Osterfestes bestimmte mich endlich das Bergische für diesesmal ohnbesehen zu lassen, denn ich wollte die Feiertage in Kölln zubringen, da ich mir viel Sehenswerthes von der Pracht des dortigen Gottesdienstes, während des Festes versprach.

Ziemlich spät des Nachmittags fuhr ich von Düsseldorf mit Extrapost in Gesellschaft eines Kaufmanns ab, der zur Frankfurter Messe eilte. Unterweges hielten wir uns noch etwas mit Besichtigung des niedlichen Schlosses zu Bannrad auf, und so geschahe es denn, daß wir erst bei gänzlich hereingebrochener Nacht in Deuz anlangten. Die Extrapost fährt in der Regel nur bis Deuz; um das Hin- und Herfahren auf der Brükke zu vermeiden, wir waren daher genöthigt in ein Wirthshaus einzukehren, um unsere Sachen vorläufig in Sicherheit zu bringen. Ein lekkeres Abendbrod, das wir hier einnahmen, war Ursache, daß wir die lezte Abfahrt der fliegenden Brükke versäumten, und deshalb uns nach Schiffern umsehen mußten, die uns mit einem Nachen nach Kölln übersezten. Dieses verzögerte sich, da die Leute aus dem Schlafe gewekt werden mußten, bis um eilf Uhr. Es war eine laue, entzükkend schöne Frühlingsnacht, der Vollmond schwamm in dem tiefen Blau des Aethers und spiegelte sich in dem vollen, prächtig dahin fluthenden Strom, dessen weiten Wasserspiegel er in einer unabsehbaren Ferne versilberte. Ein feierli-

ches Schweigen, das nur von den Ruderschlägen der Schiffer und von dem leisen Gemurmel, des an den Nachen anschlagenden Wassers unterbrochen wurde, ruhete auf der Natur, und in erhabener Pracht hob sich das stolze Kölln mit seinen hundert Thürmen und mit dem Riesenbau seines hohen Domes über die glänzende Wasserfläche empor. Die ungeheure Häusermasse gewährete in der magischen Mondbeleuchtung einen unbeschreiblich prachtvollen Anblik. Endlich landeten wir, und traten aus der Glanzhelle des Stroms in die schauerliche Finsterniß der engen Straßen. Aber wo jezt unterkommen? Alle Straßen waren menschenleer, alle Häuser dunkel. Mein Reisegefährte wollte des andern Morgens frühe mit der Post weiter fahren, und schlug vor, nach dem mainzer Hofe zu gehen, der dem Posthause gegenüberliegt; wir ließen uns dahin bringen, aber leider war daselbst kein Plaz vorhanden. Was nun anfangen? Für sich wußte mein bisheriger Gesellschafter Rath, er blieb die wenigen Stunden, bis zur Abfahrt der Post, in der Gaststube des mainzer Hofes, ich aber mußte anderswo ein Unterkommen suchen. Die Schiffer, die mein ziemlich schweres Gepäkke trugen, wurden unwillig, sie droheten es auf der Straße stehen zu lassen, und nur durch das Versprechen eines reichlichen Trinkgeldes gelang es mir, sie dahin zu vermögen, es nach dem kaiserlichen Hofe zu bringen. Ich gestehe, mir wurde in den öden, finstern

Straßen, unter diesen rohen Menschen, von deren Rothwälsch ich noch dazu kaum das zehente Wort verstand, nicht wohl zu Muthe. Längst schon war die Schwere meines Koffers ein Gegenstand ihrer Bemerkungen gewesen, sie waren mit tüchtigen Knitteln bewaffnet, ich wehrlos, es stand in ihrer Gewalt mich, den Unbekannten, in einen entlegenen Theil der Stadt zu führen und zu berauben. Doch diesesmal war meine Furcht ungegründet, wir erreichten unter ihrem Fluchen über den weiten Weg den kaiserlichen Hof, hier warfen sie trozzig meine Sachen auf den Hausflur hin, forderten ungestümm die Bezahlung, und machten sich davon, noch ehe ich wußte, ob ich ein Zimmer erhalten würde. Ich fand auch hier, da Alles im Hause im tiefsten Schlafe lag, nur mit Mühe ein Unterkommen.

Kölln ist wohl unter allen ehemaligen deutschen Reichsstädten die alterthümlichste, die größte und die häßlichste; alle auf die Kultur der Deutschen einflußreichen Epochen, von dem 15ten Jahrhunderte ab, scheinen an diese Stadt erfolglos vorübergegangen zu seyn, und nur die Klosterstürmerei der Franzosen ist an den zahlreichen Ruinen ehemaliger geistlicher Gebäude erkennbar. Ueberall treten die veralteten Formen der Vorwelt hervor, die Bauart der Häuser ist noch um mehrere Jahrhunderte zurük, und giebt es hie und da auch einige neue Gebäude, so sind deren, im Vergleich der alten,

deren unpassende Form das ferne Zeitalter ihrer Erbauung verräth, doch nur wenige, und selbst diese sind in einem schweren dürftigen Style erbauet. Die engen, krummen, dunkeln Straßen, sind überdieß, mit Ausnahme einiger Gegenden längs dem Flusse, und an dem Dom, und in der sogenannten breiten Straße, über allen Glauben öde und menschenleer, das Aeußere dieser Stadt kann also in keiner Hinsicht für sie einnehmen. Ein größeres Mißverhältniß, wie in Kölln zwischen der Volksmenge und der Häuserzahl statt findet, läßt sich nicht denken, denn es sind beinahe 8000 Häuser und etwa 40,000 Einwohner vorhanden, also im Durchschnitt 5 Menschen auf ein Haus. Demohngeachtet sind viele Straßen so enge gebauet, daß sich zwei Gegenüberwohnende die Hände aus dem Fenster reichen können, dagegen in einigen Gegenden viele wüste Plätze und große Gärten befindlich sind. Die Ringmauer der Stadt ist über anderthalb deutsche Meilen lang; Kölln ist also beinahe so groß wie Berlin, wo auf einem gleichen Raume 180,000 Einwohner sehr bequem wohnen; Du kannst Dir vorstellen, wie öde Kölln seyn muß.

Der hohe Dom von St. Peter, dieses ehrwürdige Denkmal der großen deutschen Vorzeit, war der erste Gegenstand, der meine Aufmerksamkeit fesselte, und täglich besuchte ich diesen herrlichen Tempel mehreremal, um mir seine Umrisse recht tief ins Gedächtniß zu prägen. Dieser Riesenbau fällt

durch seine Größe schon aus der Ferne gesehen auf, obgleich er von der Seite, wo er an einen weitläuftigen Plaz grenzet, durch eine Kapelle und mehrere häßliche Häuser zum Theil bis zur Hälfte seiner Höhe den Augen entzogen wird. Ohngeachtet er bei weitem noch nicht vollendet ist, so erregt doch seine große Pracht, die Kühnheit seiner Verhältnisse und die Zierlichkeit seiner Umrisse Bewunderung. Wenn man von Außen die einzelnen Theile dieses Gebäudes mit der wunderbaren Menge von Verzierungen, von Bildsäulen, Köpfen, Blumen und Schnörkeln betrachtet, wenn man den hohen Schmuk der Einzelnheiten siehet, und denn mit einem Blik dieses durch Menschenhände zusammengesezte Felsengebirge überschauet, so findet man den Zeitraum von drittehalb Jahrhunderten, den man bei diesem Bau zugebracht hat, nicht für zu lange. Zwei Thürme, jeder von 500 Fuß hoch, sollten dem Plane nach dieses Gebäude verzieren; die Mauer des einen ist aber nur bis zu einer Höhe von ohngefähr 200 Fuß fertig geworden, und der andere ragt blos etwa eine dreifache Menschenlänge über der Erde empor. Der Chor der Kirche ist ganz beendigt, das Schiff dagegen aber nur bis etwas über zwei Drittel der Höhe fertig geworden, und mit einer bretternen Dekke statt des Gewölbes versehen. Den größten Eindruk macht das Innere dieses kolossalen Gebäudes, wenn man von dem Thurmende hineingeht. Das Auge verliert sich in dem ungeheuren Raume,

der sich nach allen Seiten zu ausdehnt, und selbst die 40 Fuß im Umfange haltenden Pfeiler scheinen gegen das ungeheure Ganze dünne. Hundert solcher Pfeiler sind in der Kirche befindlich, und die Höhe des Chorgewölbes beträgt 180 Fuß im Lichten; nimm hiernach die Größe des Gebäudes ab. Ich würde es vergeblich versuchen Dir den Eindruk darzustellen, den diese kühngewölbten Hallen auf mich machten, bei deren Anblik ich es zum erstenmale empfand, daß auch Menschenwerke die Seele so ergreifen können, wie die erhabenen Schöpfungen der Natur. Wenn sich der Blik in die dämmernde Ferne verliert, wo der Hochaltar in seiner alterthümlichen Pracht schimmert, und wenn sich das Auge zu der schwindelnden Höhe wendet, wo die Himmelanstrebenden Säulen sich in spitzen Bogen zu einem Gewölbe vereinigen, o dann wird das Herz von Ehrfurcht gegen den erhabenen Menschengeist ergriffen, der den großen Gedanken des Baues fassen, und ihn zur Ausführung bringen konnte. Wäre die Geschichte unserer Vorzeit bis auf das lezte Blatt verlohren gegangen, und wir hätten kein Denkmal das von dem Walten unserer Väter zeigte, als diesen Bau, so hätten wir einen hinreichenden Beweis von ihrer Größe, von ihrer Kraft. Welch ein Geist mußte den Mann beseelen, der diese erhabnen Formen schaffen, und diese Welt voll Mannigfaltigkeiten zu der harmonievollen Einheit verbinden konnte, die noch jezt, wo uns die Sprache,

die aus diesen Gebilden spricht, längst unverständlich geworden, das Gefühl so unwiderstehlich mit sich fortreißt, und uns die Höhen wenigstens ahnen läßt, zu denen sich die begeisterte Phantasie des Künstlers schwang. Jedem, der diesen wunderbaren Bau besiehet, entfährt die Klage: o warum wurde er doch nicht beendet! Auch der Kronprinz von Preussen soll bei Besichtigung dieses Tempels sein Bedauren laut darüber geäußert, und die Frage aufgeworfen haben: ob es wohl möglich wäre, den Bau zu vollenden? worauf ein Baumeister erklärt haben soll: mit 2 Millionen Thaler wolle er es unternehmen, das Ganze auszuführen. Mit Recht wird die vorlaute Behauptung dieses Baumeisters bezweifelt, und die Beendigung des Baues wird wohl ewig ein frommer Wunsch bleiben.

Im Schiff der Kirche sind nur die Fenster der nördlichen Seite, im Chor dagegen und in der Kapelle sämmtliche Fenster gemalet; und zwar mit so schönen Farben, daß diese Glasmalerei der so sehr berühmten zu Gouda wohl gleich gestellet werden mag. In den Fenstern des Chores sind dunklere Farben angewendet, wie in dem Schiff; in der Kapelle der drei Könige aber die dunkelsten, wodurch in diesem Heiligthum eine magische Dämmerung hervorgebracht wird, die eine vortreffliche Wirkung macht.

Die Kapelle der h. drei Könige ist hinter dem Chor, und mit diesem beinahe von gleicher Höhe.

In dieser Kapelle ist ein kleines Kapellchen eingeschachtelt, das ganz aus Marmor bestehet, und den großen silbernen Sarg enthält, in dem die Gebeine der drei Weisen und noch dreier anderer Heiligen befindlich sind. Er ist von getriebener Arbeit und mit mehreren Figuren von gediegenem Golde, so wie mit vielen kostbaren Steinen, unter denen mehrere ächt antike Gemmen und Perlen, von denen einige die Größe einer Olive haben, verzieret. Der Werth dieses Sarges mit seinen Verzierungen ist von französischen Juwelieren, die auf Napoleons Befehl eine Taxe aufnehmen mußten, auf 8 Millionen Franken geschäzt worden, wobei der Kunstwerth der 226 daran befindlichen Antiken nicht in Anschlag gebracht ist. Während des Freiheitskrieges waren diese Kostbarkeiten nach Prag geflüchtet, und wurden nicht früher zurükgebracht bis Napoleon die Gewähr geleistet hatte, daß er sie unangetastet lassen wollte. Demohngeachtet hat seine erste Gemahlin sich einen Rubin davon zugeeignet, den Friedrich der Große einst, wahrscheinlich aus politischen Absichten, hieher geschenkt hatte, den man 60,000 Thaler an Werth schäzte. Drei goldne Kronen, jede von 8 Pfund schwer, reich mit Steinen besezt, und ein großer Stern von Brillanten, sind auch von diesem Grabmal verschwunden; der Küster äußerte darüber: man darf nicht sagen, auf welche Weise. Auf der Rükseite dieser Kapelle ist ein feierlicher Umgang mit diesen

Reliquien, in Marmor, in halb erhabner Arbeit, dargestellt, der wegen der fleißigen Ausführung der unzähligen Figuren merkwürdig ist.

Außer den vorbemerkten werden noch eine Menge Kostbarkeiten vorgewiesen; doch ist ein grosser Theil von denen, die ehemals hier befindlich waren, verschwunden, und auch die kostbaren Priestergewände sind nicht mehr vorhanden.

Von dieser Kapelle rechts befindet sich auf einem Altare das berühmte Gemälde, das so bewundrungswürdig wegen seiner Vortrefflichkeit, als merkwürdig in der Kunstgeschichte ist. Es bestehet aus drei Tafeln, von denen die mittelste die Anbetung der drei Weisen darstellt, die beiden Seitentafeln aber Szenen aus der Geschichte der 11,000 Jungfrauen enthalten. Dieses Bild, das erwiesen aus dem 15ten Jahrhundert ist, und die unverkennbarsten Zeichen seines deutschen Ursprunges an sich trägt, entzükt den Kunstfreund durch seine Vortrefflichkeit, und ist ein schöner Beweis von der Kunstausbildung der Deutschen jener Zeit. Von hinreißender, himmlischen Schönheit ist die Maria, in deren lieblichen Zügen der innigste Ausdruk des zarten Muttergefühls mit der erhabnen Majestät der Himmelskönigin so glüklich verschmolzen ist, daß man glauben möchte, der Maler habe sein Urbild aus dem Himmel selbst genommen. Die drei Weisen sind Greisenköpfe von dem höchsten Ausdruk, und von einer unaussprechlichen Würde; es

ist nicht möglich sich schönere Alte zu denken. Wie aber soll ich Dir das warme, lebendige Kolorit schildern, das in diesem herrlichen Bilde schimmert, und glänzt, und dem Auge so unbeschreiblich schmeichelt! Sage ich Dir, es übertrifft Alles, was Titian, der Meister eines schönen Kolorits gemalet hat, so wirst Du es für Uebertreibung halten, und doch behaupte ich nach meiner festen Ueberzeugung nicht zu viel. Wie sehr hat sich dieser Meister auf die Wirkung verstanden, die eine passende Nebeneinanderstellung der Farben macht; wie sehr wußte er die Kontraste zu benuzzen, und das richtige Maaß zu treffen, das den höchstmöglichen Effekt hervorbringt, ohne das Auge zu beleidigen! das Gewand der Jesusmutter ist ein reines, tiefes Himmelblau, welches die Karnition des Kindes erhebet, die dadurch eine lebendige Wärme erhält. Dieses Gewand läßt ein weißes Futter sehen, wodurch der Kontrast gemildert wird, den es mit der purpurfarbnen Bekleidung des einen Weisen, und mit der gelblich grünen des andern macht. Das brennende Purpurroth ist wieder durch eine Goldstikkerei und das Grün durch einen Marderbesatz gemildert. Die Nebenfiguren sind alle edel gehalten, und kräftig ausgedrükt; ächt deutsche Gestalten mit blonden und röthlichen Haaren. Die Jahrzahl 1410 die auf der Degenscheide eines Trabanten angebracht ist, bezeichnet das Alter des Gemäldes, und beweiset, daß gleichzeitig mit Johann van Eyck

schon mehrere Maler Kenntniß von der Oelmalerei hatten. Auch das berühmte jüngste Gericht, das ehemals in Danzig war, ist aus jener Zeit, und, wie man nun mit Gewißheit weiß, nicht von van Eyck.

Dieses Bild ist von der Raubsucht der Franzosen durch einen sonderbaren Zufall verschonet geblieben, ohne den es seines hohen Kunstwerths wegen gewiß von ihnen nach Paris entführt worden wäre. Es hing nämlich in einer Kapelle des Rathhauses, in der an jedem Montage eine Messe gelesen wird, die der versammelte Rath anhöret. Es wurde in dem beschränkten Lokale durch den Kerzendampf geschwärzt, daher die Aufwärter es von Zeit zu Zeit mit einem in Bier getauchten Schwamm säuberten, wodurch es am Ende einen Ueberzug erhielt, der es ganz unscheinbar machte. Das Bier wurde übrigens den Farben nicht schädlich. Auf diese Weise entgieng es den Blikken der Franzosen, und niemand ahnete den Schaz, der unter dem Schmutz verborgen war, bis Herr Professor Walraf zufällig auf einen Kopf aufmerksam wurde, der unter dem Bierfirniß ein wenig hervorschimmerte. Er untersuchte nun das Bild genauer, veranlaßte die Reinigung desselben, und darauf erhielt es seine gegenwärtige Stelle. Die Prinzessin Wilhelm von Preussen hat durch einen Köllner Maler eine Kopie von der Figur der Maria nehmen lassen.

Nach dem Dom ist unstreitig die Gereonskirche

die sehenswürdigste. Sie ist halb unter der Erde, von runder Form und hat eine kühn gewölbte Kuppel, die dem Gebäude ein edles Ansehen giebt. Sie ist uralt, man will ihre Erbauung der Kaiserin Helena zuschreiben, woran wohl aus vielen Gründen zu zweifeln ist; so viel ist aber gewiß, daß sie schon zu Karl des Großen Zeiten stand, der von ihr die Porphyrsäulen nahm, mit denen er sein Grabmal zu Aachen schmükte. Die Gebeine des heiligen Gereon und seiner Gefährten werden hier vorgezeigt.

Die Kirche der heiligen Ursula zeichnet sich nicht durch ihre Bauart, wohl aber durch die ungeheure Menge von Knochen und Schädeln aus, die hier aufbewahret werden, und die man für die Gebeine der 11000 Jungfrauen ausgiebt. Die Schädel sind auf eine abenteuerliche Art mit Sammet und Tressen verzieret. In dieser Kirche befinden sich mehrere nicht schlechte Gemälde, die auf das Märtyrerthum der heiligen Ursel und ihrer Begleiterinnen Bezug haben.

Die Anzahl der Kirchen und Kapellen, die noch im Gebrauch sind, beträgt 29. Alle sind überaus reichlich mit Reliquien ausgestattet, doch von den vielen Kostbarkeiten, in deren Besiz sie waren, ist der größte Theil verschwunden. Die noch vorhandnen Schäzze sind nicht unbeträchlich, man versichert aber, daß sie unbedeutend sind im Vergleich mit denen, die einst hier waren. Auf meine Frage: wo

diese Kostbarkeiten geblieben sind? erhielt ich nie eine genügende Antwort; die Franzosen haben sie nicht genommen: wo mögen sie aber hingekommen seyn? —

Von den öffentlichen Gebäuden erwähne ich nur des Rathhauses, das, obgleich in einem schlechten Geschmakke gebauet, doch durch ein sehr schönes marmornes Portal mit einer doppelten Säulenstellung sehenswerth ist. Im Inneren verdienen ein mit schönen Hautelissetapeten ausgeschmükter Saal und einige gute Gemälde bemerkt zu werden. Von dem Thurme des Rathhauses hat man, obwohl er nicht der höchste in der Stadt ist, die beste Aussicht über die ganze ungeheure Häusermasse Kölns; man erhält von da aus einen Begriff von der Größe dieser Stadt, deren Ringmauer bequem 200,000 Einwohner fassen könnte; und wirklich ist im 15 Jahrhundert die Bevölkerung nicht viel geringer gewesen. Die Stadt macht einen beinahe regelmäßigen Halbzirkel aus, und ist mit einer hohen Mauer und vielen Thürmen umgeben, von denen außer den Häusern auch eine Menge Gärten und selbst Weinberge eingeschlossen werden.

Die Gemälde- und Kunstsammlungen verschiedner Privatpersonen in Kölln sollen, zufolge ihres Rufs, viele schäzbare Sachen enthalten, ich habe leider nichts davon sehen können, weil mein Aufenthalt gerade mit der Charwoche und den Osterfeiertagen zusammentraf, in welcher Zeit, wie ich

in Erfahrung brachte, man ungern Besuche annimmt. Ich beschränkte mich also auf den Besuch der Kirchen, deren Sehenswürdigkeiten ich so ziemlich alle habe kennen lernen, und außerdem wohnte ich dem Kultus bei, der hier, ohngeachtet man die geistlichen Stiftungen im eigentlichsten Sinn geplündert hat, doch noch immer mit einer großen Pracht ausgeübet wird.

Die Ceremonie der Grablegung wurde in St. Gereon mit vielem Pomp vollbracht, der aber meinem Gefühle wenig zusagte. Ich hatte mich dabei zu lange aufgehalten, und es darüber versäumt, die Beleuchtung des Domes anzusehen, die daselbst am stillen Freitage, so wie in Rom in der Peterskirche, durch ein einziges erhelltes Kreuz bewirket wird. Ich fand, als ich hinkam, schon die ganze Kirche finster, und nur der schwache Schein von einigen Lampen, die an dem sogenannten heiligen Grabe brannten, machten das grauenvolle Dunkel in dem menschenleeren Tempel sichtbar. Tiefe Stille herrschte in den weiten Hallen, die weißgrauen Pfeiler schimmerten gespensterartig durch die Finsterniß, und der matte Lichtglanz, der aus der Grabkapelle ausströmte, leuchtete gleich einem einzelnen Stern am bewölkten Himmel. Mir wurde es unheimlich in dieser Einsamkeit; ich war allein in dieser Grabesnacht, die öde Stille wirkte ergreifend auf meine Sinne, und erregte meine Einbildungskraft, die die Grüfte, auf denen ich

wandelte, eröffnete und die Gestalten längst entschlafener Väter herauf steigen ließ, um diese weiten Räume zu bevölkern. Schneller klopften meine Pulse, hörbar schlug mir das Herz, als nun wirklich eine weiße Gestalt aus der Grabkapelle schwebte, und ihre Richtung auf mich zunahm. Ich mußte meine ganze Fassungskraft aufbieten, um nun nicht wirklich Geister zu sehen. Es war ein Priester der einsam hier gebetet hatte, und jezt die Kirche verließ. Zufälliger Weise war ich schwarz angezogen, er konnte mich daher nicht früher bemerken, bis er dicht vor mir stand, wo ihn mein Anblik so erschrekte, daß er ein Kreuz schlug und die Flucht ergriff. Ich hatte Mühe ihm durch einen freundlichen Zuruf seine Furcht zu benehmen, die nun der Beschämung wich, mich für ein Gespenst gehalten zu haben.

Am ersten Feiertage wohnte ich im Dome einem Hochamte bei, dessen prachtvolle Feier auf mich einen tiefen Eindruk machte. Der Chor war mit schönen gewirkten Tapeten behängt, die Szenen aus der Passionsgeschichte darstellten, zu denen Rubens die Zeichnung entworfen haben soll; der Hochaltar strahlte von dem reichsten Schmukke, und die Priester waren mit den kostbarsten Gewändern angethan. Welche Welt von Gefühlen erregten die Himmelsmelodien Mozards in meiner Brust, da sie mit unaussprechlichem Wohllaut durch das majestätische Gewölbe wogten! Bald rauschend wie der Sturm-

wind, wenn er die empörten Meereswogen himmelan schleudert, und der hundertjährigen Eiche Wipfel bricht, bald säuselnd wie der West, wenn er den Thau im Blumenkelche küßt; jezt klagend, wie der Schmerz der Mutter, wenn sie um den gestorbenen Liebling weint; dann wieder fröhlich, wie der Lobgesang eines frommen Glüklichen; nun, bei der Opferung, der weinende Ton der Flöte, der bis zu dem sanftesten Gelispel verklingt, dann bei der Wandelung, der Trompeten schmetterndes Getöse, das sich in eine Triumphhymne auflöset: denke Dir dieß Alles von einem starkbesezten Orchester mit vollendeter Kunstfertigkeit vorgetragen, in einem Lokale, das durch seine erhabene Würde so ganz dazu geeignet ist, das Gemüth zu religiösen Gefühlen zu stimmen, und Du wirst Dir vorstellen, was ich empfand. Meine Seele wurde auf den Schwingen der Begeisterung zu heiliger Andacht empor gehoben, und mit tiefer Rührung betete ich Den an, den diese Harmonie lobten.

Der zweite Feiertag war ein allgemeiner Freudentag, und ich begegnete nur gepuzten fröhlichen Menschen, die sich außerhalb der finstern Stadtmauern erlustigen wollten. Ganz Kölln schien ausgewandert, und nach Deuz übergesezt zu seyn, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß zwei Drittel aller Einwohner von Kölln dort waren. Auch ich folgte dem Menschenstrome, da ich so gern froh mit den Fröhlichen seyn

mag, doch fand ich mich in meiner Hoffnung, eine rein menschliche Freude daselbst zu genießen, betrogen. Allenthalben stieß ich auf unmäßige Schwelgereien und auf die Ausbrüche einer wilden, ungeregelten Lust; Haufen von Trunkenen, aus den heisern Kehlen sinnlose Lieder gröhlend, begegnete ich, Andre sah ich im Streit begriffen, der mit Faustschlägen endigte, und die Gesitteten sahen gleichgiltig drein, und hatten nur Sinn für die vollen Flaschen, mit denen sie wie mit einer Pallisadenreihe umgeben waren. Unwillig, daß es mir nicht gelingen wollte, mich einer anständigen Gesellschaft anzuschließen, begab ich mich sehr bald auf den Rükweg, und machte einen Spaziergang längs der Ringmauer, an dem Ufer des Rheines, an dessen prächtig dahin strömender Flut ich mich erlustigte.

Der Abend lokte mich ins Theater, das ich nicht unter meiner Erwartung fand, weil ich es mir nicht als gut vorgestellt hatte. Das Innere des Saales ist artig verzieret, und auch nicht klein, aber die Beleuchtung ist herzlich armseelig, und das Orchester schlecht besezt Die Gesellschaft, eine herumziehende Bande, die bald hier, bald in Aachen, bald in Lüttich spielet, ist nicht des Erwähnens werth; wohl aber erwarb sich ein wakrer Violinspieler, Herr Benzon durch einige Solos, die er in den Zwischenakten spielte, den ungetheilten Beifall der Kenner. Ein unangenehmer Vorfall ließ es mich bereuen, meinem Ortssinne zuviel zuge-

traut zu haben. Ich hatte mir nämlich bei Tage das Schauspielhaus zeigen lassen, und war ohne alle Begleitung dahin gegangen, da ich glaubte mich auf dem Rükwege zurecht finden zu können, welches auch wohl der Fall gewesen seyn würde, wenn es nicht hier, wo man von Altersher noch die Dunkelheit liebt, an aller Erleuchtung gemangelt hätte. Es war eine egyptische Finsterniß, als ich das Schauspiel verließ, und fing überdem noch zu regnen an, wodurch ich zu einer Eile veranlasset wurde, worüber ich den Weg verlohr. Ich wnrde meinen Irrthum nicht früher inne, bis ich mich in einer gänzlich menschenleeren Gegend befand, und nun war ich in der größten Verlegenheit, denn es fing immer heftiger zu regnen an, keine Laternen erleuchteten die stokfinstre Nacht, und durch die labyrintisch sich kreuzenden Straßen verwirrt, wußte ich durchaus nicht, welche Richtung ich einschlagen sollte, um nach Hause zu kommen. So viel konnte ich bemerken, daß ich in einem der abgelegensten Theile der Stadt mich befand, wo nur Leute aus der niedrigsten Klasse wohnen, weswegen mir, da der hiesige Pöbel durch seine Roheit verrufen ist, einigermaaßen bange wurde. Ich entschloß mich an eine einzeln stehende Hütte anzuklopfen, und um Auskunft zu bitten; ein häßliches altes Weib leuchtete mir ins Gesicht, hieß mich zum Teufel gehen, und warf mir die Thüre vor der Nase zu. Traurig wanderte ich weiter, und öffnete eine andre

Barakke; hier sah ich eine aufgebahrte Leiche stehen. Dieser Anblik erschütterte mich so, daß ich ohne ein Wort zu verlieren weiter ging, und nun auf gut Glük meine Richtung gerade aus nahm. Doch das Glük schien mir heute den Rükken gewendet zu haben, denn ich gerieth in eine stinkende Pfüzze, aus der ich mich nur mit Mühe und vollständig durchnäßt herausfand. Beinahe zwei Stunden lang irrete ich in dem heftigsten Regen, bis auf die Haut durchnäßt umher, und wurde noch in einigen Häusern, wo ich um Auskunft bat, mit vieler Rohheit abgewiesen, bis ich endlich auf einen preussischen Invaliden traf, der mich nach meinem Gasthofe führte.

Seit dem Kölln der französischen Oberherrschaft entzogen worden, fängt, wie man mich versichert, die so lange unterdrükte Frömmigkeit an, ihr Haupt empor zu heben, und der längst verrufene Ausdruk Kezzer erhält wieder Kours. Man schmeichelt sich mit der Wiederherstellung einiger aufgehobenen Klöster, und viele hoffen ein Erzbisthum hier errichtet zu sehen. In wie fern man so etwas von einer protestantischen Regierung erwarten darf, lasse ich dahin gestellt seyn; doch das weiß ich wohl, daß die preussischen Justizbehörden das Wort Kezzer für einen Schimpfnamen halten, und als eine Injurie sehr strenge bestrafen.

Die alte Regel, wo viel Frömmigkeit ist, da ist auch viel Bettelei, habe ich in Kölln aufs Neue

bewährt gefunden, denn ohne zu übertreiben, kann ich behaupten, daß sich die Anzahl der in dieser Stadt befindlichen Bettler über tausend beläuft. Allenthalben wird man von ihnen verfolgt, und nicht selten ertönen derbe Schimpfworte, wenn man ihnen ein Almosen verweigert. Diese Bettelei, die auf die unverschämteste Weise von gesunden arbeitsfähigen Menschen getrieben wurde, machte mir den Aufenthalt in Kölln wirklich unangenehm.

Die Stimmung der Einwohner gegen die preussische Regierung scheinet im Ganzen gut zu seyn, denn man hoffet auf die Beförderung des Handels von Seiten des Staats, wodurch allein der alte Wohlstand der Stadt wieder hergestellt werden kann, der durch das französische Sperrsystem den lezten erschütternden Stoß erhalten hatte. Deshalb wurde, die Hansestädte ausgenommen, die französische Regierung wohl nirgends mehr gehaßt wie in Kölln, wozu überdem die wirklich grausam behandelte Geistlichkeit nicht wenig beitrug. Nicht so zufrieden mit der veränderten Lage der Dinge ist der Pöbel, der zur Zeit der Franzosenherrschaft durch die Einschwärzung verbotener Waaren sich eine einträgliche Erwerbquelle eröffnet hatte, die nun nicht mehr fließt. Da außerdem die Bettelei in den preussischen Staaten zu den verbotenen Dingen zu gehören pflegt, so hat die hier so zahlreiche müßig gehende Klasse die trübe Aussicht, künftig arbeiten zu müssen, um sich zu erhalten;

kein Wunder, daß sie der Regierung nicht mit Liebe zugethan ist.

Die Sitten, Sprache und Gewohnheiten der Köllner scheinen während der Fremdenherrschaft keine große Veränderung erlitten zu haben, was mir ein Beweis von einer gewissen Tiefe des Karakters ist, deren sich wohl nicht alle Deutsche rühmen können, von denen viele so schnell die Art und Weise der Fremden annahmen, daß man Mühe hat einige Züge deutscher Nationalität bei ihnen zu entdekken. Uebrigens ist aber das Wesen der Köllner nichts weniger als einnehmend. Ihre Sprache ist eine übelklingende Art von Plattdeutsch das sich dem Holländischen nähert, ohne jedoch das Malende desselben zu haben; ihre Manieren sind rauh und ihr Betragen gegen Fremde grenzt oft an Ungefälligkeit. Dagegen zeigen die scharf gezeichneten Züge, der kraftvolle Körperbau und das dunkle Feuer in dem trozzigen Blik von einer männlichen Selbstständigkeit, die, wenn sie die erforderliche Richtung erhält, herrliche Früchte bringen kann. Was mich betrifft, so sagt mir diese alterthümliche Rauhheit mehr zu, als die karakterlose Geschliffenheit in manchen andern Städten, die mir nichts als eine gefällig überfirnißte Verderbtheit zu seyn scheinet. Allerdings wird es schwer halten, den Köllner für gewisse dem Zeitgeist angemessene Ideen empfänglich zu machen, aber dagegen sind ihm auch manche Laster und Gebrechen fremd, die in Gegenden, die

sich einer größeren Aufklärung rühmen, längst einheimisch geworden sind.

Von Kölln machte ich die Reise nach Koblenz in Gesellschaft eines Franzosen, der nach seinem Vaterlande zurück eilte, da er, wie er sagte, bei den gegenwärtigen Ereignissen in Deutschland von dem Nationalhasse zu leiden fürchtete. Wahrscheinlich war dieses wohl nur ein Vorwand, unter dem er andere Absichten verbarg, denn ich habe nie bemerkt, daß man in Deutschland gegen den Einzelnen einer gehaßten Nation das Gastrecht verlezt hätte; daher hielt ich auch seine Klagen über unanständige Begegnungen, die er wollte erduldet haben, für erdichtet. Dem sey wie ihm wolle, er war mir, ohngeachtet meines Widerwillens, den ich gegen französische Denk- und Handlungsweise im Allgemeinen habe, ein angenehmer Gesellschafter, der mich während der Reise sehr gut unterhielt. Ist mir gleich der Engländer als Mensch lieber, so ziehe ich ihm im Umgange, wo es blos auf Ideentausch und Unterhaltung ankommt, bei weitem den Franzosen vor; denn eine einsilbige Gesellschaft ist so gut wie gar keine, und der Engländer ist entweder einsilbig, oder, im Fall ihm die Lust zu reden anwandelt, von einem Geist des Widerspruchs beseelt, der nicht selten die Schranken der Anständigkeit überschreitet. Mein Franzose besaß wenigstens Artigkeit und Klugheit genug, den Eigendünkel seiner Nationalität nicht laut werden zu lassen, und so wurden

wir recht gut mit einander fertig, da wir in unsern Gesprächen die Politik so wenig als möglich berührten.

Die Straße von Kölln nach Bonn gehet zuerst landeinwärts von dem Rheine ab, dem sie sich nur erst wieder bei dem Dorfe Godorf nähert. Noch sind die beiden Ufer des Stromes flach und lassen die hohe Schönheit nicht ahnen, die sie weiterhin annehmen. Je näher man nach Bonn kommt, je mehr verwandelt sich die Einförmigkeit der Gegend, der Anbau wird reicher, die Landschaft lachender und die Ansicht durch mehrere sichtbar werdende Schlösser, besonders aber durch das scharf hervortretende Siebengebirge, mannigfaltiger.

Bonn ist, wo möglich, noch öder wie Kölln, doch hat es eine heitere Bauart und noch an vielen Spuren erkennet man die ehmalige Residenzstadt. An dem vormaligen kurfürstlichen Residenzschloß hat die muthwilligste Zerstörungssucht ihren Frevel verübt; die Fenster sind sämmtlich eingeschlagen, die Thüren zertrümmert, und das Ganze siehet aus, als ob es ein Bombardement ausgehalten hätte. Die Instandsezzung dieses Pallastes dürfte große Summen kosten, es stehet daher zu befürchten, daß er in Kurzem in Trümmer zerfallen werde, da, im Fall nicht etwa ein Regierungssiz hinein verlegt wird, man schwerlich die Kosten seiner Herstellung anwenden möchte. Archetikonisch schön ist dieser Pallast zwar nie gewesen, aber er gehörte zu den

weitläuftigsten und besteingerichtetsten deutschen Residenzen. Die Umgebungen von Bonn sind reizend, und haben einen freundlichen Karakter.

In einer nicht großen Entfernung vom Wege, bald hinter Bonn, liegt in einer anmuthigen Ebne das Juliusbad mit einem Lustschlosse, das sich in der Ferne sehr gut ausnimmt; und eine Strekke weiter, noch näher am Wege, auf einem mit Wein und Obstbäumen bepflanzten Berge die malerische Ruine des Schlosses Godesberg. Diese Ruine ist von ausgezeichneter Schönheit, und würde den Blik noch länger fesseln, wenn nicht gerade hier die Siebenberge sich in ihrer höchsten unaussprechlichen Pracht darstellten. Die scharfen Umrisse dieser Felsenberge, mit ihren spizzen, zakkichten Gipfeln, von denen mehrere noch ansehenliche Trümmer von Schlössern und Klöstern tragen, die grossen Licht- und Schattenparthien, die die Klüfte und Erhabenheiten hervorbringen, und das sonderbare Farbenspiel des Gesteines, das von dem hellsten schreienden Gelb bis zum dunkelsten Grau wechselt, gewähren dem Auge eine unbeschreibliche Belustigung. Von hier ab werden die Ufer des Rheines immer schöner und romantischer, und die Ansichten bezaubernd mannigfaltig. Herrliche Fruchtgärten, die gerade jezt in dem prangenden Schmuk ihrer Blüte stehen, lachende Rebenpflanzungen und anmuthig grüne Matten wechseln mit großen, starren Bergmassen und mit Felsen von dunkelm Gestein.

auf deren Rükken Trümmer von Schlössern emporragen, die mit ihren veralteten unvollendeten Formen, gegen die heitere lachende Natur längs den Ufern des Stromes seltsam, doch nicht unangenehm, kontrastiren. Vorzüglich malerisch nehmen sich die beiden Inseln auf dem Rheine Nonnenwerth und Grafenwerth aus. Auf der ersteren stehet ein groses prachtvolles Kloster, die andre ist mit schattigten Obstbäumen besezt, beide aber geben der Gegend ein wahrhaft feenhaftes Ansehen. Doch noch ungleich schöner wird die Landschaft bei Oberwinter, wo die kühnen Formen der Felsmassen mit der lachenden Anmuth der furchtbaren Thäler in reizender Abwechselung stehen, und die Natur das Grose, Erhabne mit dem Anmuthigen und Lieblichen so überraschend zusammen gestellet hat, daß man in ein staunendes Entzükken versinkt, wenn der Blik in dieser unendlichen Mannigfaltigkeit umher irret, die sich vorzustellen die blühenste Phantasie nicht reich genug ist. Schöner habe ich den Lenz die Erde nie grüßen sehen, als in diesem herrlichen Tempel der Natur; jeder Pulsschlag erhöhte meine Freude, jeder Blik in dieses Paradies vermehrte mein Wonnegefühl, und vergessen war der lange Schmerz, der, seit ich meine Heimath verließ, sich in meiner Brust eingenistet hatte, und jedem meiner Genüsse den Wermuth bittrer Erinnerungen beimischte.

Von Oberwinter läuft die Heerstraße meistens längs kühn geformten Schiefer- und Basaltfelsen

hin, und erhebet sich bis zu einer ansehnlichen Höhe über dem Rhein. An dem gegenüberliegenden Ufer wechseln Rebenhügel mit großen Waldbergen, und mit schwarzen Basaltfelsen, die nach und nach mehr hervortreten, und der Gegend einen ernsten Karakter geben, der bis ans Schwermüthige streift. Bald darauf hebt sich stolz ein Kloster auf einem hohen spizzen Berge empor, und denn gelangt man in das kleine aber freundliche Städtchen Remagen. Hier nächtigten wir in dem Gasthause zum Braunschweiger Hofe.

Die Hoffnnng auf dem nahgelegenen Apollonarisberge eine unbegrenzte Aussicht zu genießen, lokte meinen Begleiter und mich zu einem Spaziergange dahin; wir hatten aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn bevor wir den Gipfel erreichten, war die Dunkelheit eingebrochen, daher wir die entfernten Gegenstände nicht mehr erkennen konnten, und nun die Zeit bedauerten, die wir besser zu einem Gange längs dem Rhein hätten anwenden können.

Bei unsrer Nachhausekunft von dieser Wanderung fanden wir in dem Gasthofe einen preussischen Offizier, der auch daselbst nächtigen wollte, und um unsere Gesellschaft während des Abends bat. Mir war es erfreulich in ihm einen Landsmann zu treffen, bei dem ich im Laufe der Unterhaltung artige Kenntnisse entdekte, und, was mir seine Gesellschaft noch anziehender machte, eine Selbstständ-

digkeit im Denken, die sich oft in höchst überraschenden Urtheilen äußerte. Er behandelte die Geschichte des Tages mit vieler Freimüthigkeit, schonete selbst das eigne Vaterland nicht, wo er glaubte zwekwidrige Maaßregeln bemerkt zu haben, belegte aber seinen Tadel stets mit Gründen, die, wenn sie mich auch nicht überzeugten, doch bewiesen, daß er nicht ans Tadelsucht, sondern nach Ansichten urtheilte, an deren Richtigkeit er fest glaubte.

Unter andern behauptete er, die Engländer hätten, wo nicht unmittelbar, doch mittelbar, die Veranlassung zu Napoleons Flucht von Elba gegeben. Diese Meinung haben zwar Viele, und deshalb würde ich ihrer nicht erwähnet haben, aber seine Gründe scheinen mir bemerkenswerth, darum theile ich sie Dir mit. Er sagte nämlich: wer den politischen Karakter der Engländer kennet, der wird ihnen eher alles Mögliche zutrauen, als eine Nachläßigkeit in solchen Dingen, die auf ihr Interesse Einfluß haben. Unverzeihlich nachläßig wäre es ja aber gewesen, diesen Napoleon so sehr sich selbst zu überlassen, daß es ihm möglich war zu entfliehen, wenn dieses nicht gerade ihr Plan gewesen wäre. Die Engländer hatten ihren Zwek, Frankreich für sich unschädlich zu machen, durch Napoleons Sturz nicht erreicht, denn Frankreichs Finanzen waren nicht erschöpft, es besaß eine ansehenliche Armee und durch die Konstitution waren so möglich alle Gemüther beruhigt. In diesem Zustande mußte

Frankreich für Europa, besonders aber für England gefährlich werden, sobald das französische Kabinet einige Festigkeit gewann, und es ihm gelang, die andern Hauptmächte zu entzweien, was gar nicht schwer werden konnte, da hinreichende Veranlassungen dazu vorhanden waren. Frankreich mußte also aufs Neue geschwächt werden, und da kein anderer denkbarer Anlaß dazu gefunden werden konnte, als Napoleons Rükkehr, so wurde diese begünstigt. Daß es den Engländern gegenwärtig möglich wird, so schnell Truppen und Kriegesbedürfnisse überzuschiffeu, gilt ihm auch für einen Beweis, daß sie den jezt eingetretenen Fall als ohnfehlbar vorausgesehen, und sich darauf vorbereitet haben. Ich halte meine Meinung über diese Behauptung zurük, und überlasse das Wahre oder Falsche davon anzunehmen, Deinem Ermessen.

Die Länder des linken Rheinufers, die Preussen zugefallen sind, nannte er ein Geschenk der Danaer, das nur verderblich für diese Macht ausfallen könne, weil sie durch ihre Lage gewissermaaßen jezt von Frankreich abhängig ist, und weil die preussische Regierung, auch mit dem besten Willen, es den Rheinländern nie werde Recht machen können, da diese, ihrer abgesonderten Lage wegen, sich nie für einen integrirenden Theil des Staates, sondern für eine Kolonie ansehen, und als solche stets im Nachtheil zu stehen glauben werden, was denn die Folge haben müßte, daß von Seiten der Unterthanen eine

Menge ungegründeter Beschwerden, von Seiten der Regierung aber Mißtrauen entstehen würde. Doch ich gerathe in die Politik, und das ist gegen meine Absicht, darum breche ich schnell ab und behalte meine eigenen Gedanken über diesen Gegenstand auf dem Herzen.

Wie sehr der Geschmak auch in Hinsicht der Naturschönheiten verschieden sey, davon gab mir dieser Offizier, der, beiläufig gesagt, sehr weit und mit Nuzzen gereiset ist, dadurch einen Beweis, daß er behauptete: die Elbufer, von Königsstein bis eine Meile hinter Meissen, enthielten bei weitem schönere Ansichten als die Ufer des Rheines, von Bingen bis Bonn. Ein Rheinländer der diese Aeußerung anhörte, gerieth darüber außer sich, doch da er die Elbufer nicht kannte, so konnte er keinen Beweis des Gegentheils führen. Ich würde schon, nachdem was ich von Bonn bis Remagen von den Rheinufern gesehen habe, diesen den Vorzug geben, obgleich ich gestehen muß, daß die Elbufer auch sehr schön sind; doch beide Gegenden haben einen zu verschiedenen Karakter, als daß sie sich mit einander vergleichen ließen. Die Elbgegenden sind freundlicher, die des Rheines erhabener; dort sind die Farben sanfter, hier glänzender; dort erscheinet die Natur in dem reizenden Gewande einer Nymphe, hier in dem Prachtschmukke einer Königin. Unser Streit darüber blieb, wie denn das natürlich ist, wenn über Geschmaksachen gestritten wird,

unentschieden, und wurde am Ende durch das Gelächter des Franzosen unterbrochen, der es drolligt fand, daß wir zur Unterstüzzung unsrer Meinungen über landschaftliche Schönheiten uns auf ästhetische Regeln beriefen. Eigentlich hatte er so Unrecht nicht, über uns zu lachen, denn es ist wirklich ungereimt, Naturschönheiten nach den Grundsäzzen der Geschmakslehre beurtheilen zu wollen; es ist als wollte man über die Regierung eines Königes nach dem Maaßstabe einer Bettlerhaushaltung entscheiden.

Hinter Remagen wird das rechte Rheinufer vorzüglich schön und zeiget eine unbeschreibliche Mannigfaltigkeit an Felsen, Wäldern, Schlössern und Dörfern, und besonders nimmt sich das auf einem hohen abschüssigen Berge gelegene Schloß Argenfels, das wegen seiner Höhe die ganze Gegend beherscht, höchst malerisch aus. Die Bergkette des linken Ufers (mir rechts, da ich gegen den Lauf des Stromes reise) entfernet sich von Zeit zu Zeit etwas von dem Rhein, springet aber zuweilen auch wieder vor, bis sie sich gegen Andernach zum leztenmale ziemlich enge an den Strom drängt. Der nächste Ort vor Andernach ist Namedy, wo die nach Holland gehenden Holzflößen zusammen gebunden werden. Gegenwärtig waren keine vorhanden.

Andernach ist eine kleine unansehenliche Stadt, die aber eine so angenehme als glükliche Lage hat. Der schöne Kontrast der beiden Rheinufer, von de-

nen das rechte die Lieblichkeit eines Tempe, das linke aber einen wildromantischen Karakter hat, giebt der Landschaft einen wunderbaren Reiz, und abwechselnd wird der Blik von den anmuthigen und von den erhabenen Gegenständen angezogen. Mühlsteine, Tras und Pfeifenerde, sind Handels-Artikel, die von Andernach aus häufig nach den Niederlanden ausgeführet werden, und außerdem gewähren die Proviantlieferungen für die Holzflößen dieser Stadt eine nicht unbedeutende Einnahme.

Man findet in Andernach noch mehrere Alterthümer; unter andern die Trümmer des Residenzschlosses der alten austrasischen Könige; ferner, unter dem Rathhause, Ueberbleibsel von römischen Bädern, und in der Pfarrkirche das angebliche Grabmal eines Kaisers Valentinian. Doch ist die Autentizität aller dieser Dinge so problematisch, daß es nicht der Mühe verlohnet sie zu sehen.

Hinter Andernach nehmen die Weinberge ein Ende, der Rhein macht eine Biegung, und man erblikt das freundliche Neuwied, das mit seinen weißen Mauren und seiner rothen Bedachung in einer herrlichen grünen Ebne ausgebreitet da lieget. Die Natur hat ihren feierlichen Ernst ganz abgelegt, und lächelt mit einer wohlthuenden Milde; keine Felsenberge drohen mehr, die schwermüthigen Trümmer sind verschwunden, und die weite heitere Landschaft entfaltet ihre sanften gefälligen Formen in dem anmuthigen Schmukke des Frühlinges.

Gern hätte ich das freundliche Neuwied, diesen friedlichen Siz religiöser Duldung besucht, aber mein Gefährte hatte Eile, und da ich die Verbindlichkeit eingegangen war, bis Koblenz mit ihm zusammen zu reisen, so konnte ich nicht über meine Zeit bestimmen. Sehnsuchtsvoll blikte ich nach dem niedlichen Ort, der mit dem schimmernden Rhein, aus dessen Fluten sein Bild zurük strahlet, zu liebäugeln scheinet, und eilte dann auf der vortrefflichen Kunststraße, durch die weite fruchtbare Ebne, nach Koblenz zu.

Wer Koblenz nur aus Reisebeschreibungen kennet, findet sich durch den ersten Anblik dieser Stadt getäuscht; auch bei mir war dieses der Fall, und ich war geneigt denen, die diesen Ort so reizend geschildert haben, Uebertreibungen beizumessen. Die Stadt lieget ganz flach, hat keine Thürme, und die dunkelfarbigten Häuser sind alle mit Schiefer gedekt; sie siehet daher von Ferne betrachtet düster und einförmig aus. Ganz anders ist es aber, wenn man näher kommt. Schon der Zusammenfluß der Mosel und des Rheines, und die über die erstere führende Brükke, machen eine schöne Wirkung; doch die solide Bauart der Häuser, die breiten ansehenlichen Straßen und die Prospekte, die man aus ihnen nach den Gebirgen und nach Ehrenbreitenstein hat, gewähren so reizende Ansichten, daß man Koblenz den Namen einer schönen Stadt mit voller Ueberzeugung zugesteht. Das erst kurz

vor dem Ausbruche der französischen Revolution fertig gewordene ehmalige Kurfürstliche Residenzschloß gereicht der Stadt zu einer großen Zierde, obgleich es nicht in einem vorzüglich edeln Style ausgeführet ist. Dieser Pallast ist im Verhältniß seiner beträchtlichen Ausdehnung zu niedrig, auch scheinen die beiden halbzirkelförmigen Flügel nicht so recht zum Hauptgebäude zu passen; indessen macht der imposante Anblik des Ganzen diese Fehler weniger bemerkbar, und das jonische Säulenportal des Haupteinganges nimmt sich vortrefflich aus. Der vor diesem Pallast liegende Plaz, die Promenade genannt, würde auch in einer Königsstadt keine schlechte Figur machen. Er ist von einer sehr ansehenlichen Größe, mit Linden besezt, und gewähret eine offne Aussicht in die malerische Landschaft. An diesem Plazze stehen außer andern ansehenlichen Gebäuden, das nicht große aber geschmakvolle Schauspielhaus und der Trierische Gasthof, der erste der Stadt.

Für einen Reisenden, dessen Geschäfte nicht Eile erfordern, und in dessen Reiseplan auch das Vergnügen aufgenommen ist, ist es räthlich in Koblenz einen Ruhepunkt zu machen, denn der Aufenthalt hieselbst ist in mehrerer Rükficht höchst angenehm. Die großen erhabenen Ansichten die man in der Nähe der Stadt findet, müssen Jeden zum Verweilen einladen, der für Naturschönheiten Sinn hat; in der Stadt sind mehrere angenehme Promenaden,

ein wohleingerichtetes Kasino und Leseklub bietet dem Freunde der Geselligkeit eine anständige Unterhaltung dar, und die Einwohner selbst sind gebildete, heitere Menschen, denen man leicht Rede abgewinnt, und unter denen man sich recht wohl befindet. Der Liebhaber guter Getränke findet hier ebenfalls Befriedigung, denn der Aarbleichert und der Moselwein sind vortrefflich und wohlfeil. Für mich ist es eine Lekkerei, den Moselwein mit einem Mineralwasser zu mischen, das man aus dem Thal Ehrenbreitenstein erhält. Dieser Sauerbrunnen, der einen starken Luftgehalt hat, schmekt zur Hälfte mit Moselwein vermischt, dem moussirenden Champagner täuschend ähnlich. Er hat das Eigene, in einer verpfropften Flasche sogleich schwarz zu werden und zu verderben, daher er sich nicht verschikken läßt. Die Einwohner von Koblenz glauben dem Genuß dieses Wassers eine ganz vorzügliche Gesundheit zu danken zu haben, und behaupten, dadnrch gegen alle Epidemien gesichert zu seyn. Ob es jemals schon chemisch untersucht ist, konnte ich nicht erfahren.

Zu dem Städtchen Thal Ehrenbreitenstein, das als eine Vorstadt von Koblenz zu betrachten ist, führet eine fliegende Brükke, die von Viertelstunde zu Viertelstunde hin und hergehet. Der kleine Ort nimmt sich, von Koblenz gesehen, wie eine ansehenliche Stadt aus, weil die Mauren des alten Residenzschlosses und anderer ehmaligen Kurtrierischen

Hofgebäude, die sich längs dem Ufer des Rheines hinziehen, seine Fronte vergrößern, wenn man aber hineinkommt, wird man mit Verwunderung den beschränkten Raum gewahr, auf dem hier die Häuser in den Felsen gleichsam eingeklemmt sind. Da die Sonne den ganzen Tag in die Bergspalte, die dieses sogenannte Thal ausmachet, scheinet, und ihre Strahlen von dem Felsen zurük prallen, so herrscht hier eine glühende Hizze, die mich, als ich diesen Ort besuchte, bis zur Erschöpfung ermattete. Ich verzweifelte beinahe den Festungsfelsen ersteigen zu können; doch der Gedanke, daß es oben luftiger seyn würde, machte mir Muth den sauren Weg anzutreten, der von der Rheinseite zu schroff gegen den glatten Felsen in die Höhe führet.

Je höher ich stieg je beschwerlicher wurde das Klimmen, und kurz vor der eigentlichen Festung war der schmale Steig so gefährlich, daß ich Mühe hatte einen mir anwandelnden Schwindel zu besiegen. Endlich hatte ich das Ziel erreicht, die Trümmer waren erstiegen, und nun sahe ich mich für meine Mühe überschwänglich belohnet. In einer ungeheuren Tiefe, doch beinahe senkrecht zu meinen Füßen, fließt der Rhein, mit dem sich, meinem Standpunkt gerade gegen über, die blauen Fluten der Mosel vermählen. Koblenz, das an dem Vereinigungspunkte beider Flüsse liegt, ist mit allen seinen Straßen und Plätzen, wie ein ausgebreiteter Riß, sichtbar, und die Thalstadt, die sich an den

Fuß des Felsens anschmiegt, ist beinahe gerade unter mir. Doch, so anziehend das Gewühl in den Straßen, das Gewimmel auf der Brükke und die Menge der Fahrzeuge auf den beiden Strömen auch ist, so kann es doch den Blik nur auf eine kurze Zeit fesseln, denn mit Entzükken schweift er in der unaussprechlich schönen Landschaft umher. Eine Fläche von vier Stunden Länge und beinahe eben so breit, dehnet sich vor mir aus, und wird ringsum von kühn geformten Bergen eingeschlossen, die sich von allen Seiten amphitheatralisch erheben. In Schlangenwindungen durchströmt die Mosel einen Theil der Breite dieser Ebene, indeß der Rhein sie der Länge nach in einem großen Bogen durchflutet, dessen Senne die gelbe Heerstraße macht. Dort schimmert der Weißenthurm am Ende des geradlinigten Weges, weiterhin dämmert, von einem blauen Duft umgeben, das finstere Andernach; vor mir erheben sich auf einem ansehenlichen Berge, zu dem ein schnekkenförmig gewundener Weg führt, die stolzen Mauern der ehmaligen Karthause, links liegt auf einer anmuthigen Insel, mitten im Rheine, das Kloster Oberwerth und weiterhin schließen pittoreske Felsen den Gesichtskreis. Welcher reiche Wechsel der Gegenstände; welche Erhabenheit des Ganzen! Tagelang könnte ich hier stehen, und mich berauschen in dem Anschauen dieser Landschaft, die zu den herrlichsten des schönen Deutschlands gehöret.

Die weitläuftigen Trümmer der Festung zeigen von ihrer ehmaligen Stärke, und beweisen mit welcher Anstrengung die Franzosen zu Werke gingen, um Deutschland wehrlos zu machen. Alles liegt in einer wüsten, wilden Zerstörung durcheinander geworfen da; der berühmte Brunnen ist verschüttet, die Kasematten sind gesprengt, und Berge von Schutt und Gerölle nehmen die Stelle der ehemals prächtigen Werke ein. Welcher Deutsche mag diese Trümmer ansehen, ohne von Zorn ergriffen zu werden, gegen das übermüthige Volk, dessen Sinnen nur darauf gieng, unser Vaterland in ewige Fesseln zu schlagen! Wer kann dieses Denkmal ihrer schändlichen Wortbrüchigkeit ansehen — denn nur allein durch Wortbrüchigkeit gelang es ihnen, die Festung zu nehmen — ohne zu wünschen, daß ihnen jezt eine Nemesis erscheinen möge, die ihnen den himmelschreienden Frevel vergilt, mit dem sie Deutschland so lange verhöhnten *).

Den Rükweg machte ich auf einem weiteren, aber bequemeren Wege, der sich von der andern Seite um den Berg schlängelt. Bei dieser Gelegen-

---

*) Sie ist erschienen, denn Hünningen ist zerstört, und Landau und Saarlouis sind wieder deutsch. Doch sie kehret noch einmal zurük, wenn die deutschen Fürsten die Vormundschaft fremder Vermittler ganz zurükgewiesen haben werden. Ihr, die Ihr über diese Weissagung lacht, wartet doch das Jahr 1821 ab!

heit besahe ich die den Koblenzern so heilsame Quelle des Sauerbrunnens, die von der Festung links ab, in dem Hofe eines Privatmannes befindlich, und stets von einer Schaar Dienstmädchen umgeben ist, die gegen die Bezahlung von einem Kreuzer für die Quartflasche, den Labetrunk in großen Quantitäten holen. Sie sprudelt unmittelbar aus dem Felsen, in den sie sich ein ziemlich weites, beinahe zirkelförmiges Bekken ausgehöhlet hat, und stößet das Wasser mit ziemlicher Heftigkeit von sich. Früher hat das Wasser eine berauschende Kraft gehabt, und soll noch stärker als eine gleiche Quantität Wein zu Kopf gestiegen seyn, doch vor einigen Jahren hat sich eine falsche Ader hineingefunden, und seitdem ist es weniger kräftig.

Ein schöner Morgen lokte mich nach der Karthause, wo der zweite ausgezeichnete Standpunkt in der Nähe der Stadt ist. Sie lieget weniger hoch wie die Festung Ehrenbreitenstein, genießet aber einer nicht weniger schönen Aussicht. Die Umrisse der Berge verschmelzen sich sanfter, die Fernen rükken näher zusammen; dagegen treten aber die Einzelnheiten der reich angebauten Ebne deutlicher hervor, und die gegenüberliegenden Ruinen der Festung nehmen sich von hier höchst malerisch aus. Aber welcher Barbar konnte so unmenschlich seyn, und auf dieses prächtige Naturtheater Karthäuser hinversezzen! Heißt das nicht die Qualen der Unglüklichen bis zum Unerträglichen häufen? Den

Blik auf dieses Paradies bestandig gerichtet: wie mußten die wunden Herzen der Armen bluten, wenn sie, an den Marterpfahl der Entsagung gebunden, in Gottes herrliche Schöpfung sahen, die allen geschaffenen Wesen so freundlich lächelt, und nur ihnen verschlossen blieb. Mußten nicht Tantals Qualen sie ergreifen, wenn sie in die reichen, üppigen Gefilde blikten, die sich zu ihren Füßen ausbreiteten, und erwogen, mit welcher Fülle von Freuden, die Natur so viele ihrer Kinder segnet, während sie ihnen nur Thränen gab und einen Sarg! Hieran denkend versank ich in schwermüthige Empfindungen, und meine anfängliche Lust lösete sich in Wehmuth auf. Ein alter wohlgekleideter Mann sezte sich mit der Aeußerung zu mir: so traurig bei dem Anblik dieser Lustgefilde? Ich machte ihn mit den Gefühlen bekannt, die auf meine Stimmung gewirkt hatten, und sezte ihm meine Meinung, die ich von dem Zustande der Mitglieder jenes Ordens hatte, die einst hier wohnten, auseinander. Er hörte mich mit einem sanften Lächeln an, und entgegnete darauf: was wär' der Mensch, wenn er so sehr von äußeren Eindrükken abhinge, und nicht die Kraft besäße, sich über die Entbehrung eines Gutes, das ihm nicht werden kann, zu trösten! Wer uns zu Entbehrungen bestimmte, der verlieh uns auch die Fähigkeit gleichgiltig gegen die Freuden dieser Erde zu werden; nur der, dessen wildes Verlangen die Tröstungen der Religion

von sich weiset, kann bei dem Anblikke eines ihm unerreichbaren Glükkes verzweifeln; nicht so der Fromme, der an eine Vorsehung glaubet. Bleibt ihm hier der Pfad der Lust verschlossen, und führet ihn seine Bestimmung auf dornenvoller Bahn, so blikt er nach Oben: dort öffnet sich ihm ein Eden, dessen Anblik ihm den Muth giebt, des Lebens Mühen zu ertragen." Heuchler! dachte ich, hättest Du hier den Stachelgürtel und das härene Bußgewand getragen; wäre Dir die magere Klosterkost zur Speise, und der Sarg zur Lagerstätte geworden, Du würdest anders reden! Ich sagte ihm, da seine fragenden Blikke meinen Beifall zu verlangen schienen: es ließe sich über die Kraft zur Entsagung nicht wohl absprechen, man habe sie denn selbst geübt; bei vollem Genuß dessen, was das Leben froh machen kann, sey es leicht sich Muth und Standhaftigkeit zuzutrauen; aber ein Anderes sey es, wenn die Wirklichkeit mit ihren Schrekken vor uns tritt. — „Heute sind es zwölf Tage, sagte er mit gerührter, doch fester Stimme, daß mein frommer, hoffnungsvoller Sohn heimging; der lezte von sieben, die Gott alle zu sich nahm, und mein Heiland gab mir den Muth meinen Verlust zu ertragen. Er drükte mir bey diesen Worten die Hand und entfernte sich. O, wie bereuete ich es den Mann, der den ungeheuren Schmerz über den Verlust von sieben geliebten Kindern, wie ein Held trug, so falsch beurtheilt zu haben! Nur meine Be-

schämung hielt mich zurük ihm nachzueilen, und an sein großes Herz zu fallen, das meine Ehrfurcht verdiente, da es bei diesen Schlägen des Geschikkes nicht unterging!

Dieser Mann war, wie seine Ausdrükke beweisen, ein Herrenhuter, und seine Ruhe bei dem großen Verlust, seine Macht über den Schmerz, konnte nur eine Wirkung der Religions-Grundsäzze der Brüdergemeinde seyn. Ist der eben erzählte Zug nicht hinreichend, dieser so vielfältig angegriffenen Sekte Deine Achtung zu erwerben? Eine Religion, die den Menschen so stark im Unglük macht, zugegeben diese Stärke beruhe auf eine gewisse Kälte der Empfindungen, was wenigstens hier nicht der Fall war, verdient wohlthätig genannt zu werden, und man sollte sich hüten ihre Anhänger als Heuchler zu verdammen, wie so häufig, und gewiß mit Unrecht, geschieht. Heuchelei macht die Seele nicht stark, denn sie bekämpft keine Begierden und Neigungen, sondern strebt nur sie zu verbergen; eine gewisse Seelenstärke können aber den Mitgliedern der Brüdergemeinde selbst ihre ärgsten Feinde nicht absprechen.

Neunter Brief.

Entzükkende Schönheit der Rheinufer. — Verschiedene Ansichten. — Rhense. — Boppard. — Armuth der Bewohner der Rheinufer. — St. Goar. — Rheinfels. — Goarshausen. — Wildes Felsenthal. — Lurleifelsen. — Oberwesel. — Wasserfahrt nach Kaub. — Die sieben Jungfrauen. — Die Rheinländische Sagen. — Der Pfalzgrafenstein. — Kaub. — Ansicht aus dieser Stadt. — Bacharach. — Stahleck. — Der Weinbau bei Bacharach. — Lorich. — Die Teufelsleiter. — Verfallene Heerstraße. — Bingen. — Der Morgen am Rhein. — Aussicht auf den Rheingau. — Mainz. — Bauart. — Das Schloß. — Die Kirchen. — Die Bibliothek. — Wasserreise nach Bingen. — Der Mäusethurm. — Das Bingerloch. — Weinberge bei Rüdesheim. — Aßmannshausen. — Der Niederwald. — Ansichten vom Belvedere und vom Säulentempel. — Der Abend. — Rükreise nach Mainz.

Mainz.

Ich bin, wie Du aus dem Datum meines Briefes siehest, am Ziel meiner Reise längs den paradiesischen Ufern des Rheines, und erfüllt von Entzükken über die unaussprechlichen Schönheiten, die diese himmlischreizenden Gegenden in so ungemessener Fülle entfalten. Wie gern möchte ich Dir durch eine Beschreibung eine Vorstellung meiner Genüsse auf dem Wege von Koblenz nach Mainz ge-

ben, doch schwerlich wird es mir gelingen, Dir auch nur einen schwachen Begriff davon zu machen; denn die Seele wird gleichsam berauscht von der überschwänglichen Pracht der Natur; das Gedächtniß vermag nicht die große Mannigfaltigkeit der Ansichten zu fassen, und die Phantasie verwirrt sich in dem unendlichen Reichthum von Bildern, die sich dem schwelgenden Blik ununterbrochen aufdringen. Der Gedanke, wie unfähig ich bin, Dir die Eindrükke anschaulich darzustellen, die diese nie genug gepriesenen Gegenden auf mich gemacht haben, könnte mich bewegen sie mit Stillschweigen zu übergehen, doch da Du vielleicht diese Lükke in meinen Reisenachrichten ungern sehen würdest, so will ich, im Vertrauen auf deine Nachsicht, Dir wenigstens eine fragmentarische Skizze dieses Weges geben.

Mir kam es recht gelegen, daß die Heerstraße bald hinter Koblenz zum Halsbrechen schlecht wurde, denn der Wagen konnte aus diesem Grunde nur langsam fahren, und ich machte den größten Theil dieses interessanten Weges zu Fuß. Die beiderseitigen Ufer haben jezt eine Lebendigkeit, die ihnen in andern Jahreszeiten, die Zeit der Weinlese ausgenommen, mangelt, was ihren Reiz um vieles erhöht. Man ist nämlich beschäftiget, die Weinstökke zu dingen, zu beschneiden und an Pfähle zu binden; die Berge wimmeln von Arbeitern, die unter fröhlichem Gesange ihr Tagewerk verrichten,

und von dem Ufer ab bis zu den hohen Felsengipfeln, deren dünner Erdschichte, der menschliche Fleiß noch Fruchtbarkeit abgewinnet, siehet man allenthalben Menschen mit den Arbeiten des Weinbaues beschäftiget. Die Obstbäume stehen in voller Blütenpracht, der sanfte Purpur der Pfirsichblüte strahlet herrlich durch den Schnee der Kirschen und Birnbäume, der übervolle Rhein drängt sich murmelnd durch sein reizendes Bett und seine helle Woge spiegelt das Bild das blauen, wolkenleeren Himmels zurük; die Lerche wirbelt in lauten Tönen ihr Entzükken in den Aether aus, und aus der dunkeln Felsenkluft singet Echo schallend die muntern Weisen des Winzers nach. Ueberall zeigt sich die Freude über des segenvollen Lenzes Wiederkehr: wie unaussprechlich schön ist hier sein Erscheinen!

Zuerst, wenn man von Koblenz kommt, und den Weg bis zur Karthause zurük gelegt hat, ziehet die bunte Mannigfaltigkeit des rechten Ufers den Blik auf sich. Die Rheininsel, mit dem Kloster Oberwerth, ist der erste Gegenstand, der meine Aufmerksamkeit beschäftiget; denn wende ich mich noch einmal zurük nach der prächtigen Ebene, in der Koblenz liegt, und mein Blik ergeht sich in dem weit geöffneten Bergkreise, verweilet bei den grandiosen Ruinen von Ehrenbreitenstein, bei den melancholischen Trümmern der Karthause, und denn sezze ich meinen Weg fort, in froher Erwartung der neuen Ansichten, die sich bald vor meinen Augen eröffnen werden.

Da wo die Lahn in den Rhein fällt, wird die Gegend ganz ausnehmend reich, mehrere Flekken und Dörfer sind hier an der Mündung des Flüßchens zusammengedrängt und eine Menge von Kirchen, Schlössern und Ruinen kontrastiren schön mit dem heitern, grünen Schmelz der Lahnmündungen und der davor liegenden Insel.

Das Städchen Rhense erinnerte mich an den Königsstuhl, der ehemals in seiner Nähe stand, und von den Franzosen zerstöret wurde. Wohl war es schändlich von den zügellosen Franken, dieses alte Heiligthum ohne Noth und Zwek zu zerstören; aber daß die Deutschen selbst dieses ehrwürdige Denkmal großer Väter nicht achteten, daß sie es, ehe noch ein fränkisches Heer den deutschen Boden betrat, seinem Verfalle überließen und kaum noch eine Ahnung seiner einstigen hohen Bedeutung hatten, machte sie der Strafe werth, die ein Volk verdient, das seine glänzende Vorzeit vergißt.

Von hier verengen sich die Ufer des Rheines immer mehr, der Weinbau nimmt ab, die Felsen werden kahler und öder, die Massen größer und einförmiger, und der lachende Reiz der Gegend hat sich in eine wilde Erhabenheit verwandelt, die wie ein Ossianisches Gedicht die Seele ergreift und zu ernsten, schwermüthigen Empfindungen stimmt. Dieser erhabene Karakter gehet auf eine kurze Strekke in eine beinahe formlose Eintönigkeit über, doch nicht lange, so findet sich auf dem linken Ufer

bei den Dörfern Ober= und Niederspei und auf dem rechten bei dem Städchen Braubach und dem romantisch gelegenen Schlosse Marksburg, bekannt in der Geschichte, als der Zufluchtsort des unglükli=chen Kaiser Heinrichs des IV., die bunteste Abwechselung ein, die nun ununterbrochen bis Boppard fortwähret.

Ich bin verlegen wegen eines Ausdruks, um die Gegend bei Boppard zu bezeichnen; ist sie heiter oder finster? ich weiß es wahrlich nicht zu sagen, obgleich sie meinem Gedächtniß so gegenwärtig ist, daß ich sie malen könnte. Sie machte einen ganz sonderbaren Eindruk auf mich, den ich mir nicht zu erklären weiß. Alles was eine Landschaft verschönern kann, findet sich hier beisammen; der Strom fließt voll und prächtig in seinem weiten Bette, dunkle Waldberge erheben sich in gewaltigen Massen empor, und werden durch tiefe Klüfte unterbrochen, deren düsterer Schatten mit dem hellen Grün einiger üppigen Wiesen schön kontrastiret, gut angebaute Akkerstükke, mit blühenden Obstbäumen besezt, lagern freundlich am Fuß der Berge, und mitten unter ihnen liegt die finstere Stadt, mit ihren schwarzen, verfallenen Mauren. So wie hier, auf dem linken Ufer, ein dunkler Grundton vorherschend ist, so zeichnet sich dagegen das rechte Ufer durch die hellen Tinten seiner Rebenberge aus, die soweit das Auge reicht, sich ausbreiten, und nur selten durch eine Bergspalte unterbrochen wer=

den, deren Grün im hellsten Sonnenglanze schimmert. Diese Kontraste können nicht vortrefflicher gedacht werden, diese Mannigfaltigkeit der Gegenstände, diese Kühnheit der Umrisse, diese Schattirungen sind unbeschreiblich, und es bleibt ausgemacht, daß Boppard einer der schönsten Punkte der Rheinufer ist; demohngeachtet schien mir hier etwas zu fehlen. Ob der Anblik der verfallenen Stadt, oder die blendende Beleuchtung der Mittagssonne, oder irgend ein anderer Umstand meine Theilnahme an den Schönheiten dieser Landschaft verringert hat: ich weiß es nicht; aber auffallend sprach mich diese Gegend, mit allen ihren Reizen, weniger an, wie andere minder ausgezeichnete.

Boppard scheint, von Ferne gesehen, ein Haufen Ruinen zu seyn, und viel mehr ist es auch nicht; Alles sieht daselbst so verfallen, öde und schmuzzig aus, daß man kaum begreift wie Menschen so wohnen können. Es ist überhaupt räthselhaft, daß an den Ufern des Rheines, wo es doch so viel Gelegenheit zum Erwerb giebt, und wo die Natur so viel für den Menschen gethan hat, kein größerer Wohlstand herrscht. Ob es auf dem rechten Ufer anders ist, weiß ich nicht, auf dem linken Ufer habe ich viele Armuth angetroffen, und überall einen Verfall der Städte und Dörfer bemerkt, der auf eine nicht glükliche Lage der Bewohner dieser Gegenden schließen läßt. Ich würde dieses für eine Folge der Französischen Verwaltung halten,

allein man behauptet ja allgemein, die Rheinlande hätten unter der französischen Oberherrschaft an Wohlstand zugenommen. Ich wage nicht über die Ursachen dieser geringen Wohlhabenheit abzusprechen, da ich noch zu wenig Kenntniß von den Verhältnissen dieses Landes habe; soviel ist aber ausgemacht, an der Elbe, der Oder und der Weichsel giebt es wohlhabendere Akkerbürger und Bauern, obgleich man dort weder den köstlichen Wein bauet, noch aus den Steinbrüchen einen solchen Gewinn ziehen kann wie hier.

Hinter Boppard öffnet sich die Gegend auf dem linken Ufer, die Berge treten zurük, und Akkerfelder, mit vielen schönen Obstpflanzungen vermischt, breiten sich längs dem Wege aus; doch sind die Dörfer ärmlich und verfallen. Das rechte Ufer behauptet seinen wildromantischen Karakter, den die zahlreichen Klöster und Kirchen, die hier zwischen Fels und Wasser eingeklemmt sind, noch erhöhen. Die Trümmer der Burgen Liebenstein und Sternenfels sind ein anziehender Punkt dieser Gegend, der ihr einen ganz eigenen Reiz giebt. Denkmale einer vergangnen schönen Zeit, stehen sie trauernd in ihrer luftigen Höhe da, und fordern die Einbildungskraft auf, sich das Zeitalter zu vergegenwärtigen, wo der kühne, kräftige Sinn unserer Vorfahren sich in jenen wunderbaren Bauten aussprach, deren Ausführbarkeit uns beinahe unbegreiflich vorkommt. Diese Burgen werden auch die Brüder ge-

nannt, weil sie von zwei Brüdern erbauet wurden, die durch ihre Liebe zu einem Fräulein unglüklich wurden, wovon die Folge das Erlöschen der Familie war.

Willst Du vom Geräusche des Lebens in der großen Welt einst ausruhen, in dem Schooße einer stillen, friedlichen Natur, so komm nach St. Goar und siedle Dich in diesem verschlossenen, doch freundlichen Erdwinkel an; er ist ganz zur Ruhe und zur gemüthlichen Beschauung der Natur geschaffen. Hier darfst Du hoffen, daß die Stürme Deines Busens schweigen, die Mißtöne der Welt verklingen, und die widersprechenden Wünsche und Begierden des gequälten Herzens sich in die Harmonie des Friedens auflösen werden: hier oder nirgends wird die kranke Seele genesen. Es ist mir unmöglich zu beschreiben, wie heimlich und traulich, wie verstekt und doch wie freundlich diese Gegend ist, und mit welchem hohen, wunderbaren Reiz die Natur sie ausgestattet hat. Wohl verstand sich der heilige Goar, der hier einst lebte, darauf, sich eine Freistätte auszusuchen, die ihn durch ihre Anmuth für die Entfernung von Menschen entschädigte, und ich verdenke es ihm nicht, daß er, von den Reizen dieser lieblichen Einsamkeit gefesselt, den ihm angebotenen Bischofsstuhl von Trier ausschlug. Die dunkeln, schauerlichen Berge ziehen sich zurük, und bilden ein enges, geschlossenes Thal, in dem das niedliche Städtchen liegt. Es ist zwar nur

klein, aber gut gebauet; das Auge wird nirgends durch verfallene Gebäude, oder durch andere Zeichen einer ekelhaften Armuth beleidigt, überall trifft man auf einen gewissen Wohlstand, und das Ansehen der gutgekleideten, wohlgenährten Menschen läßt vermuthen, daß ihnen ein besseres Loos gefallen sey, wie ihren Nachbaren. Hoch über den Häuptern drohen die Trümmer der Felsenburg Rheinfels, die einst beinahe für unüberwindlich gehalten wurde, aber dennoch von einem Verräther, dem sie anvertrauet wurde, im Freiheitskriege ohne alle Vertheidigung verlassen ward. Sie sind von einem bedeutenden Umfange, und vermehren die Mannigfaltigkeit der Ansicht auf die Himmelanstrebenden Berge. Gegenüber spiegelt sich das heitere Dörfchen Goarshausen in dem weiten Bekken des Rheines, der hier langsamer fließet und nur ungern das paradisische Thal zu verlassen scheinet, das seine Ufer schmükket. Ueber Goarshausen hängt kühn auf einer Felsenspizze, die alte Burg, Katz genannt, die so schroff herausgebauet ist, daß man fürchtet, sie werde auf das friedliche Dörfchen herabstürzen. Die Formen der Felsen und Berge, die sanft verschmolzenen Farbentöne des Gesteines und der Gebüsche, das stille, helle Gewässer des Flusses, der bescheidene Wohlstand des Städtchens; alles dieses vereinigt sich zu einem lieblichen Ganzen, und man befindet sich hier unbeschreiblich wohl.

Oeder und einsamer werden die Ufer, wenn man sich von St. Goar entfernt; ungeheure Felsmassen, von den kühnsten Umrissen, treten von beiden Seiten an den Strom, dem sie den Weg zu versperren drohen. In dieser wilden Natur ist das Farbenspiel der Felsen bemerkenswerth, das sich in den buntesten Schattirungen dem Auge darstellt; auch ist ein Felsenvorsprung, der Lurleifelsen genannt, wegen seines dreifachen Echos berühmt. Hier siehet man keine Weinberge, keine Obstbäume, keine Aekker; nirgends trifft man auf eine Spur des menschlichen Anbaues, die Schöpfung scheint hier noch unvollendet, und man glaubt das Reich des alten Chaos zu betreten. Ich machte diesen Theil des Weges beim hereinbrechenden Abende, dessen Schatten den düstern Ernst dieses Felsenthals noch um vieles vermehrten. Der tiefe Schatten der sich um die Felsen lagerte, gab ihnen eine wirklich grauenhafte Größe; bald aber stieg der Nebel aus dem Flusse empor, der das schwermüthige Dunkel milderte, und endlich alle Gegenstände dem Auge entzog.

Ich wollte in Oberwesel nicht nächtigen, sondern bis nach Bacharach oder Bingen fahren, allein ein Mainzer Bürger, der sich unterweges zu mir gesellte, behauptete: ich müßte schlechterdings die Gegend zwischen Wesel und Bingen bei Tage sehen, um sagen zu können, ich kenne die Ufer des Rheines in ihrer ganzen Schönheit, und ich fand, daß

der Mann recht hatte. Ich lohnete den Fuhrmann, der durchaus hier nicht bleiben wollte, ab, und nahm ein ziemlich schlechtes Zimmerchen, das lezte, was in dem mit Soldaten überfüllten Gasthofe zu haben war, in Besiz.

Oberwesel hat, aus der Ferne gesehen, mit ihren vielen Thürmen und mächtigen Mauern ein gar stattliches Ansehen, dem ihr Inneres nicht entspricht. Zwar ist die Stadt nicht schlecht gebaut, aber die öden Straßen und die vielen Trümmer von großen Gebäuden bezeugen, wie sehr sie von der Höhe ihres ehemaligen Wohlstandes gesunken ist. Die Kirche zu U. L. Frauen, ein wohlerhaltener, ehrwürdiger Tempel von altdeutscher Bauart, steht in dem Schatten hoher Bäume am Ufer, und macht mit ihrer reinen Form und mit ihren zierlichen Thürmen eine höchst malerische Wirkung. Ich war früh auf den Füßen, um die herrliche Gegend zu genießen, die sich mir hier, von den Zaubertinten eines heitern Morgens vergoldet, zeigte. Melodisch klangen die Glokken der Stiftskirche, die zur Frühmette läuteten, und die nahen Berge sangen ihre fromme Töne nach. Zuerst bestieg ich, um mich in der Gegend umzusehen, den ansehnlichen Berg, auf dem die kühnen bemoosten Trümmer der Burg Schönberg in dem Schimmer der Morgensonne emporragten. Die Stadt lag in einem Kranze blühender Obstbäume, von zwei Bächen umflossen, zu meinen Füßen, und lehnte sich an den Rükken eines

hohen Berges, deſſen dunkeles Kolorit ſchön gegen ihre weißgetünchten Gebäude abſtach. Ueber dem Rhein, auf dem rechten Ufer, erhebt ſich ein ſchroffer Felſenberg, der Roſtein genannt, der von oben bis unten Schichtenweis mit Reben bepflanzt iſt. Dieſer kühne Anbau iſt ein ſchönes Bild menſchlicher Betriebſamkeit, und giebt der Landſchaft einen Anſtrich von Heiterkeit, vorzüglich wenn er, wie es jezt der Fall war, von Arbeitern wimmelt.

Aus Mangel an Pferden, die für einen Militärtransport in Beſchlag genommen waren, konnte ich nicht fortkommen, ich beſchloß daher, bis zum Nachmittag eine Spazierfahrt auf dem Rheine zu machen und mich nach dem nahen Kaub überſezzen zu laſſen. Gleich an Oberweſel wurde ich durch ein dumpfes Brauſen auf eine unter der Oberfläche des Waſſers befindliche, doch ſichtbare Felſengruppe aufmerkſam gemacht, die man die ſieben Jungfrauen nennet. Die Sage erzählt davon, daß einſt ſieben Jungfrauen, die auf der Burg Schönberg wohnten, die ganze männliche liebende Welt am Rheine durch ihre Unerbittlichkeit in Verzweiflung brachten. Zur Strafe für ihre Hartherzigkeit wurden ſie in Felſen verwandelt, und in das Bette des Rheines verſezt, wo ſie noch jezt das Schrekken der Schiffer ſind. Die Rheinufer ſind das Land der Sagen; überall trifft man auf Stellen, die der Schauplaz von Mährchen oder Schauergeſchichten ſind, und beinahe jeder hervorſpringende Felſen,

jede Trümmer und jedes Gebüsch hat eine eigene Geschichte. Hieraus bekundet sich der poetische Sinn der Rheinbewohner, die diese von ihren Vätern geerbte Sagen, als ein werthes Erbtheil ihrer geliebten Heimath, aufbewahren und ihren Kindern überliefern. Oft gemahnte es mich, bei der Fülle von Mährchen und Legenden, die hier von allen Lippen strömen, als ob ich in einem Feenlande reise, und wirklich müßte unter diesen bezaubernden Umgebungen, bei einer lebhaften Einbildungskraft, es sehr leicht seyn, an Wunder zu glauben, da hier Alles den Stempel des Außerordentlichen trägt.

Die Abwechselung, die von Oberwesel ab auf den beiderseitigen Ufern Statt findet, ist unbeschreiblich. Hier blühet wieder Bacchus und Pomonens heiteres Reich, kränzet der Rebe helles Grün des dunkeln Felsens rauhe Stirne, und streuet der Obstbaum den Blütenschnee zu seinen Füßen hin. Doch diese lachenden Ansichten werden oft unterbrochen durch schwarze, weitklaffende Höhlen, die aus dem Laubgewölbe der Buchen hervorgähnen. Es sind die Schieferbrüche, die die ganze Gegend mit Schiefer versorgen und eine nicht unbedeutende Nahrungsquelle der benachbarten Oerter sind. Dumpfes Klopfen ertönt aus ihrem Innern, und gleich Schattengestalten werden die Arbeiter von Zeit zu Zeit sichtbar.

Aber wie soll ich Dir die Aussicht beschreiben,

die sich Stromaufwärts meinem Blikke eröffnete! Zwischen dem mit Reben und Wald bepflanzten Berggelände, das von fröhlichen Arbeitern wimmelt, die, Ameisen gleich, bis zu den höchsten Gipfeln der Felsen klimmen, erweitert sich der Silberspiegel des majestätischen Rheines, und aus seinen Fluthen erhebet sich der hochgethürmte Pfalzgrafenstein, ein Mittelding zwischen Thurm und Veste, der eine wundervolle Wirkung macht. Die Ferne giebt ihm ein wahrhaft zauberartiges Aussehen, er scheint durch übernatürliche Kräfte in das Wasser gesezt zu seyn und über den Fluthen zu schweben, und man ahnet unheimliche Dinge, die in seinem Innern verborgen seyn können. Zu diesem phantastischen Bau liefert das freundliche Städtchen Kaub, mit seinen lieblichen Umgebungen, das Gegenstük, und macht den schönsten Punkt dieser herrlichen Landschaft aus. Alles sieht daran so wohnlich und lachend aus, die Lebhaftigkeit an dem Ufer deutet auf einen starken Handelsverkehr und auf Wohlstand, die Gebäude sind gut unterhalten, und selbst die uralte Burg Guttenfels trozzet über den Häuptern der Stadt noch unversehrt, und scheinet den Felsen überdauern zu wollen, auf dessen zerborstenem Gipfel sie steht.

Die Gegend von Kaub gehört zu den schönsten am Rhein, und gewähret, nach dem linken Ufer zu, eine Ansicht, die kaum von einer übertroffen werden kann. Rechts schließet das vielgethürmte Ober-

wesel mit seinen weißen Mauern, und Schönbergs grauer Trümmerhaufen, den Gesichtskreis, näherhin wechseln blaue Schieferberge mit dunkeln Baumgruppen und begrünten Bergspizzen ab, zu deren Füßen sich Obstbaumpflanzungen hinziehen, die ihre blühenden Häupter in des Rheines klarer Welle spiegeln; hie und da stürzet ein blinkender Quell, von dem Berge herab, seinen Silberstrahl dem mächtigen Strome zu, und im Hintergrunde ragen die rauhen Umrisse des finstern Hundsrüks in den wolkenlosen Aether. Vor mir stehet der mystische Pfalzgrafenstein mit seinen veralteten Formen, er scheint mir ein bezaubertes Schloß und ich erwarte jeden Augenblik eine verwünschte Prinzessin an seinen Fenstern zu sehen. An der andern Seite lagert sich schwermüthig, mit seinen verfallenen, geschwärzten Mauern, die alte, ihres Weinbaues wegen so hochberühmte Stadt Bacharach, und über ihr die schauerliche Trümmer von Stahleck. Der Abstich zwischen dem muntern, blühenden Leben der Gegenwart, und den starren, verfallenen Resten der Vorwelt ist mir nirgends wirkungsvoller vorgekommen, wie hier. Wie Geister, die des Grabes Riegel sprengten und ihre Schauergestalt dem goldnen Licht des Tages entgegen tragen, um den Menschen an eine dunkle, drohende Zukunft zu erinnern, so schienen mir jene Burgruinen und jene Stadt, die auch zum Theil eine Ruine ist, in dieser reichen, anmuthigen Natur, die der junge Lenz mit tausend

schimmernden Farben schmükte. Gern wäre ich noch weiter, und wenigstens bis Bacharach, zu Wasser gefahren, aber mein Gepäkke war in Oberwesel zurük geblieben, ich mußte also diesem zu Gefallen zurükkehren und einen Wagen miethen, der mich damit bis nach Mainz brachte.

Der Mittag war längst vorüber, als es mir gelang, einen Hauderer mit ein paar müden Pferden zu erhalten, der so eben von einer Reise zurükgekehrt war, aber, da er allein mich aus der Noth helfen konnte, sich nur gegen eine ziemlich hohe Bezahlung dazu verstand, mich fortzuschaffen. Daß ich mit dieser Schnekkenpost heute nicht mehr einen weiten Weg machen würde, sahe ich wohl ein, doch mir war es recht lieb, denn um so länger währete mein Genuß. Ich schwelgte noch einmal in den schönen Ansichten, die ich schon auf meiner kleinen Wasserreise genossen hatte; jezt aber fiel das rechte Ufer mehr ins Auge, da früher das linke vorzüglich der Gegenstand meiner Aufmerksamkeit gewesen war. Beide Parthien haben ihre großen eigenthümlichen Schönheiten, doch möchte ich von Oberwesel bis Bacharach dem rechten Ufer den Preis zuerkennen, denn es hat mehr Abwechselung und ist fleißiger bebauet, wie das linke Ufer, auf welchem die Felsenmassen dagegen größer sind.

Langsam genug kam ich in dem alten, finstern Bacharach an, wo ich den Pferden, die auf diesem kurzen Wege schon den Athem verloren hatten, ob-

gleich sie nur Schritt vor Schritt gegangen waren, einige Ruhe zu gönnen beschloß. So geschwärzt, baufällig und in Trümmern versunken, wie Bacharach, habe ich noch keine Stadt gesehen, kaum konnte ich mich überreden, diese schmuzzigen, den Einsturz drohenden Häuser für menschliche Wohnungen zu halten, und die engen, finstern Straßen waren so menschenleer, als ob Krieg und Pest hier gewüthet hätten. Die unaussprechliche Schönheit der Gegend macht diese traurige Beschaffenheit des Orts noch auffallender. Die zahlreichen Weinberge, mit denen die Stadt umgeben ist, die zweideutig schillernden Schieferberge, die hie und da aus den Rebenpflanzungen hervor sehen, die heimlichen Schattenthäler, die sich von beiden Seiten der Stadt öffnen, und die waldigten Höhen, die den Gesichtskreis begrenzen, machen einen wunderlieblichen Effekt, und das freundliche Kaub schmieget sich, wie ein hochbegünstigtes Schooßkind, an den alten Vater Rhein. Der Strom selbst gewinnet hier durch seine ansehnliche Breite, und durch die nahe der Stadt liegende Heileseninsel, so wie durch die Pfalz, die sich mit ihren weißen vielekkichten Mauern aus seinen Fluthen emporhebt, ein prächtiges Ansehen.

Bacharach ist wegen ihres vortrefflichen Weines berühmt, der zu den edelsten Sorten deutscher Weine gezählet wird, und schon im Mittelalter auf keiner Fürstentafel fehlen durfte. Der Weinbau ist aber der einzige Nahrungszweig der Einwohner.

die selbst ihre Brodfrucht kaufen müssen und aus diesem Grunde nicht wohlhabend werden können; denn die Weinlese versagt oft, und so zehren die schlechten Jahre den Ertrag der guten auf. Wahrscheinlich wird dieser Ort durch die erhöhten Preise der Weine gewinnen, die eine Folge des vermehrten Absazzes nach den preußischen Provinzen seyn werden: denn in den alten preußischen Ländern war dieser Wein von jeher sehr beliebt, konnte aber aus dem Grunde nur wenig verbraucht werden, weil er mit einem unverhältnißmäßig hohen Zoll belegt war. Da Bacharach nun preußisch ist, so wird der Zoll ohne Zweifel ermäßigt werden. was auf den Absaz des Weines einen vortheilhaften Einfluß haben muß.

Nachdem ich die Trümmer von Stahleck, der uralten Stammburg der Pfalzgrafen beim Rhein, erstiegen, und mich an dem Ueberblik in die herrliche Landschaft geweidet hatte, brach ich auf, um noch, wo möglich, vor Einbruch der Nacht Bingen zu erreichen. Die beiderseitigen Ufer behaupten ihren malerischen Karakter, der aber allmälich in einen wild romantischen übergehen zu wollen scheint. Am linken Ufer häufen sich die Trümmergruppen, die auf den Spizzen der höchsten Berge stehen, und mit ihren gebrochnen Formen einen scharfen Gegensaz zu der bunten Pracht der Gegend machen. Gleich hinter Bacharach wird das verfallene Kloster Winsbach und die Ruine von Fürstenberg sichtbar;

in einer größeren Entfernung die von Sonneck, und unten lagern sich in der friedlichen Stille des Thales die Dörfchen Diebach und Hainbach, von ihren Rebenhügeln umgeben. Auf dem rechten Ufer breitet sich der ansehnliche Flekken Lorich, an der Mündung des klaren Wisperbaches aus; es ist der erste des Rheingaues, und seine ansehnlichen Gebäude lassen, so viel ich dieß aus der Ferne beurtheilen kann, auf einen nicht geringen Wohlstand seiner Besizzer schließeu. Ohnfern davon hebt sich eine kühne Felsenmasse heraus, die die umliegenden Berge an Höhe übertrifft und wie alle ausgezeichnete Punkte am Rheine, Gelegenheit zu einer schauerlichen Sage gegeben hat. Er heißt der Kedrich, oder die Teufelsleiter, und auf ihm soll ein verzaubertes Fräulein gesessen haben, die zu erlösen ein Jüngling, mit Hilfe des Teufels, hinauf geritten ist. Er gewann das Fräulein, verlor aber seine Seele dabei. Alle dergleichen Sagen klingen in dem Munde des Rheinländers, der sie mit einem gewissen Feuer und mit so vielen Nebenumständen erzählt, so romantisch, daß ich bedaure, sie nicht mit den Worten der Erzähler aufgezeichnet zu haben; ich würde dadurch eine Sammlung angenehmer Volksmährchen erhalten haben.

Hinter Lorich wird das rechte Ufer öder, und auch das linke zeigt mehr Ruinen, als bewohnte Orte. Rauhe Felszakken treten hervor, ihre Umrisse werden schroffer und größer, und ziehen sich

näher an den Strom, der hier dumpfrauschend im verengten Bette fließt. Nun dämmerte die Nacht herein und verschmolz die Konturen der Berge zu einer großen, formlosen Schattenmasse, die fernen Gegenstände verloren sich im Nebel, bald auch die näheren, und ich gewann nun Zeit, mich über die heillose Heerstraße zu ärgern, auf der mir die Knochen bis zum Brechen zusammengerüttelt wurden. Man hat diese Straße, die Napoleon anlegen ließ, und die wirklich sehr nüzlich ist, mit einem Römerwerk verglichen; ein einziger Feldzug hat dieses Römerwerk beinahe unfahrbar gemacht, und die fade Schmeichelei liegt zu Tage. Ueberhaupt will mir das Riesenhafte dieser Arbeit nicht einleuchten. Man hat einige Felsen gesprengt, um sich Bahn zu machen, dieß ist aber auch Alles, denn der größte Theil des Weges war früher schon fahrbar, und eine Kunststraße zu bauen ist nirgends leichter und mit weniger Kosten verbunden, wie hier, weil der Baustoff von der Natur längs dem Wege in unerschöpflichen Massen aufgethürmt lieget, und man an den mehresten Stellen nicht einmal nöthig hat, Pferde zu dessen Herbeischaffung anzuspannen. Doch es gehört einmal zu den Schwächen unserer lieben Deutschen, auch die unbedeutendste Handlung eines gefeierten Mannes zu einer Götterthat zu erheben, so wie sie dagegen einem, der den Ruf gegen sich hat, auch nicht das geringste Gute gelten lassen. Bei gänzlicher Finsterniß langte ich in

Bingen an; aber meine Hoffnung, mich durch ein bequemes Nachtlager zu erquikken, schlug gänzlich fehl, denn in den Gasthöfen war so viel Militär einquartiert, daß für mich weder ein besonderes Zimmer, noch ein Bett zu finden war, ich mußte mich also mit ein paar Kopfpfühlen begnügen, die man mir in der Gaststube in einen Armstuhl legte. Ich war müde genug, um demohngeachtet doch bald einzuschlafen, doch war meine Lage für die Dauer zu unbequem; noch lange vor Tages-Anbruch wurde ich wieder munter und nun beschloß ich, den Morgen im Freien zu genießen.

Noch ließ die Dämmerung nur in unbestimmten Umrissen die fernen Gegenstände erkennen, als ich hinaus eilte und mich über die Nahebrükke, an das Ufer des Rheines begab. Ein tiefer Schatten herrschte noch zwischen den himmelhohen Bergen, mit dumpfen Gebrause strömte der Rhein durch sein felsichtes Bette und ein frischer Morgenwind wehete mir Kühlung zu. Ich ging bis dahin, wo der Strom eine Biegung macht, wandte mich darauf zur Rükkehr um und wurde überrascht von der Pracht einer Ansicht, deren Schönheit alle Vorstellung überstieg. Ein Lichtmeer strömte mir aus der Oeffnung entgegen, die zwischen dem Rupertsberge und dem Rüdesheimerberge das Strombette ausmacht, und vor der eben aufgehenden Sonne beleuchtet, lag der herrliche Rheingau mit seinen Rebenhügeln vor meinem trunkenen Blikke da.

Die sanften Formen der Weinberge, die Häuser=gruppen, die aus einem dichten Kranze von Obst=bäumen hervorragten, und die zahlreichen Thürme, die in der Ferne sichtbar wurden, gaben, nebst dem weiten, prächtigen Wasserspiegel des Stromes, auf dem noch ein durchsichtiger Duftschleier lag, ein unaussprechlich schönes Landschaftsgemälde, das mich, von meinem Standpunkte in dem düstern Schattenthale aus gesehen, wie ein Land der Seli=gen gemahnte, in das zu blikken dem müden Erden=pilger die Begeisterung seines Glaubens gestattet, und der einsame graue Mäusethurm schien mir die Grenzscheide zwischen der Wirklichkeit und dem gold=nen Reich der Wünsche zu seyn.

Unter allen Gesichtspunkten am linken Rhein=ufer ist, meinem Geschmakke nach, der vorzüglichste der, an dem Obelisk, den der ehemalige Präfekt Janbon St. André an dem Wege auf der Höhe, hinter Niederingelheim, zum Andenken der Wie=derherstellung der Heerstraße, hat sezzen lassen. Von hieraus übersiehet man mit einem Blik den ganzen Rheingau, und der große Halbzirkel, mit allem seinen unendlichen Reichthum an Weinbergen, Klöstern, Schlössern, Flekken, Dörfern; mit all seinen Fluren und Gefilden, von Rüdesheim bis Biebrich, entfaltet sich, wie ein unermeßliches Rund=gemälde. Es ist einer der reichsten, bevölkertsten und anmuthigsten Flekke der Erde, der sich hier längs dem Ufer des majestätischen Rhein ausdehnet,

und jede Einzelnheit ist auf das deutlichste sichtbar. Die Natur scheint sich erschöpft zu haben, um hier alles neben einander zu stellen, was eine Landschaft verschönern kann; es ist nicht möglich, einen größern Wechsel von Gegenständen, herrlichere Kontraste und ein lieblicheres Verschmelzen des Anmuthigen mit dem Erhabenen zu denken, wie der staunende Blik hier betrachtet. Der Rhein, der den Vorgrund bildet, hat in dieser Gegend seine größte Breite und umfasset eine Menge schimmernd grüner Inseln, an die sich seine silbernen Fluthen brechen. Den Mittelgrund macht der Rheingau aus, der ein einziger Wein- und Obstgarten zu seyn scheint, aus dem sich tausend prächtige Landsizze erheben, die um den stolzen Johannisberg, wie Vasallen um einen Königsthron, stehen. Waldgebirge und Felsenhöhen bilden den Hintergrund, der sich wie ein Amphitheater bis in den Aether erhebet. Mir war diese einzig große Ansicht um so überraschender, als ich in keiner mir bekannten Reisebeschreibung ihrer erwähnt finde.

Froh klopfte mir das Herz, als ich endlich die Thurmspizzen von Mainz erblikte, und mich dieser ehrwürdigen Stadt nahete, an deren Namen sich so viele große Erinnerungen knüpfen. Nicht dem Rheinländer nur, nicht nur dem Deutschen, nein, jedem gebildeten Menschen muß dieser Ort heilig seyn, von dem so viel Licht über die gesammte Menschheit verbreitet wurde, der der Schauplaz

und die Werkstätte so vieler merkwürdigen Begebenheiten war, die den wichtigsten Einfluß auf das Schikſal unſeres Kontinents hatten. Der Deutſche aber frohlokt, dieſe ehrwürdige Mutter der Wiſſenſchaften wieder ſein nennen zu können; zwar geplündert, mit Trümmern bedekt und ihres Schmukkes beraubt, nicht mehr die freigebige Pflegerin der Künſte, nicht mehr der Siz der Wiſſenſchaften, aber doch gehört ſie wieder dem theuren Vaterlande an, und iſt ſie gleich kein prunkendes Fürſtenhoflager mehr, ſo wird doch der Genius des Friedens die verſcheuchten Muſen in ihre Mauern zurük führen, wo ſie, von einem heitern Klima, von einer ſchönen Natur begünſtigt, ſo gern wohnen.

Mainz hat an ſeiner Bevölkerung gegen ehemals, beinahe an 10,000 Menſchen verloren, welches, nach dem, was dieſe Stadt ſeit dem Anfange des Revolutionskrieges gelitten und eingebüßt hat, kein Wunder iſt. An eine Entſchädigung ihrer Verluſte iſt nicht zu denken; aber auch ihre Leidenszeit iſt noch nicht vorüber, denn ſie hat die Ehre für eine deutſche Bundesfeſtung erklärt zu ſeyn, muß alſo die Truppen mehrerer Fürſten in ihren Mauern dulden, welcher Umſtand nicht nur die Bürger in ſehr verwikkelte Verhältniſſe bringt, ſondern auch dem Aufblühen des Handels ein Hinderniß ſeyn muß. Nur das, was keine Zeitumſtände ihr rauben konnten, ihre herrliche Lage, iſt ihr geblieben, und dieſer kann ſie auch einſt, wenn Deutſchland

zu seiner Vertheidigung keiner Festung mehr bedürfen wird — mich dünkt, dieser Zeitpunkt ist nicht mehr fern — ihr Wiederaufblühen danken.

Die Bauart der Stadt hat noch viel Alterthümliches, man findet noch viele enge Straßen und eine große Anzahl von Gebäuden, die sich noch aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert herschreiben; ein Theil der Stadt ist aber regelmäßig und sogar prächtig gebauet; besonders zeichnet sich der Domplaz und der Thiermarkt durch viele gute und geschmakvolle Häuser aus, die große Bleiche aber dürfte auch eine Zierde der größten europäischen Hauptstadt seyn.

Von den Gebäuden auf der großen Bleiche, fällt vor allen der ehemalige Marstall, der jezt als Kaserne benuzt wird, gut ins Auge. Es ist mit einem bronzenen vergoldeten Rosse verzieret, welches gegen die Regel der Plastik im Ausgreifen dargestellt ist, was, besonders da es über der Frontispice angebracht ist, eine widerliche Wirkung macht. Das ehemalige Schauspielhaus, auch in dieser Gegend gelegen, liegt noch in seinen Trümmern.

Das ehemalige kurfürstliche Residenzschloß stehet ganz am Ende der Stadt, an einem schönen freien Plazze. Es wurde von Napoleon der Mainzer Kaufmannschaft zum Vorrathshause, Bezugs des Freihafens, geschenkt; ob es diese Bestimmung künftig behalten wird, ist noch unentschieden. Es wird wohl das Schikfal der andern Residenzschlöffer

am Rhein theilen, das heißt, es wird mit der Zeit zusammenfallen, da die Unterhaltung desselben, seiner Größe wegen, zu kostspielig ist. Da es seiner Höhe wegen weit gesehen werden kann, und eine wirkliche Verschönerung der Gegend ist, so wäre die vollständige Herstellung und Erhaltung dieses imposanten Gebäudes sehr zu wünschen, welches sich vielleicht am leichtesten bewirken ließe, wenn es irgend einem bedeutenden Fabrikanten abgetreten würde.

Von den Kirchen ist der Dom durch seine Bauart vorzüglich merkwürdig. Es ist ein großes, ehrwürdiges Gebäude, dessen kühne Massen eine schöne Wirkung machen müßten, wenn es nicht rund um mit den abscheulichsten Barakken umgeben wäre. Diese Kirche ist im 12ten Jahrhundert erbauet, daher ist es auffallend, daß man daran überall die neugriechische halbrunde Form, und nicht die in jenem Zeitalter allgemein eingeführten altdeutschen Spizbogen bemerkt. Sie ist von dem schönen rothen Sandstein errichtet, der in den Maingebirgen gebrochen wird, und von einer ansehnlichen Größe. Der Hauptthurm, der einmal durch den Bliz und einmal durch die Belagerung im Jahr 1793 verbrannt wurde, ist wieder hergestellt und seiner Höhe wegen weit in der Gegend sichtbar; zwei kleinere Thürme an der östlichen Seite, stehen von der Belagerung her noch in ihren Ruinen da.

Das Innere der Kirche, ist durch die vielen

darin enthaltenen merkwürdigen Grabmäler, sehenswerth. Ich nenne Dir nur das von Fastrade, der Gemahlin Karls des Großen; welches aus der von ihm gestifteten Albanskirche hieher versezt wurde, als die Mainzer Bürger diese berühmte Abtei zerstörten. Ferner: des Meistersängers Frauenlob; dessen Manen ich meine Verehrung darbrachte. Goldne Zeit, wo deutscher Frauen Tugend einen Frauenlob zu ihrem Sänger begeisterte, kehre bald zurük! Außerdem fiel mir noch das Denkmal Alberts von Brandenburg durch seine Pracht, und das des General Lamberg durch seine Sonderbarkeit auf. Das erstere würde wohl so prunkvoll nicht geworden seyn, wenn der verschwenderische Fürst es sich nicht noch bei seinen Lebzeiten hätte sezzen lassen; das leztere ist von einer kunstvollen Arbeit und ich möchte es schauerlich lächerlich nennen. Der Todte hebt den Dekkel des Sarges auf und hält den Kommandostab empor, als ob er noch aus dem Grabe die Feinde schrekken wollte. Diese Idee hat allerdings etwas Ergreifendes, aber die riesenhafte Wolkenperükke auf dem Haupte des Leichnams nimmt sich höchst lächerlich aus. Mehrere kostbare Monumente sind, während dem Freiheitstaumel, durch die Franzosen zerstöret. Einige Altargemälde scheinen nicht ohne Werth gewesen zu seyn, doch sind sie, da man die Kirche mehrmals zum Magazin gebraucht hat, sämmtlich sehr verblichen.

Die Kirche zu St. Stephan, die älter als der Dom ist, hätte ich gern, wegen einiger Gemälde altdeutscher Meister, die darin aufbewahret werden sollen, gesehen, allein sie war zum Magazin eingenommen und daher mir unzugänglich. Sie liegt an einem der höchsten Punkte der Stadt und ihr Thurm ist meilenweit in der Gegend sichtbar. Von den übrigen Kirchen zeichnen sich die Ignatiuskirche durch ihre Einfachheit, die Augustinerkirche und die Peterskirche, durch ihre heitere und reiche Verzierungen aus.

Meine beschränkte Zeit erlaubte mir nicht, die hiesigen mannigfaltigen öffentlichen Anstalten zu besuchen, ich habe daher davon, außer der Bibliothek, nichts gesehen. Diese ist sehr ansehnlich und durch den bekannten Herrn Fischer in eine musterhafte Ordnung gebracht, so, daß sich in dieser Hinsicht wenige mit ihr vergleichen lassen. Unter den Seltenheiten derselben, zeigt man eine griechische Handschrift der Werke des H. Chrysostomus, und ein im Jahr 1459 gedruktes Psalterium vor; viele der seltensten Inkunabeln, die für die Geschichte der Buchdrukkerkunst höchst merkwürdig waren, sind bei der Belagerung verbrannt und andere nach Paris gewandert.

Ich wollte das fortdauernd schöne Wetter zu einer Wasserreise nach Bingen benuzzen, und miethete mir zu dem Ende einen Nachen mit zwei Ruderern, mit welchem ich in der Kühle des Morgens

abfuhr. So sehr ich auch durch mehrere gelungene Beschreibungen dieses Weges auf eiu hohes Vergnügen gefaßt war, so wurde dennoch meine Erwartung bei weitem übertroffen, und ich gestehe, selten eine ähnliche Lust genossen zu haben, wie auf dieser Fahrt. Lange wurde mein Blik von dem prächtigen Mainz gefesselt, das sich wie ein Königssiz mit seinen zahlreichen Thürmen emporhob. Die von Menschen wimmelnde Schiffbrükke, die Waffenübungen des preußischen Militärs an dem Ufer, das Klappern der Schiffmühlen und das Geschrei der Fuhrleute und Schiffer, gab der Szene eine Lebendigkeit, die das Gemüth in die heiterste Stimmung versezte, und den schönen Morgen doppelt angenehm machte. Gesättiget von dem bunten Gemälde, das Mainz mit seinen Umgebungen darbietet, wende ich mich um und blikke über zwei üppig grünende Inseln, der Peters-Aue und der Ingelheimer Aue, in den gesegneten Rheingau, der sich wie ein Feengarten vor meinen Blikken entfaltet. Zuerst stellt sich mir das prunkvolle Biebricher Schloß dar, das mit seinen eleganten Formen eine Hauptzierde der Gegend ausmachet, dann reihen sich Dörfer und Flekken, Klöster und Kirchen, Obstgärten und Rebenhügel im bunteſten Gemisch durcheinander, und geben der Landschaft eine bezaubernde Mannigfaltigkeit. Es ist mir unmöglich, Dir die Vielheit und Pracht der Gegenstände zu beschreiben, die während der Fahrt im raschen

Wechsel vor meinen Blikken vorüber gingen. Stets glaubte ich den schönsten Gesichtspunkt erreicht zu haben, und immer kamen noch schönere Ansichten, und immer vermehrte sich die Anmuth der Gegend, bis ich endlich, für mein Vergnügen noch viel zu früh, in Bingen landete.

Nachdem ich mich daselbst von der Hizze, die heute auf 21 Grad Reaumur gestiegen war, abgekühlet, und mit Speise und Trank erquikt hatte, bestieg ich aufs Neue einen Kahn und fuhr nach dem berüchtigten Mäusethurm, und durch das Binger Loch nach Aßmannshausen. Der Thurm, über dessen Bestimmung so viel gestritten ist, scheint mir römischen Ursprungs zu seyn, und den Römern zu einem Wachtposten gedienet zu haben. Damit läßt sich die Legende von Hatto sehr gut vereinigen, der hier, wenn auch nicht gegen die Mäuse, doch gegen seine, mit Recht gegen ihn aufgebrachten Unterthanen einen Zufluchtsort gesucht haben kann. Die Erfindung der Fabel stammt übrigens nicht von den Deutschen her, denn in Polen zeigt man am Goppłosee auch die Ueberbleibsel eines Thurms, in welchem Herzog Popiel der Zweite von den Mäusen gefressen seyn soll, und dieser lebte 150 Jahr vor Hattos Tode.

An dem Binger Loch war herzlich wenig zu sehen, weil das Wasser hoch war; die Strömung ging nur etwas schneller und ich hätte es nicht bemerkt, wäre ich nicht durch den Schiffer aufmerksam

darauf gemacht worden. Bis gegen die Richtung des Binger Loches gehen die Weinberge der Rüdesheimer, und von da ab fangen die der Aßmannshäuser an. Die Rüdesheimer Berge haben mehr Morgen- und Vormittags-Sonne, dagegen die Aßmannshäuser mehr der Nachmittags- und Abend-Sonne ausgesezt sind. Vielleicht ist dieses die Ursache der so sehr verschiedenen Beschaffenheit der beiden Weingattungen. Die erstere gewinnt an Güte mit dem Alter, welches bei der lezteren, besonders bei der rothen, nicht so der Fall ist; auch verträgt diese die Seereise nicht wohl, daher man über Holland hinaus sie beinahe gar nicht kennt. Der mühsame Anbau dieser Berge, die beinahe senkrecht mehrere hundert Fuß hoch über dem Rhein stehen, und von oben bis unten bepflanzet sind, giebt dem Fleiße der Besizzer ein vortheilhaftes Zeugniß. Man hat Mauern und Flechtwerke anbringen müssen, um Plaz für das Anpflanzen der Reben zu gewinnen; ja, an einigen Stellen hat man sogar Körbe voll Erde in den Felsen geklemmt und darin Reben gesezt. Welche ungeheure Mühe muß das Düngen dieser Berge machen, da der Dünger nur auf den Schultern hinauf getragen werden kann.

Aßmannshausen liegt höchst enge zwischen schroffen Bergen und dem Rhein eingeklemmt, und der beschränkte Raum gestattet den Einwohnern nicht einmal hinreichende Gärten neben ihren Häusern.

Nur ein schmaler Leinpfad und eine tiefe Bergspalte unterhalten den Zusammenhang dieses Orts mit den benachbarten Gegenden, von denen er durch himmelhohe Berge von der Landseite getrennet ist. Die Einwohner dieses Dörfchens sind, ohngeachtet des herrlichen Weinbaues, blutarm, vielleicht die ärmsten unter allen am Rheinufer; die Ursache ist wohl, daß sie außer dem Weinbau keinen andern Nahrungszweig haben; selbst den Wein bauen die mehresten nicht für eigene Rechnung.

Von Aßmannshausen stieg ich, in Begleitung eines Führers, nach dem Niederwalde auf. Der Weg von hieraus dahin erfordert, seiner Beschwerlichkeit wegen, einen guten Fußgänger, denn der Berg, den man erklimmen muß, ist schroff und der Fußsteig rauh. Ich langte ganz erschöpft auf der Höhe an, und wußte es meinem Schiksal Dank, daß ich auf dem Gute des Grafen Ostein, eine Flasche ächten rothen Aßmannshäuser zu kaufen erhielt, nach welchem ich in dem Dorfe selbst, wo dieses edle Gewächs gewonnen wird, vergebens gefragt hatte. Dieser Wein giebt, wenn er so ächt ist, wie ich ihn hier trank, dem Portwein an Feuer nichts nach, den er aber an Wohlschmak bei weitem übertrifft. Ich mußte hier zur Stelle einen Thaler für die Flasche zahlen; er würde also uns Nordländern, wenn er über See geführet werden könnte, theurer wie Madera zu stehen kommen.

Der Niederwald, der sehr uneigentlich diesen

Namen führet, da er den höchsten Punkt der Gegend ausmacht, hat, wie man sagt, von seiner ehemaligen Schönheit viel verloren; zum Theil, weil ihn die Franzosen an einigen Stellen aushölzten, theils aber, weil der Besizzer, aus Unmuth darüber, es unterlassen hat, die mancherlei Anlagen, die ihn verzieren, zu unterhalten; dennoch ist er ein anmuthiger Hain. Ich halte mich bei der Beschreibung der einzelnen Parthien, die zur Verschönerung dieses Waldes angelegt sind, als die Traumhöhle, die Felsenburg u. a. m. nicht auf, sondern erwähne nur der Standpunkte, die die vorzüglichsten Ansichten gewähren. Ein einfaches Lusthaus, das hart an dem Abhange des nach dem Rhein zu gehenden Felsenberges stehet, ist mit vieler Einsicht dahin gebauet, wo man drei verschiedene Gesichtspunkte in die einzig schöne Landschaft hat. Mit einem Blik übersiehet man den Rhein, von da ab, wo er zuerst die lachenden Gefilde des Rheingaues bespület, bis dahin, wo er sich hinter Aßmannshausen mit einer Biegung hinter schroffen, finstern Felsenwänden verlieret. Die Trümmer der Burg Ehrenfels, der Mäusethurm, die Nahebrükke und Bingen machen mit ihren alterthümlichen Formen, einen schönen Uebergang von dem freundlichen Rheingau zu dem düstern Hundsrük, der mit seinen rauhen, großen Massen in schwermüthiger Einsamkeit da liegt. Unscheinbare Trümmer bezeichnen auf dem Rupertsberge, der noch zum

Hundsrük gehört, den Ort, wo die heilige Hildegard einst lebte und schwärmte; sie vermehren das malerische dieser Parthie. Die Nahe trennt hier die kolossalen Bergmassen, windet sich wie ein Silberband zu den Füßen dieser Riesen, und bildet eine Oeffnung, die einen Blik in die anmuthigen Thäler der Pfalz gewähret. O, wer Flügel hätte, um sich in jenes Eden hinab zu senken, das dort in dem Zauberreize des Frühlinges schimmert! Welche unaussprechliche Reize entfaltet hier die Natur!

Ich riß mich von diesem anziehenden Standpunkte los, um ein aus Felsenstükken erbautes Belvedere zu besteigen, auf dem die Aussicht noch umfassender war. Der ganze Rheingau, das gegenüber liegende Ufer und ein Theil der Pfalz, bis beinahe nach Kreuznach zu, zeigt sich hier in einer Weite von mehr als zehen Quadratmeilen, und bildet ein Naturgemälde, das wohl wenige seines Gleichen hat. Dieses ist unstreitig einer der schönsten Punkte am Rheinufer, und wahrscheinlich in ganz Deutschland. Ich verweilte hier lange in seliger Trunkenheit, bis mein Führer erinnerte, daß es Zeit sey aufzubrechen, wenn ich noch eine andere, nicht weniger vortreffliche Ansicht genießen wolle, bevor ich nach Rüdesheim hinab stiege.

Es kostete mich Ueberwindung, meinen luftigen Siz zu verlassen, doch der Abend war nicht fern, daher brach ich auf und folgte meinem Führer, der mich eine Strekke durch den Wald nach dem offnen

Säulentempel brachte, der durch seine zierliche Form ein Schmuk der Landschaft wird. Dieser Tempel liegt etwas niedriger und auf einer andern Seite des Berges, als das Belvedere; der Gesichtskreis ist also nicht ganz so ausgebreitet, dagegen stellet sich die Landschaft deutlicher und in gefälligeren Umrissen dar. Vor mir senkte sich der Berg mit seinen unermeßlichen Rebenpflanzungen, bis zu den malerischen Ruinen der Rüdesheimer Burg, an die sich der lebhafte Flekken anschließet. Der ganze Rheingau lag, ein einziger anmuthiger Naturgarten, mit der herrlichen Fülle von Rebenhügeln und Obsthainen von einem sanften, röthlichen Duft umflossen, in der lieblichen Abendbeleuchtung da, und aus seiner Mitte hob der stolze Johannisberg sein Mauerbekränztes Haupt empor. War die Landschaft schon an und für sich zum Entzükken schön, so wurde sie es noch mehr durch die Umstände, unter denen ich sie sah. Sie hat durch ihren reichen Anbau den Karakter des regsten, lachendsten Lebens, die Abendbeleuchtung ist daher für sie die vortheilhafteste, so wie eine einsame, unbevölkerte Gegend mehr durch die hellere Morgenbeleuchtung verschönert wird. Der matte Goldschimmer, der sich des Abends um alle Gegenstände legt, die sanfte Rosenglut, die die hellen Farbentöne mildert, und der zarte, ins Violette schillernde Duft, der sich um den Hintergrund ziehet, machen eine magische Wirkung, und verschmelzen die große

Mannigfaltigkeit der Parthien, zu einer schönen Einheit; dagegen treten die Umrisse bei einer einsamen Landschaft des Morgens besser hervor, und der höhere Schimmer der aufgehenden Sonne bringt ein gewisses Leben in die einförmigen Massen, an denen die kultivirende Hand des Menschen nicht sichtbar ist.

Der Rhein, der hier mit seinen vielen Inseln mehr ein Meer, als ein Fluß zu seyn scheint, erglänzte noch am Gestade des Rheingaues in Feuerglut, während sich an dem gegenseitigen Ufer das tiefe Blau des Abendhimmels in ihm spiegelte. Allmählig legte nun der Thau seinen Wolkenschleier um die fernen Waldhöhen, die Heerden trieben nach Hause, in den Dörfern läutete die Abendglokke die Betstunde ein, und die Winzer kehrten von ihren Bergen heim. Wie sanft, wie liebend senkte sich der Abend in diese glüklichen Gefilde herab! mit welcher Mutterzärtlichkeit warf die Sonne ihren Abschiedsblik auf diese Fluren, die ihren Reichthum ganz allein ihren Strahlen verdanken! Ein solcher Abend, auf diesem Standpunkt genossen, ist eine Weihe, die den Menschen über das Leben erhebt. Mein nasses Auge blikte dankbar zum Himmel empor, für diese glükliche Stunde, und innig froh verließ ich den Berg, um in dem weinreichen Rüdesheim eine Herberge für die Nacht zu suchen. Ich fand in dem Hause des Herrn Akkermann eine freundliche Anfnahme und ein Glas ächten

Rüdesheimer. Man trinkt die Weine in den Gegenden, wo sie gebaut werden, selten gut, weil die vorzüglichsten Gattungen gewöhnlich im Ganzen an auswärtige Großhändler verkaufet werden; hier fand ich aber eine Ausnahme; wie denn auch Herr Akkermann kein gewöhnlicher Gastwirth, sondern ein vermögender Weinbergsbesizzer ist, der die Gastwirthschaft nur als ein Nebengewerbe treibet, und anständige Gäste in seinen Familienzirkel aufnimmt.

Meinen Rükweg nach Mainz machte ich zu Lande durch den Rheingau, wobei ich die ausgezeichnetsten Punkte dieses Eden, als den Johannisberg, Oestrich, Eltwill und Biebrich besuchte. Jeder dieser Oerter hat seine großen, eigenthümlichen Schönheiten, doch den Vorzug vor allen verdienet wohl der Johannisberg, der, wie durch seinen Wein, auch in Hinsicht seiner Lage den ersten Rang unter allen Oertern des Rheingaues behauptet. Die Aussicht von dem Schlosse ist unbeschreiblich anmuthig, nur wünschte ich den Galgen weg, der hier mitten in einer Prachtszene der Natur, eine unangenehme Störung macht. Biebrich ist seines herrlichen Parks wegen sehenswerth, der reich an sinnvollen Anlagen ist. Das Innere des Schlosses konnte ich nicht sehen, da der Hof anwesend war.

Ein nöthiges Geschäft veranlaßt mich, Morgen mit dem Frühsten nach Frankfurt abzugehen; dort werde ich mich über die Wahl des Bades bestimmen, und aus dem Badeorte selbst erhältst Du weitere Nachricht von mir.

Zehnter Brief.

Wiesbaden. — Wirkungen des Bades. — Beschaffenheit der Quellen. — Die Stadt. — Der Kursaal. — Der neue Pallast. — Lage von Wiesbaden. — Besuch des Bades. — Spiel. — Theater. — Anekdote. — Sänger Hübsch. — Sängerin Oestreich. — Humanität der Herzogin von Nassau. — Lebendige Gemälde. — Lesekabinet. — Sonnenberg. — Der Neroberg. — Der Geisberg. — Die Platte. — Schwalbach. — Schlangenbad. — Tischgesellschaft in Wiesbaden. — Ursache der Verlängerung meiner Reise.

Wiesbaden im Juni.

Zürne nicht, mein Theurer, daß ich in zwei langen Monaten nichts von mir hören ließ; nicht Mangel an Aufmerksamkeit, sondern die gebieterischen Umstände sind die Ursache meines Schweigens gewesen, das mir oft lästig genug fiel; denn die Unterhaltung mit Dir ist mir ein Genuß, den ich nicht gern entbehre: doch es mußte seyn; höre warum.

Das Bad zu Wiesbaden, das nach dem Urtheil mehrerer geschikten Aerzte das zuträglichste für mich seyn sollte, äußerte auf meinen Körper, nach dem ich es einigemal gebraucht hatte, eine Wirkung, die mir nicht nur das Schreiben unmöglich, sondern selbst das Leben zur Last machte. Meine früherhin mäßigen Schmerzen stiegen bis zum Unerträglichen,

die Glieder fingen mir zu schwellen an und eine Mattigkeit, die sowohl Folge der krankhaften Empfindungen, als der dadurch entstandenen schlaflosen Nächte war, machte mich sogar mit dem Gedanken an einen vielleicht nahen Tod vertraut. Eine Steigerung der Schmerzen ist bei dem Rheumatismus die gewöhnliche anfängliche Wirkung dieses Bades, das hatte mir der Arzt vorher gesaget; aber bis zu einem solchen Grade und so anhaltend, das war ihm selbst unerwartet, und ließ sich nur durch die eingetretene kalte Witterung erklären, die nach einer ziemlich starken Hizze folgte. Daß ich unter diesen Umständen nicht schreiben konnte, wird Dir, mein Lieber, einleuchtend seyn; späterhin, als ich mich etwas besser befand, untersagte es mir der Arzt, der einen Anflug von Hypochondrie bei mir entdekt haben wollte. Jezt, da ich Hygäas Schaale geleeret habe, da neues Leben durch meine Adern strömt und das süße Gefühl der Genesung meine Brust belebet, eile ich Dich von meinem Wohlseyn zu benachrichtigen, und den abgerissenen Faden unsrer Unterhaltung wieder anzuknüpfen.

Die hiesigen Heilquellen werden in allen chronischen, rheumatischen, gichtischen Krankheiten, in Drüsenverhärtungen, Lähmungen, Knochenkrankheiten und Gebrechen, die von unterdrükter Ausdünstung herrühren, für die wirksamsten in Deutschland gehalten, und sollen bei weitem die böhmischen

Bäder übertreffen. Das Wasser hat in der Adlerquelle, der wirksamsten von allen, in der auch ich bade, 57 Grad Reaumur Wärme, man muß es also 12 bis 18 Stunden abkühlen lassen, ehe man badet. Die Bestandtheile sind: Glaubersalz, Kochsalz, Eisenerde, Kalk, schwefelsaure Sode und Luftsäure. Man muß bei dem Baden, in Hinsicht des Wärmegrades, viel Vorsicht beobachten; denn ein etwas zu warmes Bad äußert sogleich den schädlichsten Einfluß auf den Körper; Gliederschmerzen, Mattigkeit, Andrang des Blutes nach dem Kopf und Herzen, Kopfweh und Schwindel, sind die unvermeidlichen Folgen eines etwas zu warmen Bades; und sehr leicht kann man es darin versehen, da es an Thermometern fehlt, um den Wärmegrad zu bestimmen, der nie über 18 Grad Reaumur seyn darf. Die Quellen sind alle in der Stadt befindlich und strömen das heilbringende Wasser in solcher Menge aus, daß ganze Bäche davon fortfließen. Für die Kurgäste ist es sehr bequem, in den Häusern baden zu können, die Einwohner haben dagegen manche Unannehmlichkeiten von der Nähe der warmen Quellen, und unter andern die, Keller in ihren Häusern und Brunnen in ihren Höfen entbehren zu müssen; denn die Adern der warmen Quellen befinden sich beinahe unter der ganzen Stadt, die deshalb nur einen einzigen kalten Brunnen besizzet.

Das vorzüglichste Gast- und Badehaus ist der

Adler, dessen Besizzer zugleich Postmeister ist. Das geräumige Lokale enthält an 60 Fremdenzimmer, und eine Menge Bäder, denen nur etwas mehr Eleganz fehlt, um allen Wünschen der Badenden zu entsprechen. Sie sind nur mit gewöhnlichen Baksteinen ausgelegt, auch fehlen mehrere bei dem Baden nöthige Gebrauchstükke. Der Preis von 30 Kreuzern für ein Bad, scheint mir in Betracht, daß die Quelle selbst auf dem Hofe liegt, und es zur Füllung eines Bades nichts weiter bedarf, als den Krahnen aufzuziehen, etwas hoch; man zahlet selbst in Langenschwalbach, wo das Wasser in Zimmern nach den Zimmern getragen werden muß, nicht mehr. Der Wirth ist ein artiger, gefälliger, um die Zufriedenheit seiner Gäste besorgter Mann, der allen billigen Anforderungen der Fremden entspricht, und selbst die unbilligen zu befriedigen suchet. Die Tafel ist die beste in der Stadt, und nach dem Maaßstabe der süddeutschen Kochkunst gut zu nennen. Außer den Fremden speisen auch mehrere der hiesigen Honoraziören hier, und vor dem Ausmarsch der Truppen fand man auch die sämmtlichen Offiziere der hiesigen Garnison, mit Einschluß des Generals daran.

Wiesbaden hat im Verhältniß seiner Einwohnerzahl, die sich auf 6000 beläuft, und im Betracht des Vorzuges, als Siz der Landes-Collegien der vereinigten nassauschen Lande, ein kleinliches und wirklich ärmliches Ansehen. Die Straßen sind

sämmtlich enge und krumm, die Häuser klein und geschmaklos, an freien Plätzzen fehlet es ganz, und die öffentlichen Gebäude sind, mit Ausschluß des Kursaales, der aber nicht in der Stadt lieget, des Erwähnens nicht werth. Indessen werden gegenwärtig die Neubauten sehr begünstigt, man ist im Begriff, eine neue Vorstadt anzulegen, mehrere ansehnliche Gebäude sind der Beendigung nahe nnd es stehet zu erwarten, daß im Kurzen die Stadt ein freundlicheres Ansehen gewinnen werde.

Der Kursaal, wie er hier gewöhnlich genannt wird, obgleich viele Gemächer in dem Gebäude enthalten sind, gilt den hiesigen Einwohnern nicht weniger, wie den Amsterdammern ihr Stadthaus, für das achte Wunder der Welt, und wer es sich einfallen läßt, ihn nicht schön finden zu wollen, der wird wenigstens für einen Barbaren gehalten. Ich möchte dieses Gebäude einen glänzenden Fehler nennen, denn es sind zahlreiche Verstöße gegen die Regeln des guten Geschmakkes dabei begangen, die durch die einzelnen prächtigen Parthien nur um so mehr in die Augen fallen. Es liegt auf einem geräumigen, geebneten Plaz und nimmt sich von Weitem gut aus; aber auch nur von Weitem; in der Nähe werden die mannigfaltigen Sünden des Baumeisters sogleich sichtbar. Ein Peristyl von kolossalen jonischen Säulen könnte schön genannt werden, wenn nicht das Seitengebälke unmittelbar auf der Mauer ruhte und daher keine sichtbare Hal-

tung hätte. Dieser Fehler wäre durch eine auf Pilastern gestüzte Ausladung zu vermeiden gewesen. Unter diesen Säulen sind, der Erleuchtung einer Vorhalle wegen, eine ungeheure Glasthüre und zwei über alles Verhältniß große Fenster angebracht, wodurch das Hauptgebäude das Ansehen einer Krambude erhält. Von diesem Hauptgebäude, in dessen Innerem der große Saal befindlich ist, laufen zwei Seitenflügel aus, die mit Säulenkolonaden von dorischer Ordnung verzieret sind. Die beiden Flügel haben etwas Gedrüktes, das wohl nur allein den schlanken jonischen Säulen zuzuschreiben ist, die sich aus ihrer Mitte erheben. An den Flügeln lehnen zwei Pavillons, die mit ihren spizzen Giebeln Fronte machen, und nicht die mindeste Verzierung haben; selbst an den Thüren nicht, die blos durch den grell grünen Anstrich bemerklich sind. Kannst Du Dir nun hiernach einen Begriff von der Facade machen, so wirst Du mir beipflichten, wenn ich sie geschmaklos nenne. Die Seiten- und Hinterwände, die sämmtlich frei stehen und mit Spaziergängen umgeben sind, ermangeln alles archetikonischen Schmukkes, daher das Gebäude aus diesen Richtungen gesehen, etwas Kasernenmäßiges hat, das der Idee seiner Bestimmung nicht im mindesten entspricht.

Der große Saal ist wirklich prächtig, er könnte aber auch schön seyn, wenn man mit seinen Verzierungen das Paßliche ein wenig mehr hätte in Ein-

klang bringen wollen. Er ist in der Mitte des Gebäudes befindlich, das ein Vierek bildet und ihn von drei Seiten einschließet; er kann daher seine Beleuchtung nur von der Giebelseite empfangen. Da er bedeutend lang ist, so mußte man, um ihm das erforderliche Licht zu geben, ungeheure Fenster anbringen, die die Giebelwand verunzieren und sich gegen die zwei, längs den Seitenwänden gestellten, prächtigen Säulenreihen abscheulich ausnehmen. Die Säulen sind von braunem, weißgeäderten Marmor, von korinthischer Ordnung, und tragen ein reichgeschmüktes Gebälke, das zugleich die Brüstung einer Galerie ausmacht. Sie stüzzen nicht die Dekke, die Nothwendigkeit ihrer Stellung ist also nicht motiviret und die Wirkung geht verloren, die sie als nöthige Theile des Ganzen gemacht haben würden.

Die Dekke ist beinahe ganz flach und giebt dem Saal, seiner Höhe ohngeachtet, ein gedrüktes Ansehen. Sie stürzte im vergangenen Jahre den Tag nach einem Balle ein, den man dem Fürsten Blücher zu Ehren gab. Damals war Frankreich noch nicht überwunden: wer vermag die Folgen zu berechnen, die daraus hätten entstehen können, wenn der preußische Feldherr mit seinem Generalstabe hier erschlagen worden wäre!

Ein anderes Gebäude, das künftig Wiesbaden zu verschönern, mit großen Kosten errichtet wird, ist ein Pallast, zur Versammlung für die Landstände

und zum Aufenthalt für die herzogliche Familie, wenn sie hier anwesend ist, bestimmt. Es wird nichts gesparet, ihn zu verzieren, demungeachtet dürfte er nach seiner Beendigung ein ziemlich bürgerliches Ansehen erhalten.

Die Lage von Wiesbaden ist gerade nicht ausgezeichnet schön, genießet aber den Vorzug, in der Nähe schöne Landschaften zu haben. Es liegt in einem tiefen Thale, das von mehreren, nicht unbedeutenden Bergen gebildet wird, die sich allmählig absenken. Die Aussicht ist daher nach allen Seiten zu ziemlich beschränkt, doch desto reicher wird sie, wenn man einen der nahen Berge besteiget. Die Anlagen zum Lustwandeln bestehen größtentheils erst seit wenigen Jahren, es fehlet also noch an Schatten; indessen läßt die Sorgfalt, die darauf verwandt wird, viel Schönes für die Zukunft erwarten. Daß man die Lustgänge ausschließlich nur mit Akazien und Platanen bepflanzt, scheint mir ein Fehlgriff zu seyn, denn beide Baumgattungen leiden zuweilen durch den Frost, wie es auch dieses Jahr der Fall ist, wodurch die Bäume ein trauriges Ansehen erhalten. Warum pflanzt man nicht die vaterländische Linde, die zu Lustgängen gewiß der zwekmäßigste Baum ist, oder die schattenreiche Roßkastanie, oder den so nuzbaren und zugleich angenehmen Nußbaum? Unser Zeitalter krankt an dem doppelten Fehler, an der Begünstigung des Ausländischen und an dem kalten Egoismus, der

alles nur für sich, nichts für die Nachwelt thun will. Hätten unsre Vorfahren so gedacht, wir würden uns nicht im Schatten hochstämmiger Linden- und Eichen-Alleen ergehen, und nicht an den herrlichen Baumfrüchten, deren Stämme eine anhaltende Pflege erfordern, laben können. Jezt thut man in dieser Hinsicht nichts für die Nachkommenschaft. Die Gegend zwischen Mainz und Frankfurt, war einst ein einziger großer Obstgarten; die Bäume wurden in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, im Revolutionskriege, umgehauen und seit dieser Zeit hat man noch keine Anpflanzungen gemacht. Ist dieß nicht unverantwortlich? Doch vielleicht wird es jezt anders, da Deutschland sich wieder frei fühlt.

Die gegenwärtigen Kriegesunruhen sind die Ursache, daß die hiesigen Bäder weniger als sonst besuchet sind, mehrere hohe Fremden, die hier in diesem Jahre baden wollten, unter andern Fürst Talleyrand, haben die Wohnungen wieder abbestellen lassen, und die hiesigen Wirthe sind wegen des Ausbleibens der Fremden in Verzweifelung. Mehrere preußische Offiziere, die hier badeten, sind alle schon zur Armee abgegangen. Alle, die ich kennen lernte, litten an Augenübel. Es würde, da die hiesigen Einwohner nichts weniger als gesellig sind, bei dem Mangel an Badegästen, hier oft unerträglich langweilig seyn, wenn nicht aus Mainz und Frankfurt und andern nahe gelegenen

Oertern, häufig Fremden einträfen, um sich zuweilen einen guten Tag zu machen und zu spielen. Besonders lokt die leztere Ursache viele preußische und östreichische Offiziere von der Mainzer Besazzung hieher. Das leidige Vorurtheil, als wenn ohne Hazardspiele kein Badeort bestehen könne, hat auch hier Wurzel gefaßt, und damit das edle Geschäft des Bankhaltens in seiner ganzen Würde getrieben werde, so hat ein Mann von uraltem Adel, der mir mehr als einmal versichert hat, daß er unter seinen Vorfahren Kurfürsten von Mainz zähle — ob in gerader Linie? darauf blieb er mir die Antwort schuldig — das Privilegium des Bankhaltens nebst der Gastwirthschaft im Kursaal, für 7000 Gulden gepachtet. Daß das Bankhalten ein adliches Gewerbe ist, habe ich wohl gewußt; denn nicht nur als freie Kunst betrachtet, darf es, wie jede andre freie Kunst nach deutschen Rechten, vom Adel getrieben werden, sondern es ist auch für eine billige Entschädigung, des diesem Stande entrissenen Weglagerungsrechts, zu achten; aber daß sich die Gastwirthschaft mit der Würde des alten, stiftsfähigen Adels verträgt, war mir bis jezt unbekannt. Die Aufklärung macht auch in dieser Hinsicht Fortschritte. —

Die Bäder sind allein Ursache, daß die Hazardspiele noch gelitten werden, denn man weiß den Nuzzen, der der Staatskasse und den Einwohnern der Badeörter, von dem Zufluße der Fremden er-

wächst, die durch das Spiel nach den Bädern gelokt werden, so bedeutend darzustellen, daß sich noch keine Regierung hat entschließen können, ein Verbot darauf zu legen. Wenn wird es doch einmal einem für das Wohl seiner Mitbrüder begeisterten Schriftsteller gefallen, das Nichtige dieses Wahnes von dem Vortheil der Spielbanken zu erweisen! Lokken Gaunerei und Leidenschaft für das Spiel manchen nach den Bädern hin, der sie seiner Gesundheit wegen nicht besucht hätte, so hält dagegen mancher Vater seinen Sohn, manche Frau ihren Gatten, von einer Badereise zurük, blos aus Furcht vor dem Spiel; und viele Personen, denen wohl eine Kur nothwendig gewesen wäre, bleiben von selbst davon, weil sie sich nicht Festigkeit genug zutrauen, der Anreizung zum Spiel zn widerstehen. Sollte nicht hiedurch Gewinn und Verlust ausgeglichen werden? Aber welch ein Schaden erwächst dem Staate durch die vielen Liederlichen, Verworfenen, die es allein am Spieltisch wurden? Was helfen alle Verbote des Spieles, so lange diese Pest noch in den Bädern geduldet wird! Von da aus pflanzt es sich immer wieder weiter fort, wird troz den strengsten darauf gesezten Strafen, an allen Orten heimlich getrieben, und auch die wachsamste Polizei ist nicht vermögend, es zu verhindern. Das Spiel, als Gewerbe betrachtet, ist eine moralische Infamie; warum stehen doch die Regierungen an, dem Kinde den rechten Namen zu geben, und das

gesezlich für unehrlich zu erklären, was es vor dem Richtstuhl der Sittlichkeit ist?

Nach dem, was ich vom Spiel gesagt habe, wirst Du wohl nicht fürchten, daß ich daran Antheil nehme; ich besuche dafür desto öfter das Theater, leider aber nicht, um mich an Thaliens holdem Walten zu erfreuen, sondern um mir Stoff zum Lachen über die Fehltritte und Mißgriffe ihrer unbeholfnen Jünger zu holen. Der Direktor Dingler, vom Mainzer Nationaltheater (?) erhält von dem Herzoge von Nassau jährlich eine bestimmte Summe, wofür er verpflichtet ist, auf dem hiesigen Theater Vorstellungen zu geben. Diese Bedingung erfüllt er nun wohl, aber er scheint den Ausschuß seiner Bühne für hinreichend zu halten, das hiesige Publikum, wozu außer den Fremden, auch der Herzoglich Nassauische Hof gehört, der nie eine Vorstellung versäumt, zu belustigen. Ich habe mein Ideal elender dramatischer Vorstellungen hier gefunden, und gestehe der Truppe, die auf dieser Bühne ihr Wesen treibt, die Virtuosität der Erbärmlichkeit zu. Wenn ich Dir sage, daß das Orchester aus 7, sage sieben, Musikern bei Aufführung der Zauberzitter bestand, so wirst Du den Maaßstab von dem Aufwande haben, den der Direktor zur Unterhaltung der Zuschauer macht. Der Hof von Biberich erscheinet jeden Abend, an dem gespielet wird, in zwei achtspännigen und mehreren vierspännigen Kutschen, ein Kammerherr und

ein Kammerjunker stehen hinter den Stühlen des Herzoges und der Herzogin, und einige Mann von der Leibwache, die sich zu diesem Ende von Biberich hieher begeben, besezzen den Eingang zur Loge. Um diesen Soldaten den Rükweg zu erleichtern, erlaubet man es ihnen, bei dem Nachhausefahren hinten auf den Kutschen aufzustehen, was sich einigermaßen komisch, gegen die im übrigen pomphafte Etiquette ausnimmt. Das Erscheinen des berliner Hofes im Theater ist mit weniger Umständen verknüpft; ich habe nie eine Wache an dem Eingange der königlichen Loge bemerkt. Bei dieser Gelegenheit fällt mir eine Anekdote von dem jezzigen Könige von Preußen ein, die einen Beweis giebt, wie sehr er allen Prunk hasset. In der Voraussezzung, daß sie Dir nicht bekannt geworden ist, will ich sie Dir erzählen. Der König fuhr, in seinen ersten Regierungsjahren, sehr oft in Begleitung der Königin, in einem zweispännigen Kabriolet, nur von einem Bedienten begleitet, und gab dadurch allen, die auf eine strenge Etiquette hielten, besonders aber der Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, kein geringes Aergerniß. Vergebens hatte diese alte Dame sich schon an die Königin gewandt, und sie um Unterlassung dieser himmelschreienden Sünde gegen die Hofsitte gebeten; die Monarchin hatte sie lachend mit der Entschuldigung zurük gewiesen: es sey des Königes Wille. Lange trug die bekümmerte Gräfin ihren Schmerz, über die Ver-

nachläſſigung der Etiquette, im verſchloßnen Buſen, doch ſie ſahe keine Aenderung, und nun beſchloß ſie, das Aeußerſte zu wagen, um das Königspaar zur Pflicht zurük zu führen. Sie bat bei dem Könige um Audienz, erhielt ſie, und ſtellte dem Monarchen die unſeligen Folgen vor, die daraus entſtehen könnten, wenn er fortführe, ohne alle weitere Begleitung in einem zweiſpännigen Kabriolet zu fahren. Der König hörte ſie gnädig an, lobte ihre Dienſtbefliſſenheit und verſprach ihr zu zeigen, wie ſehr er die Wahrheit ihrer Vorſtellung einſehe. Das nächſte Mal, als der König ſpazieren fahren wollte, erhielt die Oberhofmeiſterin den Befehl, mitzufahren, und außer dem Kabriolet fuhr auch noch eine achtſpännige Hofkutſche vor. Wie erſtaunte aber die Gräfin, als ſich der König und die Königin in das Kabriolet ſezten und davon fuhren, und es ihr überließen, allein in der achtſpännigen Kutſche nachzufahren. Die gute Dame ſah ein, daß alle ihre Vorſtellungen vergebens waren, und hat es nie mehr übernommen, das edle Königspaar in dem belehren zu wollen, was ſchiklich ſey.

Ich kehre nach Wiesbaden zurük. Außer dem Schauſpiel geben auch zuweilen durchreiſende Künſtler den Wiesbadnern ihre Talente zum Beſten, was dieſe aber nicht ſonderlich benuzzen, denn ſie überlaſſen es den Fremden, ſich an der Kunſt zu erfreuen und ſie zu belohnen, und ſelten findet ſich, wer von ihnen zum Schauen oder zum Hören ein.

Der berühmte Bassist Hübsch gab hier ohnlängst ein Konzert, das ihm ohne die Freigebigkeit des Hofes, wohl nicht die Kosten eingebracht haben dürfte. Sein Gesang und seine Manier sind Dir bekannt, daher sage ich Dir nichts weiter von ihm, als daß seine Stimme, ohngeachtet seines vorgerükten Alters, sich ziemlich gut erhalten hat. Gehörte das musikalische Völkchen nicht zu den leichtsinnigsten Geschöpfen auf der Welt, so würde man nicht so manchen Tonkünstler darben sehen, da keine Kunst so glänzend belohnt wird, wie die Tonkunst. Kaum entgehet auch Hübsch diesem Schikksal, denn er ist ohne Engagement und, wie man sagt, auch ohne Vermögen, und die Zeit seines Glanzes ist vorüber. Ich habe diesen Sänger Einnahmen von 700 bis 800 Thaler in einem Abend machen sehen, uud war zugegen, als er ein jährliches Gehalt von 1800 Thaler, das ihm ein Schauspiel-Direktor bot, verächtlich von sich wies; und nun! — —

Demoiselle Oestreich gab im Kursaale ein Konzert, in dem außer dem Hofe noch acht Zuhörer waren. Mir that es leid, um die getäuschte Erwartung dieser braven Sängerin, deren Talent einen vollen Saal verdienet hätte. Sie besizt eine metallreiche Stimme und eine bewundrungswerthe Sicherheit im Vortrage. Mich überraschte ihre Leistung um so mehr, da ich Zeuge davon war, wie wenig Mühe sie sich bei der Einübung der vor-

zutragenden Stükke gab. Bei Gelegenheit dieses Konzerts habe ich einen schönen Beweis der Humanität der Frau Herzogin von Nassau gesehen, der mich mit inniger Verehrung für diese Dame erfüllt. Die Herzogin bemerkte nämlich die Niedergeschlagenheit der Sängerin, und winkte diese nach der Beendigung des Konzerts zu sich. Sie tröstete sie mit vieler Herablassung, und versprach ihr Entschädigung. Das überraschte Mädchen gerieth in Verlegenheit, doch die gütige Fürstin gab ihr durch die einnehmendste Freundlichkeit die Fassung wieder, streichelte ihr die Wange und entließ sie mit einem Kusse auf der Stirne. Am folgenden Tage wurde sie mit einer Hofkutsche nach Biberich abgeholet, und kam hocherfreut über die fürstliche Freigebigkeit zurük.

Noch gab hier ein baierischer Hofschauspieler lebendige Gemälde aus der Leidensgeschichte Christi, nach den Bildern niederländischer Meister, die ich mit großer Verwunderung über den Mißbrauch, den man mit der Kunst zu treiben anfängt, angesehen habe. Ich sehe das in künstlerischer Hinsicht Verdienstliche einer solchen Darstellung nicht ein, denn Alles, was ich an dem Kunstwerk eines Malers bewundrungswerth finde; Zeichnung, Schattirung, Perspektive, Verschmelzung der Farben, Idealisirung des Gegenstandes, das fällt bei einem lebendigen Gemälde weg; die Stellung aber und Ausdruk einer Figur nachzubilden, kann für keinen

geübten Schauspieler eine Kunst seyn. Mit einem Körper die körperlose Fläche, mit Lampenschein das Tageslicht nachahmen wollen, ist ein Widersinn, der in die Augen fällt; und man begreift schwer, wie Menschen, die mit den Regeln der Kunst nicht unbekannt sind, und sogar eine Schütz, und ein Patrik Peale, darauf verfallen konnten. Doch, diese lebendigen Gemälde sind noch etwas Neues, darum wird man noch einige Jahre damit spielen, und ist man denn des Tandes überdrüßig geworden, so wird man endlich einsehen, daß es doch eigentlich ein herzlich läppisches Spielwerk war, womit man sich so lange belustigte. In dieser Hinsicht könnte man die Sache gehen lassen, aber sie hat in Ansehung des Inhalts der Darstellungen eine sehr ernsthafte Seite, die von Regierungen erwogen werden sollte. Man ziehet das, was dem Christen ein Gegenstand der tiefsten Verehrung ist, das, was der fromme Glauben mit der Glorie der Vollendung umstrahlt erblikt, was der begeisterten Andacht nur in dem Lichte der himmlischen Verklärung erscheinet; das ziehet man herab auf den schmuzzigen Taumelplaz der Leidenschaften, entkleidet es seiner Hoheit, beraubet es seines Schmukkes und machet es zu einem gemeinen, kindischen Spielwerk für die Langeweile. Welch ein Aergerniß muß dieses den Schwachen geben, wie nachtheilig auf die Religion derer wirken, bei denen sie nur Sache des Herzens ist, und wie gleichgiltig

den nicht denkenden großen Haufen gegen alle Glaubenslehren machen, wenn er sie auf diese Art entweihet sieht! Man klaget über den Verfall der Religion, man empfindet die Gleichgiltigkeit der Menge dagegen sehr schmerzhaft, durch die überhand nehmende Sittenlosigkeit, und doch erlaubet man dergleichen nuzlose Spielereien, wodurch sie ganz aus dem Herzen der Sinnlichen und Schwachen getilgt wird. Ich bin kein Frömmler und gestehe gern der Kunst, deren warmer Verehrer ich bin, einen recht weiten Spielraum zu; aber sie hat ihre Grenzen und überschreitet sie die, so wird sie schädlich. Mich hat diese Darstellung empört.

Eine, der Liberalität der nassauischen Regierung Ehre bringende Anstalt, ist das auf dem Schlosse befindliche, mit der Bibliothek verbundene Lesekabinet, das sowohl dem Fremden, wie dem Einheimischen, unentgeldlich offen stehet. Alle vorzüglichen Zeitungen und Monatsschriften sind hier anzutreffen, der Fremde kann daher mit dieser Gattung von Literatur im Zusammenhange bleiben, während er hier die Badekur braucht, ohne nöthig zu haben, diese Sachen anzuschaffen, oder sie sich nachschikken zu lassen. Der Vorsteher dieser Anstalt und zugleich Bibliothekar, ist der bekannte Gelehrte Herr Hundeshagen, der sich um die Einrichtung der Bibliothek, die eigentlich noch im Werden begriffen ist, große Verdienste erwirbt. Eine große Menge von Büchern und Manuscripten

aus den aufgehobenen Klöstern, die zu den nassauischen Ländern gefallen sind, liegt noch ununtersuchet da und es läßt sich erwarten, daß daraus mancher kostbare Fund entdekt werden wird. Einen sehr seltnen Kodex, die Visionen der heiligen Hildegard enthaltend, hatte Herr Hundeshagen die Güte, mir daraus vorzuzeigen; er zeichnet sich durch viele wohlerhaltene Malereien aus, deren glänzende Farben in Erstaunen sezzen. Bei meinen Besuchen des Lesekabinets, habe ich nie einen Wiesbadner angetroffen, woraus ich auf einen hohen Grad von Gleichgiltigkeit der hiesigen Einwohner gegen alle wissenschaftliche Unterhaltung schließe. Auch der Ungelehrte drängt sich sonst dazu, die Tagesneuigkeiten zu erfahren, und wer auch dem eigentlich Wissenschaftlichen keinen Geschmak abgewinnet, der lieset wenigstens das Morgenblatt und die Zeitung für die elegante Welt: hier aber scheinet man keinen Sinn für so etwas zu haben.

Zu meinen hiesigen Genüssen gehören vorzüglich meine Wanderungen in die benachbarten schönen Gegenden, woran die Landschaft einen so reichen Ueberfluß hat. Ich will Dir einige der vorzüglichsten namhaft machen.

Will ich mich einmal so ganz allem störenden Geräusch entziehen, und eine ruhige Stunde der Selbstbeschauung weihen, oder einer schwermüthigen Träumerei nachhängen, so wähle ich den Weg nach Sonnenberg. Hier gehe ich längs einem mur-

melnden Bach, der sich durch üppig grüne Wiesenmatten schlängelt, zwischen sanft empor steigenden Bergen, die mit wallenden Saaten und mit schattigten Obstbäumen bedekt sind. Die Aussicht ist nach allen Seiten beschränkt, aber das Thal hat eine unbeschreibliche Anmuth und ist durch seine Verstektheit so ganz dazu geeignet, das Gemüth zu ruhigen Empfindungen zu stimmen. Ohnfern dem Ziele meiner Wanderung nimmt die Gegend einen andern Karakter an. Ein hoher, schroffer, beinahe senkrecht abgeschnittener Berg, hebt sich in einer großen, einförmigen Masse empor, und macht mit seiner rauhen Naktheit einen schneidenden Kontrast, mit der lieblichen Wiesenfläche, die sich zu seinen Füßen ausbreitet. Auch von der andern Seite verengen Berge das Thal, und im Hintergrunde liegt, am ungleichen Fuße eines Felsens, ein Städtchen aus höchstens fünfzig Häusern bestehend, in einer malerischen Unordnung da. Begegnete man nicht zuweilen einem Menschen, so könnte man sich überreden, ins Reich der Pygemäen gerathen zu seyn, denn alle Gebäude, und selbst die Kirche, sind so klein, daß man sich kaum erklären kann, wie Menschen von gewöhnlicher Größe damit ausreichen. Keine regelmäßige Straße, kein Plaz ist vorhanden, denn allenthalben war bei dem Bauen der Felsen im Wege, daher diese beschränkte Bauart nothwendig wurde. Mitten aus dieser Häusergruppe erhebt sich ein schroffer Felsen,

der die Ruinen der Burg Sonnenberg, die einst dem Kaiser Adolph von Nassau zuständig war, trägt. Diese Trümmer haben einen Karakter von Größe, der mit der winzigen Kleinheit des Städtchens sonderbar kontrastiret, und die Abgeschiedenheit dieses einsamen Erdflekkes noch auffallender macht. Von den Ruinen aus blikt man durch eine Bergspalte in ein fernes freundliches Thal.

Der schönste Punkt in der Nähe Wiesbadens ist unstreitig der Neroberg. Er wird des beschwerlichen Weges und seiner verstekten Lage wegen, nur selten von Fremden besucht; die Einheimischen aber gehen ohnedem nur dahin, wo es Wein zu trinken giebt. Der Weg nach diesem Berge führet durch ein enges, mit Fruchtgärten beseztes Thal, das bis an seinen Fuß grenzet, und gehet dann, anfangs längs einem Weinberge schroff aufwärts. Auch ein guter Fußgänger wird durch das Ersteigen dieser bedeutenden Höhe ermüdet, doch oben erquikt ihn der Schatten tausendjähriger Eichen, und eine über alle Beschreibung herrliche Aussicht. Mainz erscheinet mit seinen Befestigungswerken, mit der Schiffbrükke, den Mühlen, dem Hafen aufs deutlichste sichtbar, und ein großer Theil des Rheingaues, der Rhein mit seinen Inseln, ein Theil der Pfalz und der ganze Landstrich von Mainz bis gegen Kreuznach, und gegen Worms, liegen klar vor Augen. Dort raget in blauer Ferne der hohe Donnersberg hervor, hier zeigt sich der spizze

Melibokus, mit seinem weißen Thurme, und wenn sich der, von dem Anschauen dieser weiten, reichen Landschaft ermüdete Blik senket, so weilet er mit Vergnügen auf dem herrlich angebaueten Thal von Wiesbaden. Die nördliche Seite dieses Berges enthält einige jähe Abgründe und Klüfte, die, wenn man aus der hellen, freundlichen Ansicht sich ihnen nahet, mit ihren düstern Schattenparthien eine ergreifende Wirkung machen. Der Alterthumsfreund versäumt es nicht, die wenigen Ueberreste eines ehemaligen römischen Kastells in Augenschein zu nehmeu. Auch ich habe sie gesehen, und bin dabei mit tiefer Ehrfurcht vor der Gelehrsamkeit und lebhaften Einbildungskraft eines Literaten erfüllt worden, der aus einem unförmlichen Steinhaufen und aus ein paar unregelmäßigen Vertiefungen, die ganze Form und Beschaffenheit des Kastells so deutlich bis auf die geringste Kleinigkeiten zu erklären wußte, daß ich darnach einen Riß davon hätte machen wollen. Was man im Vertrauen auf vorgefaßte Meinungen, doch nicht alles sehen und finden kann!

Der Geisberg ist der gewöhnlichste Lustort der Wiesbadner, und die wenigen Einwohner dieses Badeorts, die sich außerhalb ihrer vier Pfähle blikken lassen, findet man hier. Die Aussicht vom Geisberge ist zwar nicht ganz so umfassend, wie die vom Neroberge, doch auch sehr schön.

Platte, ein kleines herzogliches Jagdhaus, nebst einem Wirthshause, gewähret unter den von der Stadt entfernteren Oertern die beste Ansicht, und ist, nach der Meinung aller, der schönste Standpunkt im Herzogthum Nassau; selbst den Niederwald nicht ausgenommen. Der Weg gehet von der Stadt ab ununterbrochen bergan, und je mehr man sich der Platte nähert, je schroffer wird er. Von beiden Seiten breiten sich zuerst Obst- und Kastanienwälder, dann Eichen- und Rothbuchenhaine aus, und allmählig gehet die Landschaft aus einem sanften, freundlichen Karakter, in einen erhabenen, wildromantischen über. Aus dem Schatten uralter Haine trete ich endlich auf den freien Gipfel der Platte, und nun liegt ein Naturgemälde vor mir, das der Beschreibung, wie dem Pinsel unerreichbar ist, denn der Gesichtskreis ist zu weit, der Gegenstände sind zu viel, um durch Worte oder Farben dargestellt werden zu können. Zwanzig Quadratmeilen der schönsten Gegend von Deutschland, liegen hier vor mir in der ganzen, unendlichen Pracht und Fülle des größten Naturreichthums, der herrlichsten Kultur, der ganze Landstrich zwischen der Nahe und dem Rhein ist mir sichtbar, und den Lauf des Rheines kann ich mit meinem Blik 14 Stunden weit verfolgen. Stundenlang habe ich in seliger Selbstvergessenheit in dem Anschauen dieser ganz einzigen Ansicht verweilt, und stets glaubte ich, nur einige Minuten mich dabei

aufgehalten zu haben: sie ist unaussprechlich schön! Eine kleine Strekke von dem Gasthofe ab, führet ein ziemlich unbetretener Steig durch den Wald, bis zu einer Oeffnung, durch die man in eine Landschaft blikt, die einen, der vorerwähnten, ganz entgegengesezten Karakter hat. Die wilden Berghöhen und Klüfte des Taunus, der Altkönig und Feldberg mit ihren rauhen Formen, bilden ein erhabenes Naturgemälde, das mit seinen gigantischen, eintönigen Massen die Seele ergreifet und zu einem feierlichen Ernste stimmt.

Die Natur scheint hier während der Schöpfung erstarret zu seyn; wüst und öde ragen die kahlen Scheitel der hohen Berge aus der waldbedekten Gegend hervor, und die weite Ferne verliert sich in grauem Nebel, ohne einen Gegenstand deutlich zu zeigen. Das sogenannte Jagdschloß ist ein sehr ärmlich gebauetes Landhaus, das seiner herrlichen Lage unwerth und selbst nicht einmal anständig mit Möbeln versehen ist.

Das Bad zu Schwalbach, oder Langenschwalbach, wird gewöhnlich als Nachkur von denen gebraucht, die in Wiesbaden gebadet haben; auch ich wollte dieser Weise folgen, habe aber Gründe gefunden, meinen Vorsaz zu ändern, wovon ich Dir weiter unten eine nähere Nachricht geben werde. Ich machte eine vorläufige Reise dahin, um mich mit dem dortigen Oertlichen bekannt zu machen, und wurde überrascht von der Verschiedenheit jener

Gegend, mit der von Wiesbaden. Der erste Theil des Weges gehet durch lachende Gefilde und anmuthige Haine; denn aber werden die Aussichten romantischer und wilder; hohe Berge und klaffende Abgründe wechseln mit einander; bald gehet die Heerstraße durch jähe Tiefen, bald schroff aufwärts, bis sie sich endlich in die enge Schluft hinabsenket, in der Schwalbach lieget. Die Natur hat sich hier nur in einer ernsten Erhabenheit und in Hervorbringung einförmiger, großer Massen gefallen; keine Weinberge, keine Obstbäume, keine fruchtbaren Getreidefelder erfreuen das Auge; nur wenige magere Haferäkker, hohe Berge, tiefe Thäler und große Eichenwälder, die sich in unabsehbare Gründe hinabziehen, machen hier die Bestandtheile der Landschaft aus. Das Klima ist weit kälter als am Rhein, man glaubt sich um einige Grade tiefer nach Norden versezt und von der sanften, milden Natur der Rheinländer ist nicht eine Spur mehr zu finden. Dennoch ist Schwalbach nicht ohne Reize; die Formen der umliegenden Gebirge haben einen Karakter von Größe, die schattigten Eichenhaine sind sehr anmuthig, und um die Quellen sind mehrere prächtige Laubgänge. Es sind nur drei Quellen vorhanden, von denen zwei, der Stahlbrunnen und der Weinbrunnen, zum Trinken benuzt werden; die dritte, schwächere, an mineralischem Gehalt, wendet man zum Baden an. Unangenehm ist es, daß man nur im Zimmer baden kann, wo das

Wasser mit Eimern hineingetragen werden muß; doch wird dadurch das Bad nicht kostspieliger, wie in Wiesbaden. Die Bewirthung im Posthause ist billig und gut. Bei meiner Anwesenheit (den 29. Mai) war nur erst ein einziger Badegast in Langenschwalbach, der Ort war daher bis zum Unerträglichen öde.

Schlangenbad zeichnet sich seiner einzig sonderbaren Lage wegen aus. In einer tiefen Bergspalte, die kaum so viel Raum enthält, daß man zwei Gebäude neben einander bauen konnte, ist dieser Badeort befindlich, der eigentlich nur aus zwei ansehnlichen Häusern bestehet, die durch einen kleinen Bach getrennet werden, der die Grenzscheide zwischen Nassau und Hessen-Kassel macht *). Das eine Gebäude gehört dem Herzoge von Nassau, das andre dem Kurfürsten von Hessen-Kassel; doch kann man nur in dem lezteren baden, da die einzige Quelle sich darin befindet. Dieses Badehaus, in dem zugleich die Spielzimmer, Tanzsäle und Wohnungen vorhanden sind, hat eine seltsame Bauart, die durch den ungleichen Grund entstanden ist. Es hat eine Menge Erd- und Halbgeschosse, deshalb sind die Zimmer bald hoch, bald niedrig, und man ist genöthiget, Treppen auf- und abzusteigen, um

---

*) Nach der neusten Besizregulirung, ist mit der Grafschaft Katzenellenbogen auch der hessische Antheil an Schlangenbad an Nassau abgetreten.

aus einem Zimmer ins andre zu kommen. Hinter diesem Hause sind einige angenehme, schattenreiche Spaziergänge; doch haben sie keinen bedeutenden Umfang und werden oft durch Erdstufen unterbrochen. Wer die Mühe nicht scheuet, die nahen beträchtlichen Berge zu ersteigen, der findet oben zwei herrliche Aussichten, die das beschwerliche Hinanklimmen überschwenglich vergelten. Die Abgeschiedenheit dieses Bades, das ringsum von himmelhohen Bergen umgeben ist, machet es dem Freunde der Einsamkeit sehr anziehend. Will man einige Tage in einer schwermüthig reizenden Natur ungestört sich selbst leben, so ist Schlangenbad ein dazu vorzüglich passender Ort. Man wird hier durch nichts zerstreuet, und an das Thun und Treiben der Menschen erinnert; ein ewiger Friede scheint seinen Wohnsiz in diesem Schattenthale aufgeschlagen zu haben, und die Natur in dieser Waldnacht ihren Sabath zu feiern. Doch gilt dieß nur für die Zeit, in der hier nicht gebadet wird; denn sobald die Badekuren ihren Anfang nehmen, ist es, des beschränkten Raumes wegen, unmöglich der Gesellschaft auszuweichen. Das Wasser hat nur eine kaum merkbare Wärme, höchstens 12 Grad Reaumur, und stehet in dem Ruf, die Hautfarbe zu verschönern. Ob dieses wirklich der Fall ist, kann ich nicht bestimmen, aber aus eigener Erfahrung weiß ich, daß es die Glieder geschmeidig macht und die Spannkraft der Nerven allmählig erhöhet.

Diese Wirkung hat sich seit langen Jahren durch unzählige Beispiele bewährt, und ist um so wunderbarer, als eine chemische Analyse des Wassers keine Bestandtheile ergeben hat, denen man diese Erfolge beimessen könnte. Der Aufenthalt in Schlangenbad ist etwas kostspielig, da die einsame Waldgegend keine Lebensmittel liefert, und die beiden Gastwirthe von dem leben müssen, was ihnen die kurze Badezeit einbringt.

Die lezte Zeit meines hiesigen Aufenthalts ist mir hier sehr angenehm verflossen, da ich das Glük gehabt habe, unter den Kurgästen angenehme, unterrichtete Personen anzutreffen, deren Umgang für mich so anziehend, als belehrend war. Unter andern hielt sich hier ein deutscher Edelmann auf, der lange in den holländisch-ostindischen Besizzungen, und in Südamerika gelebt hatte; ferner war ein Kaufmann mein Tischnachbar, der so eben von einer Reise nach Konstantinopel und Griechenland zurük gekehrt war, und endlich gesellte sich zu diesen beiden ein Gelehrter, der ohnlängst eine Reise durch Italien gemacht hatte. Da diese drei Personen die Gabe eines angenehmen Vortrages besaßen, und mich ihrer Gesellschaft werth hielten, so darfst Du glauben, daß ich gut unterhalten worden bin. Göthe ist auch hier, wohnet aber im schwarzen Bären und speiset nicht an der Gasttafel. Ich kann Dir daher nicht melden, ob er den Salat zum Braten oder nachher isset. Er hat sonst im Adler ge-

speiset, ist aber durch eine gutgemeinte, aber etwas plump ausgefallene Huldigung, die ihm einige ***sche Offiziere darbrachten, bewogen worden, nicht mehr öffentlich zu speisen.

Von den hieselbst befindlichen römischen Alterthümern will ich Dich nicht unterhalten, denn sie sind nur in so fern merkwürdig, als sie den Aufenthalt jener Welteroberer in dieser Gegend historisch gewiß machen, sonst aber von weniger Bedeutung. Merkwürdiger sind die in Mainz befindlichen, doch diese kennst Du ja wohl aus früheren Beschreibungen, und die Ueberreste der Wasserleitung findest Du in dem vortrefflichen Plane des Herrn Hundeshagen sehr deutlich bezeichnet.

Ehe ich diesen Brief schließe, will ich Dir meinen Vorsaz, im Betreff der Verlängerung meiner Reise und die Ursache, die mich dazu bewegt, melden.

Ich traf in Kölln einen längst verloren geglaubten Freund, dessen Wiederfinden ich Dir aus Gründen verschwieg, deren Auseinandersezzung ich mir, da sie ihrer Natur nach etwas weitschweifig sind, für eine gelegenere Zeit vorbehalte. Dieser Freund hat Verbindungen im Haag, die er anwenden will, um mir zur Wiedererlangung meines Vermögens zu verhelfen, und ich habe ihm zu dem Ende eine unbeschränkte Vollmacht ertheilt. Laut seinen jüngsten Nachrichten unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß er im Kurzen wenigstens einen beträchtlichen

Theil meiner Forderung ausgezahlt erhalten wird, den er mir selbst überbringen will. Seine Geschäfte rufen ihn noch diesen Sommer nach Mailand und Livorno, und er bittet mich, diese Reise mit ihm zu machen: konnte ich ihm seinen Wunsch versagen? Da er die Reise sehr schnell macht, so hat er mir vorgeschlagen, langsam voraus zu reisen, und ihn in Bellenz zu erwarten, worin ich um so lieber eingewilligt habe, als ich dadurch die erforderliche Zeit erhalte, mich mit Muße in der prachtvollen Natur der Schweiz umzusehen. Mit erneuerter Lebenskraft, mit einer Brust voll seliger Hoffnungen, trete ich diese Reise an, die mich zwar auf eine längere Zeit, als ich wohl wollte, von Dir entfernet, die aber meine Kenntnisse erweitern, meinen Lebensmuth erhöhen und mir eine neue Probe geben wird, wieviel ich der treuen Freundschaft verdanke.

Schon ordne ich meine Sachen zur Abreise, mache mich auf der Landcharte mit dem Wege bekanut und entwerfe Pläne zu meiner Fahrt nach den glüklichen Thälern Helvetiens, die jezt wie ein Land der Verheißung von meiner Einbildungskraft mir vor die Seele gezaubert werden. Bald bin ich auf dem Wege dahin. Lebe wohl Du Guter!

Elfter Brief.

Hochheim. — Gegend zwischen Mainz und Frankfurt. — Frankfurt. — Wohlstand dieser Stadt. — Gegenden um Frankfurt. — Gebäude. — Sitten und Karakter der Frankfurter. — Zanksucht der niedern Stände. — Die Sachsenhäusner. — Sittenverderbniß. — Vergnügungen. — Das Theater. — Das Casino. — Landparthien. — Wissenschaftliche Anstalten. — Die Stadtbibliothek. — Bibliothek zu St. Bartholomäus. — Privat- und Leihebibliotheken. — Das Museum. — Die Städelsche Gemäldesammlung. — Andere Kunstsammlungen. — Darmstadt. — Bauart. — Die Gemälde-Galerie. — Das Kunstkabinet. — Die Naturaliensammlung. — Das Theater.

Darmstadt.

Der Aufenthalt in Wiesbaden war mir während der zwei Monate meiner Kur so lieb geworden, daß mir die Trennung davon und von manchem angenehmen Tischgesellschafter gewissermaßen schwer wurde. Ich habe diesen kleinen Abschnitt meines Lebens, die ersten schmerzvollen Tage ausgenommen, froh, auch, wie ich hoffe, nüzlich verlebt, und mir wird eine angenehme Erinnerung an diesen Ort zurük bleiben, wo es mir gelang, die lästige Bürde meiner Krankheit abzuwerfen. In Mainz, wohin ich einer dringenden Angelegenheit wegen reisen mußte, war ich noch unentschlossen, ob ich über Worms und Manheim, oder über Frankfurt

und Darmstadt meinen Weg nehmen sollte, denn auf beiden Straßen findet man viel Sehenswerthes; ich entschied mich aus mehreren Gründen für die leztere, und reisete nach einem kurzen Weilen nach Frankfurt ab.

Hochheim, das vielberühmte, oft beschriebene und in dem Revolutionskriege historisch merkwürdig gewordene Hochheim, ist recht angenehm am Main gelegen, doch bekenne ich aufrichtig, daß ich nicht so bezaubert, hingerissen und entzükt geworden bin, von der Gegend, wie mehrere Reisende, die ihres Lobes kein Ende wissen. Die Natur ist daselbst we- der so groß, noch so mannigfaltig, wie in den Rheingegenden, und kann zwar zum Gefallen be- wegen, doch nicht zum Bewundern hinreißen, wenn nicht der köstliche Wein, der auf diesen Rebenhügeln gewonnen wird, die Lebensgeister exaltiret. Leider trinkt man diesen Nektar selten ächt zur Stelle, denn er wird, der starken Nachfrage wegen, größ- tentheils gleich von der Kelter weg verkauft, und der Wein, den man in den Wirthshäusern des Städtchens für Hochheimer giebt, ist nichts anderes, als ein erträgliches pfälzer Gewächs. Der Wein von Hochheim wird vorzüglich stark von den Ham- burgern aufgekauft, die ihn auf Flaschen abziehen und nach England versenden, wo er so beliebt ist, daß die Versender 150 bis 200 Prozent damit ver- dienen. Es ist sonderbar, daß die Engländer diese Weingattung nicht aus Frankfurt, Mainz oder

Amsterdam beziehen, aus welchen Plätzen er, des leichteren Transports wegen, ungleich wohlfeiler zu haben seyn müßte; es ist aber einmal in London ein Vorurtheil unter den Feinzünglern, daß der über Hamburg bezogene Hök, wie ihn die Britten nennen, besser sey, als der unmittelbar, oder von Amsterdam verschriebene. Uebrigens ist der Hochheimer der einzige deutsche Wein, der in Ostindien getrunken wird, wo man ihn die Flasche mit einer Guinee bezahlet.

Die Gegend zwischen Mainz und Frankfurt, besonders in der Nähe von Höchst, wird für eine der fruchtbarsten von Deutschland gehalten; doch hält der Boden keinen Vergleich mit dem Magdeburgischen, Altenburgischen, und überhaupt mit den gesegneten Landschaften des nördlichen Deutschland aus. Auch ist die Akkerkultur nicht so weit gediehen, wie dort, dagegen wird der Obst- und Gemüsebau fleißiger betrieben. Diese Landschaft hat durch den Freiheitskrieg viel von ihren Reizen verloren, denn ehemals war sie mit den herrlichsten Obstbäumen bepflanzt, die beinahe alle umgehauen und noch nicht wieder durch junge Bäume ersezt sind. Dennoch ist die weite, fruchtbare, vom Main durchflossene Ebne nicht ohne Anmuth, und das hohe, majestätische Taunusgebirge, das sie von der Nordseite begrenzt, macht mit seinen kühnen Umrissen eine malerische Wirkung.

Frankfurt nimmt sich, von der mainzer Seite

gesehen, nicht vortheilhaft aus, denn sie lieget flach, und es fehlt ihr an Thürmen, ohne die man sich doch nun einmal eine alte, berühmte Reichsstadt nicht denken kann. Der einzige Domthurm ist in der Ferne sichtbar, aber auch selbst dieser macht mit seiner unvollendeten Form keine gute Wirkung. Das Innere ist, wenn gleich nicht prächtig, doch immer besser, als es das Aeußere verspricht.

Frankfurt ist eine von den wenigen deutschen Städten, die im Laufe der lezten verhängnißvollen 25 Jahre nicht allein nichts verloren, sondern bedeutend gewonnen haben, was man auch gleich bei dem ersten Anblik gewahr wird. Durch diese Behauptung habe ich mir den Unwillen einiger frankfurter Bürger zugezogen, die mich von den ungeheuren Opfern unterhielten, die ihr kleiner Freistaat der guten Sache gebracht haben soll, und wakker in das allgemeine Klagelied über große Verluste einstimmten; doch waren Andere so billig, einzuräumen, daß der Verlust der Stadt, gegen den bedeutenden Gewinn, der ihr aus den Zeitumständen erwachsen ist, in keinen Betracht komme. Diese Stadt hat allerdings große Summen an Kriegessteuern, einmal 1 Million, zum zweitenmal 6 Millionen bezahlt, hat ihr Arsenal — das übrigens, obgleich sehr reichhaltig, von keinem Nuzzen für die Stadt war — verloren, und ansehnliche Einquartierungslasten getragen, allein sie hat auch aus der Lage der Dinge Vortheile gezogen, die diese

Verluste und Leistungen zehnfach aufwiegen. Die Sperrung des Kontinents zog den Handel mit Manufakturwaaren vorzüglich hieher; die französischen und Schweizer-Fabrikanten machten diese Stadt zu ihrem Stapelplaz, und da Deutschland Seewärts nichts beziehen konnte, so wurde Frankfurt der Hauptmarkt für alle deutsche Staaten. Ferner war Frankfurt der allgemeine Ruhepunkt der unzähligen Befehlshaber, Intendanten, Kommissärs, Employes und anderer zu den Armeen gehörigen Personen, die aus Frankreich kamen, oder dahin zurükkehrten, und die hier große Summen verzehrten. Hier verkaufte der französische Soldat seinen Raub, brachte der Offizier und Kommissär den Ertrag seiner Plünderungen unter, und versorgte sich der Militär mit seinen Bedürfnissen zum Marsch, wodurch alle Gewerbtreibende unglaublich gewannen. Endlich wurden bei den frankfurter Handlungshäusern die ungeheuren Summen negotiiret, die die deutschen Fürsten, während des Zeitraums der allmählichen Unterjochung ihres Vatetlandes, zur Bestreitung der Kriegeskosten und der Kontribution aufnehmen mußten, wodurch ein großer Theil der Staatseinkünfte dieser Länder durch die Hände der hiesigen Kaufleute ging, welches einen Geldumlauf nach diesem Plazze zog, wie er in keiner Handelsstadt des festen Landes Statt fand. Die Folgen davon sind bemerklich; die Bevölkerung vermehrt sich, die Wohnungsmiethen steigen ungeheuer,

eine Menge prächtiger Häuser ist im Laufe der lez=ten Jahre entstanden, viele Neubauten werden an=gefangen, die umliegende Gegend ist mit prunk=vollen Landhäuseru bedekt, und überall zeigt sich der größte Ueberfluß. Die Aussichten dieser Stadt für die Zukunft sind die erfreulichsten, da sie ihre Unabhängigkeit erhalten hat und zum Siz des deut=schen Bundes erklärt ist; um so unbilliger sind da=her die Klagen über gehabte Verluste; und das Prahlen mit gemachten Opfern ist empörend.

Die Gegend von Frankfurt ist mit einer koket=ten Schönen zu vergleichen; sie zeigt und verbirgt ihre Reize und läßt ihre Annehmlichkeiten nur theil=weise sehen, um desto gewisser zu fesseln. Wer von der mainzer Seite durch das Bokkenheimer Thor dahin kommt, und durch das Allerheiligen Thor nach Hanau fährt, der wird Frankfurts Umgebun=gen weit unter ihrem Rufe finden; wer aber, bei einem längeren Aufenthalte, die herrliche Aussicht von der Mainbrükke siehet, das freundliche Offen=bach besucht, einen Spaziergang nach Oberrad, nach der friedberger Warte oder nach dem Forst=hause macht, sich auf den Anhöhen hinter Bornheim, oder in Hausen ergeht, der wird nicht anstehen, die Gegend höchst reizend zu finden; obgleich ich die Behauptung in einer mir zu Gesicht gekommenen Kunstanzeige, die die Landschaft, in der Frankfurt liegt, die schönste von ganz Deutschland nennet, für lächerlich erklären muß.

Den Preis von allen Ansichten verdienet wohl der Standpunkt ohnfern der Mainbrükke, der mit Recht die schöne Aussicht genannt wird. Man erblikket daselbst, den mit Fahrzeugen aller Art bedekten Strom, die in einem Kranze von Gärten liegende Vorstadt Sachsenhausen, die prächtige, aus vierzehn gewölbten Bogen von rothem Sandstein bestehende Mainbrükke; ferner ein sanft aufsteigendes, mit Obstwäldern bestandenes Berggelände; denn aber das heitere, schöngebauete Offenbach, hinter dem sich eine weite, grüne Ebne ausbreitet, die der Main durchschlängelt, und die in großer Ferne von den blauen Maingebirgen begrenzet wird. Das Ufer des Mains ist hier mit Quadern von rothem Sandstein eingefaßt, und mit einem zierlichen Geländer von Eisen versehen; die Häuser aber, die hieselbst stehen, sind sämmtlich vier Stok hoch, und in einem geschmakvollen Style gebauet. Sie werden beinahe alle von Juden bewohnet, die, seitdem sie nicht mehr auf ihre enge, schmuzzige Judengasse eingeschränkt sind, die schönsten Häuser in den vorzüglichsten Gegenden der Stadt besizzen.

Rings um die Stadt sind in die Stelle der ehemaligen Festungswerke Gärten angelegt, man hat die sehr tiefen äußeren Gräben nicht ausgefüllt, sondern nur abgetroknet und Baumpflanzungen darin gemacht, die von der Höhe gesehen, eine auffallende, aber angenehme Wirkung machen. Um

diese in Gärten verwandelte Gräben sind sehr weitläuftige Spaziergänge angelegt, die nach einem geschmakvollen Plane, mit unendlichen Abwechselungen ausgeführt, die angenehmsten Lustgänge und Schattenparthien darbieten, und mit einer Sorgfalt mit Blumen bepflanzt, gereinigt und unterhalten werden, die mir einen vortheilhaften Begriff von der dasigen Verwaltungsbehörde giebt. Die erste Veranlassung zu diesen reizenden Lustgängen hat zwar der Großherzog von Frankfurt gegeben, aber um die Vervollständigung und Ausführung des Plans hat sich der verstorbene Senator Guiolet, vorzüglich verdient gemacht, dessen Andenken dafür bei seinen Mitbürgern in verdienter Achtung stehet. Diese Spaziergänge, die wieder von schönen Gärten und eleganten Landhäusern begrenzt werden, würden nichts zu wünschen übrig lassen, wenn sie nicht von einer Kunststraße umgeben wären, die bei dem geringsten Winde einen höchst beschwerlichen Staub abfezzet, wodurch man genöthigt wird, nach jeder Promenade Kleider und Wäsche zu wechseln. Dieser Staub, der bei weitem noch die Sandwolken im berliner Thiergarten übertrifft, ist sicher die Ursache, der in Frankfurt in so unglaublichem Maaße herrschenden Augenübel und Lungenkrankheiten.

Die Bauart in Frankfurt ist zwar nicht eigentlich schön zu nennen, denn es giebt darin viele enge, finstere Straßen, und eine Menge alter,

mit abgeschmakten Verzierungen bemalter Gebäude, aber man findet auch an den öffentlichen Plätzen und in den Hauptstraßen mehrere geschmakvolle, pallastmäßige Häuser, und es sind in einem Zeitraum von acht bis zehn Jahren viele Neubauten in einem guten Style ausgeführet worden, so daß Frankfurt, unter den ehemaligen deutschen Reichsstädten, wohl den Rang der schönsten behaupten kann. Die Zeil ist mit vielen guten Häusern besezt und, wenn gleich nicht mit den Hauptstraßen Berlins zu vergleichen, doch immer eine prächtige Straße. Das Schweizersche Haus mit einem Aufwande von 500,000 Gulden im italischen Styl erbauet, das Schmidtsche, das Leonhardsche und das ehemalige rothe Haus, können beinahe für Palläste gelten, und gereichen der Stadt zur Zierde; auch auf dem Roßmarkt, an der Allee — beides große und schöne Plätze — in der großen Eschenheimer Gasse, auf dem Kornmarkt und an der schönen Aussicht, findet man viele, in einem edeln Styl errichtete Gebäude, und die in unglaublicher Zahl unternommene Neubauten geben die Hoffnung, Frankfurt bald in eine prächtige Stadt verwandelt zu sehen.

Von den öffentlichen Gebäuden, die sämmtlich weniger ansehnlich sind, als man es von einer so reichen und von Alters her so weltberühmten Stadt erwarten sollte, bemerke ich Dir folgende.

1. Die katholische Stiftskirche St. Bartholomäi,

worin die römisch-deutschen Kaiser gewählt und gekrönet wurden. Sie ist in Form eines gleichseitigen Kreuzes gebauet, und würde ihrer Höhe und der kühnen Gewölbe wegen, einen guten Eindruk machen, wenn die vier besondern Räume einen Ueberblik des Ganzen erlaubten. Ihre Stiftungszeit verlieret sich in den fernen Zeitraum der ersten Karolingischen Kaiser, doch ihre jezzige Bauart erhielt sie im 14ten Jahrhundert. Unter den vielen Denkmälern, die in dieser Kirche befindlich sind, ist das des Kaiser Günther das Merkwürdigste. Er wurde bekanntlich, auf Anstiften seines Gegenkaisers Karl des IV., durch seinen Arzt vergiftet, und Karl hatte die Frechheit, seinen Leichnam zu Grabe zu begleiten. Die Frankfurter ehreten das Andenken des ermordeten Kaisers, der in ihren Mauern starb, durch dieses Monument, dessen altdeutsche Inschrift auf den schändlichen Verrath hindeutet. Es stellet den Kaiser in liegender Stellung dar, und ist mit den Wapenschildern der achtzehn Reichsgrafen umgeben, die ihn zu Grabe trugen. Es ist, als historischer Beweis der Todesart dieses Kaisers, wichtig, denn es wurde schon drei Jahre nach seinem Tode gesezt. Von den in dieser Kirche vorhandenen Gemälden, verdienen nachstehende erwähnet zu werden. a. Ein Altarblatt, die sterbende Magdalena, von Brendel in Prag gemalt, darstellend. Es ist ein Nachtstük, zwei Engel mit Fakkeln erscheinen der Sterbenden, und

die Beleuchtung sowohl, wie der Ausdruk der drei Figuren, sind vortrefflich. b. St. Bartholomäus, wie er lebendig geschunden wird. Zeichnung, Ausdruk und Gruppirung dieses Bildes sind meisterhaft, und erheben es zu einem Galeriestük; nur ist das Kolorit beinahe ganz verblichen, und die Kunst hat diesem unästhetischen Gegenstande, das Gräßliche nicht nehmen können, das auf einem christlichen Altare wohl am wenigsten an seiner Stelle ist. c. Eine Madonna, von Quelinus, ganz in der Manier des Rubens. d. Ein St. Sebastian, dem ein Engel die Pfeile aus den Wunden ziehet, von einem unbekannten Meister, unvergleichlich ausgeführt. e. Ein heiliger Leichnam von den beiden Marien gesalbt, von Boveri. f. Ein heiliger Hyeronimus, von Prospero Fontana, meisterhaft behandelt. Die leztgenannten Stükke hängen im hohen Chor. Der Hochaltar wird durch eine wohlgerathene Kopie der bekannten Himmelfahrt Mariä, von Rubens geschmükt. Die Wahlkapelle ist nur durch die einst darin vorgenommene wichtige Handlungen merkwürdig, hat aber übrigens nichts Ausgezeichnetes. Kaiser Franz hat bei seiner lezten Anwesenheit den Dom besucht, und an der Stelle, wo er einst zum Oberhaupt der Deutschen gekrönt wurde, Thränen der Rührung vergossen.

Der zu der Pfarrkirche gehörige Thurm, hat seiner künstlichen Bauart ungeachtet, doch nicht das

schlanke, geschmükte Ansehen, das uns gewöhnlich an den altdeutschen Thürmen so sehr gefällt, denn sein großer Umfang stehet nicht im richtigen Verhältniß zu seiner Höhe, daher hat er beinahe das Ansehen einer großen Ruine. Er endigt nicht in einer Pyramide, sondern ist mit einer runden Kuppel geschlossen, welches ein Verstoß gegen den altdeutschen Styl ist, und unangenehm ins Auge fällt. Man hat 96 Jahr daran gebauet, und, wahrscheinlich aus Geldmangel, diese unpassende Verkürzung gemacht. Die Aussicht von der Galerie dieses Thurmes ist über alle Beschreibung schön, und umfasset eine Landschaft von mehr denn 100 Quadratmeilen.

2. Die St. Leonhardskirche, an der Stelle gebauet, wo der Pallast Kaiser Ludwig des Frommen stand, ist wegen des sonderbaren Gewölbes einer Kapelle sehenswerth, das doppelte Bogen hat, die zum Theil ganz frei stehen, und allein von einem in der Mitte befindlichen Schlußstein gehalten werden, so daß das Ganze in der Luft zu schweben scheinet. In dieser Kirche befindet sich viele alterthümliche Bildhauerarbeit.

3. Die Karmeliterkirche hat ein hohes, schönes Gewölbe, und besizzet die schönste Orgel in Frankfurt. Die Fresko-Gemälde im Kreuzgange und im Refectorio, von einem deutschen Meister zu Anfange des 16ten Jahrhunderts gemalt, verdienen die Aufmerksamkeit der Kunstliebhaber. Diese Kirche

wird nicht mehr zu Religionsübungen gebraucht, und so dürften, da man sie zum Waarengelaß benuzzet, die zum Theil vortrefflichen Wandgemälde bald einer unwürdigen Zerstörung unterliegen.

4. Die Dominikanerkirche habe ich meiner Bemühungen ungeachtet, nicht zu sehen bekommen können. Wahrscheinlich war die Trägheit meines Lohnbedienten, der mich unter allerlei Vorwänden aufzuhalten wußte, bis es nicht mehr Zeit dazu war, Schuld daran. Es sollen sich einige gute Gemälde von Holbein und die Kopie des schönsten Bildes von Albrecht Dürer, eine Himmelfahrt Mariä darstellend, das in München verbrannte, darin befinden, weshalb es mir leid ist, sie nicht gesehen zu haben.

5. Die Lutherische St. Katharinenkirche hat im Inneren freundliche Verzierungen und mehrere Denkmäler aus dem 15ten Jahrhundert. Die Kanzel und der Altar sind von schwarzem polirtem Marmor, von guter Arbeit. Die übrigen, sowohl katholischen, als lutherischen und reformirten Kirchen, deren es noch eine ziemliche Menge giebt, zeichnen sich weder durch ihre Bauart, noch durch sonstige Verzierungen aus.

6. Der Römer, der einst kaiserlicher Pallast, denn das Reichstagsgebäude war, und endlich, nachdem er eine Zeitlang sich in Privathänden befunden hatte, dem Magistrat zum Lokale eingeräumt wurde, ist eine unförmliche Zusammenstop-

pelung von mehreren Bauarten, die kein übereinstimmendes Ganzes ausmachen, welches der Würde seiner ehemaligen und jezzigen Bestimmung angemessen wäre. Es enthält mehrere große gewölbte Säle, die sich aber nicht im Mindesten durch ihre Verzierungen auszeichnen, nur allein eine Reihe von Bildnissen der Kaiser ist in dem Saale, in dem einst der Kaiser bei der Krönung speiste, aufgestellt. Die im Römer aufbewahrte goldene Bulle habe ich nicht gesehen, da man mir sagte, man müsse dem, der sie vorzeigt, ein bedeutendes Geldgeschenk geben, und ich diese Ausgabe vermeiden wollte. Auch wird im Römer ein Theil der Stadtbibliothek aufbewahret, von der ich Dir weiter unten noch einiges sagen werde.

7. Der fürstlich Thurn und Taxissche Pallast ist eigentlich zwar kein öffentliches Gebäude, da er aber in Zukunft wahrscheinlich der Sizzungsort des deutschen Bundes werden dürfte, so führe ich ihn unter dieser Rubrike auf. Es ist zu bedauern, daß dieser Pallast, der in einem guten Style erbauet ist, nicht an einem freien Plazze, sondern in der engen Eschenheimer Straße stehet, wo es unmöglich ist, sein Ganzes zu übersehen. Es scheint beinahe, als ob man absichtlich seine edle Form unscheinbar machen wollte, denn nicht nur ist er höchst buntschekkicht weiß und roth angestrichen, sondern eine hohe Mauer schließt den innern Plaz, und macht das Erdgeschoß unsichtbar. Das Innere

überrascht durch seine Pracht, die wahrhaft fürstlich ist, und die man in dem Maaße hier nicht vermuthen sollte. Freskomalereien, Marmor, Stukko, Vergoldungen, kunstvolle Täfeleien, herrliche, von italischen Meistern gemalte Platfonds, kostbare Tapeten, ungeheure Pfeilerspiegel schmükken die Säle und Gemächer dieses Gebäudes, und allenthalben bemerkt man einen feinen und richtigen Geschmak bei der Auswahl der Verzierungen, die so kostbar als kunstvoll sind. Vorzüglich nehmen sich zwei achtekkichte Säle, mit hohen, en dome gewölbten Dekken gut aus, deren vortreffliche Gemälde mich mit den Platfondmalereien versöhnen könnten. In dem Garten befindet sich eine vortreffliche marmorne Bildsäule der Minerva, von de Quesnoi gearbeitet, die das schönste plastische Kunstwerk ist, das ich von einem Niederländer gesehen habe.

8. Das Schauspielhaus ist ein großes, massives Gebäude, das mit wenigen Mehrkosten ein sehr geschmakvolles Ansehen hätte gewinnen können. Leider hat der Baumeister sich alle Mühe gegeben, es einem Wohnhause ähnlich zu machen, was ihm nur zu gut gelungen ist. Der schöne, geräumige Plaz, an dem es liegt, läßt die ganze Facade, von vielleicht zweihundert Fuß lang, sichtbar, die eine schlecht verzierte Wand mit vielen unnüzzen großen Fenstern darstellt, und zwei kleine, elende Eingänge hat, zu denen man einige Stufen hinauf gehen muß.

Keine Säulenstellung, keine Vorhallen, keine Portale, schmükken diesen Tempel Thaliens, und nicht einmal eine Inschrift, oder ein Emblem deutet auf den Zwek des Hauses hin. Tadelnswerther aber noch ist die Bauart in Hinsicht der Bequemlichkeit der Zuschauer, worauf man nicht im geringsten Rükſicht genommen hat. Zum Ein- und Ausgehen aller Zuschauer ist eine einzige fünf Fuß breite Thür vorhanden, die noch dazu nicht zu ebner Erde' sondern sechs Stufen hoch erhöhet steht. Bei stark besuchten Stükken ist daher beim Hinein- und Hinausgehen ein höchst lästiges Gedränge nicht zu vermeiden, welches furchtsamen und schwächlichen Personen den Besuch des Schauspiels ganz verleiden muß. Sollte aber einmal bei vollem Hause Feuer entstehen, so müßte der größte Theil der Zuschauer in den Flammen umkommen. Ich äußerte meine Besorgnisse darüber, hatte aber den Verdruß zu sehen, daß man meinen gutgemeinten Tadel, aus dem Grunde, weil ich ein Fremder war, für eine gehaltlose Kritelei zu halten schien. Da ich mehrere Schauspielhäuser habe abbrennen sehen, und selbst einmal in der entsezlichsten Gefahr gewesen bin, so sollte ich glauben, stände mir wohl eine Stimme darüber zu. Aber es ist in Frankfurt ein gewagtes Stük, seine Meinung über irgend eine öffentliche Anstalt zu äußern; ganz das Gegentheil von den Hamburgern und Bremern, die bescheidene Bemerkungen über ihre Einrichtungen mit Dank

annehmen, und ähnlich den Berlinern, die auch gern für unfehlbar in ihrem Thun gelten mögen, sind diese Freistädtner höchst unduldsam gegen die Ansichten Fremder, die ihre Vaterstadt betreffen, und gerathen sehr leicht in Hizze, wenn man nicht Alles vollkommen und untadelhaft bei ihnen findet. Um wieder auf das Schauspielhaus zu kommen; das Innere ist weder reich, noch geschmakvoll verzieret. Es ist Grau in Grau, hie und da mit matten Versilberungen ausgemalet, und hat ein düsteres Aussehen. Es ist ansehnlich größer wie das hamburger Theater, aber nicht groß genug für die Anzahl von Zuschauern, die bei der hieselbst vorherrschenden Liebhaberei des Schauspiels hineinströmen. Ich habe mehr wie ein Mal drei bis vierhundert Personen, aus Mangel an Plaz, zurükgehen sehen, obwohl man, um den Raum des Parterres zu erweitern, die Wand des Orchesters weggenommen hatte und die Musik in den Zwischenakten wegfallen ließ.

Die Sitten der Frankfurter sind geschliffen und der Handelsgeist der, wie natürlich, bei ihnen vorherrschend ist, wird durch eine Bildung, die eine Folge des Verkehrs mit Fremden aus allen Himmelstrichen, und des Aufenthalts vieler vornehmen, adlichen Familien ist, weniger abstoßend, wie in Hamburg und in andern deutschen Handelsstädten. Wenn sich aber die Frankfurter rühmen, gastfrei zu seyn, wie ich zu meinem Befremden ohnlängst

in einer Drukschrift gelesen habe, so ist dieses eine Unwahrheit, die am Tage liegt und jeder, der sich eine längere Zeit daselbst aufgehalten hat, wird darin mit mir übereinstimmen, daß sie keinen Begriff von Gastfreiheit haben. Daß die Tugend der Gastfreiheit bei dem großen Zuflusse von Fremden, bei der Beschränktheit der Wohnungen und bei dem Andrange weitläuftiger Geschäfte von den Frankfurtern nicht geübt wird, gereicht ihnen in meinen Augen zu keinem Vorwurf; wohl aber, daß sie sich damit rühmen. Die schöne Sitte des Nordens, den empfohlenen Fremden wie ein Familienglied zu betrachten, für sein Vergnügen zu sorgen und ihm den Aufenthalt angenehm zu machen, kennt man hier nicht. Außer der Zeremonienmahlzeit wird er vielleicht noch einmal zum Thee gebeten, höchstens noch ins Casino eingeführt, und denn bekümmert man sich nicht weiter um ihn. Man kann in Frankfurt Jahre lang leben, ohne, aller Empfehlungen unbeschadet, Eintritt in einen Familienzirkel zu erhalten. In Leipzig, wo der Zufluß der Fremden doch auch kaum weniger groß ist, stehen die Privatgärten jedem anständigen Reisenden zum Besehen offen; in Frankfurt ist dieses nicht nur nicht der Fall, sondern die Bitte darum erregt Befremden, und wird oft ziemlich unfreundlich zurük gewiesen.

Von dem Karakter der Frankfurter Dir etwas Genügendes zu sagen, ist für mich wirklich ein gewagtes Unternehmen, denn einmal gehört, um die

Eigenthümlichkeiten des Karakters der Einwohner einer großen, stets mit Fremden angefüllten Stadt richtig aufzufassen, ein längerer Aufenthalt dazu, als der meinige war; zweitens aber haben die großen Zeitbegebenheiten, hier, wie allenthalben, eine solche Veränderung in den Handlungen der Menschen bewirkt, daß man nur zu leicht dadurch zu einem falschen Urtheil über sie verleitet wird, und oft die Ausnahme für die Regel nimmt. Aus dieser Rükſicht würde ich, wenn ich meiner Neigung folgen dürfte, diesen wichtigen Gegenstand mit Stillschweigen übergehen; doch da ich nicht hoffen darf, Dich mit dieser Entschuldigung, so gegründet sie auch ist, zufrieden zu stellen, so muß ich schon, wie ungern ich es auch thue, die Wahrnehmungen einiger Freunde, auf deren Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit ich bauen kann, und die meinigen, zu einem Ganzen ordnen, um Deiner Wißbegierde genug zu thun.

Besonnenheit ist ein Hauptbestandtheil des Karakters der Frankfurter, der nicht nur jedem, der Gelegenheit hat, ihre Handlungen zu beobachten, einleuchten muß, sondern auch geschichtlich dokumentirt ist. Nimm die Geschichte dieser Stadt zur Hand, und Du wirst beinahe auf jedem Blatte Beweise finden, von der Klugheit, mit der sie sich durch alle Stürme der Zeit und in den schwierigen Verhältnissen einer Kaiserwahlstadt, die bald einem Kronprätendenten die Thore schließen, bald wieder

einen andern gegen mächtige Feinde in Schuz nehmen mußte, durchgeholfen hat, daß sie nie dabei um ihre Selbstständigkeit kam, oder die Rache einer mächtigen Parthei auf sich zog. Auch in der neueren und neusten Zeit hat sich die Klugheit dieses Freistaats bewähret, und von allen ehemaligen deutschen Reichsständen, trägt Frankfurt beinahe allein einen wesentlichen Gewinn aus dem Sturme der Zeit davon. Betrachte ferner die Anordnungen zum Wohl der Stadt, untersuche die Einrichtungen der Verwaltung, und Du wirst nicht umhin können, die Umsicht und Konsequenz zu bewundern, mit der man überall zu Werke gehet, um auf dem geradesten Wege zum Ziele zu gelangen. So wie im Ganzen, so findet man auch im Einzelnen überall Beweise eines geregelten Verstandes und eines Scharfbliks, der mehr als bloße Sache der Uebung ist. Hast Du mit einem Kaufmann zu thun, so wirst Du durch seine Geläufigkeit in der Behandlung der schwierigsten Geschäfte überrascht werden, besuchst Du Kramläden, so hast Du Gelegenheit, die kluge Anordnung und das vortheilhafte Inslichtstellen der Waaren zu bewundern; fordre einen Geschäftsmann auf, Dir einen Rath zu geben, und das Folgerechte seiner Vorschläge erzwingt ihm Deinen Beifall.

Eine andere Eigenschaft, die mit der ebenbemerkten wohl übereinstimmt, ist die Verschlossenheit, die beinahe allgemein bei den Frankfurtern gefunden wird. Man kann Wochenlang mit diesen

Freistädtnern täglich in einer Gesellschaft seyn, ohne ihnen ihre wahre Meinung, über allgemein interessirende Gegenstände, die in der Unterhaltung zur Sprache kommen, abmerken zu können; so geschikt wissen sie ihren Aeußerungen eine Allgemeinheit, und einen Doppelsinn zu geben. Urtheile über merkwürdige Tagesbegebenheiten, wie sie in Berlin, Hamburg und Leipzig in den Kaffeehäusern, und an der öffentlichen Gasttafel ausgesprochen werden, höret man hier nie; kommt das Gespräch auf eine Zeitungsnachricht, so dreht sich die Unterhaltung um das Geschichtliche derselben, jeder kleine Nebenumstand wird sehr genau auseinander gesezt; aber niemals spricht wer Lob oder Tadel darüber aus. Daher findet an öffentlichen Oertern selten ein lebhaftes Gespräch Statt, und ist es doch zuweilen der Fall, so sind die Lautwerdenden gewiß nicht Frankfurter. An der Gasttafel im weißen Schwan, wo ich gewöhnlich speiste, befanden sich oft mehr als sechszig Tischgäste, von denen über zwei Drittel Frankfurter waren; nie habe ich daselbst ein einigermaßen allgemein werdendes Gespräch bemerkt, und nie eine etwas laute Unterhaltung, außer, wenn bei dem Nachtisch einigen jungen Leuten die Köpfe warm wurden, wo man denn aber Gegenstände zur Sprache brachte, die wohl eigentlich nicht dahin gehörten. Da Verschlossenheit sonst keine den Deutschen beiwohnende Eigenschaft ist, so läßt sich dieser, den Frankfurtern

eigene Karakterzug nur aus dem häufigen Verkehr mit den Ausländern erklären, wo Offenheit allerdings nicht passen würde.

Die Genußliebe herrschet unter allen Ständen ohne Ausnahme so allgemein, wie vielleicht außer Wien in keiner deutschen Stadt. Das Schauspiel, die Gasthäuser, die Promenaden, die benachbarten Lustörter, sind beständig gefüllt, jede Veranlassung zum Genusse wird aufs Eifrigste von Jung und Alt, Vornehmen und Geringen benuzt, und nicht leicht läßt ein Frankfurter eine Gelegenheit vorbei, seinen Sinnen eine Güte zu thun. Ist irgend etwas zu Schauen, so stehet die ganze Stadt in Masse auf, um die Neugierde zu befriedigen; fällt an Sonn- und Festtagen schön Wetter ein, so ist ganz Frankfurt vor den Thoren, und die Gasthäuser der benachbarten Dörfer, sind ihrer Unzahl ungeachtet, nicht im Stande, die Menge der Besuchenden zu fassen. Man muß die Menge Wein und Näschereien, die bei solchen Gelegenheiten verzehret werden, selbst gesehen haben, um die alles Maaß übersteigende Schwelgerei glaublich zu finden. Der lebensfrohe Berliner, der sich so gern einen guten Tag macht, erstaunet, wenn er an schönen Tagen, die hier nach den benachbarten Lustörtern hinströmende Volksmenge erblikt, der schmauslustige Hamburger geräth in Verwunderung, über den ungeheuern Verbrauch der Speisen und Getränke in den Gasthäusern, und der feinzüngelnde Wiener

ruft erstaunet über das Prassen in den Dorfschenken aus: „es ist halter noch ärger, wie bei uns!“ Doch bei dem großen Wohlstande der Einwohner, und bei der leichten Gelegenheit viel Geld zu verdienen, wäre es wohl ein Wunder, wenn es anders wäre.

Der Krankheit unseres Zeitalters, der Selbstsucht, würde ich nicht besonders als eines Karakterzuges der Einwohner dieser Stadt erwähnen, wenn sie sich hier nicht stärker, als an irgend einem andern mir bekannten Orte Deutschlands äußerte. Ich darf mich kühn dabei auf das Zeugniß aller derer berufen, die Frankfurt für eine längere Zeit zum Aufenthalte wählten, sie werden einstimmig meiner Meinung seyn. Ich könnte viele Beispiele davon, die ich zum Theil selbst in Erfahrung gebracht, zum Theil aber aus dem Munde glaubwürdiger Freunde habe, anführen; doch ich müßte dabei Namen nennen, um meine Aussage zu bestätigen, und dieses thue ich nicht gern.

Ein den mittleren und unteren Ständen anklebender Fehler ist die Zanksucht, die ich noch nirgends so allgemein verbreitet angetroffen habe. Die unbedeutendste Veranlassung reicht hin, einen heftigen Streit zu erregen und überall, wo eine Volksversammlung ist, trifft man Zankende an, die nicht selten mit den Fäusten ihren Gründen Nachdruk geben. In der Vorstadt Sachsenhausen zeichnen sich die Einwohner, wie Dir schon bekannt seyn wird,

durch ihre Grobheit aus. Sie stammen, wie geschichtlich erwiesen ist, von einer sächsischen Kolonie ab, die Karl der Große dahin verpflanzte, und haben sich so unvermischt erhalten, daß sie noch gegenwärtig in ihrer Tracht, Sitten und Mundart bedeutend von ihren Nachbaren abweichen. Durch sie sind die guten Sachsen, in den Rheinländern und in dem südlichen Deutschland, unverschuldet in den Ruf eines ungeschliffenen Wesens gekommen, was doch wahrlich ihr Fehler nicht ist. Die Beschäftigung der Sachsenhäusner — sie sind meistens Fuhrleute, Gärtner und Fischer — trägt wahrscheinlich dazu bei, die Rohheit fortwährend bei ihnen zu unterhalten, wovon man merkwürdige Beispiele erzählt. Unter andern wollten sie es nicht dulden, als vor einigen Jahren die frankfurter Bürger anfingen, in ihren Gärten Gemüse zu bauen, und vernichteten in einer Nacht alle Gartenfrüchte. Als hierauf von Seiten der Obrigkeit eine Untersuchung veranlaßt wurde, sandten sie eine Deputation an den Magistrat und ließen erklären: sie würden, wenn man den Frankfurtern gestatte, Gartenfrüchte zu bauen, sich alle mit einander dem Teufel ergeben und — katholisch werden. Daß der Magistrat im Stande ist, ohne besondere strenge Maaßregeln dieses wilde Völkchen zu bändigen, macht seiner Weisheit Ehre; doch liegen sie, wegen Prügeleien und wegen wörtlicher Injurien, beständig vor Gericht.

Dieses mag hinreichen, Dir eine Vorstellung von dem Karakter der Frankfurter zu geben; gehet diesem Gemälde Vollständigkeit ab, so bitte ich Dich, zu berükksichtigen, daß ich bei meinem kurzen Aufenthalt nicht genauer seyn konnte, wenn ich der Wahrheit treu bleiben wollte. Die Menschen sind einmal gewohnt, nur ihre schönste Außenseite zu zeigen, es ist daher nicht leicht, Wirklichkeit von Schein zu unterscheiden; dieß bewegt mich in allen Fällen, wo ich nicht auf erwiesene Gewißheit fußen kann, mein Urtheil zurük zu halten, und lieber will ich den Vorwurf der Unvollständigkeit, als den der Unwahrheit tragen.

Ich komme auf die Sittlichkeit der Einwohner Frankfnrts, die ich, um den Zwek meiner Berichte zu erfüllen, nicht unberührt lassen kann, wie wohl ich das Schwierige, über diesen Vorwurf etwas Befriedigendes zu sagen, sehr gut fühle. In grossen, reichen Städten, herrscht nach einer alten Erfahrung, allenthalben Sittenverderbtheit, bald im größeren, bald im minderen Grade, je nachdem die Veranlassungen dazu sind, denn die Menschen sind sich, der Hauptsache nach, unter allen Himmelstrichen gleich. Aber gewisse Modifikationen finden allerdings darin Statt; der Wiener ist auf eine andere Art zügellos, wie der Berliner; der hamburger Lebemann spricht sich in seinen Handlungen anders aus, wie der Münchner, und der Sachse benimmt sich in seinen Regellosigkeiten auf

eine andere Weise, wie der Schwabe. Darum ist dieser Gegenstand der Aufmerksamkeit eines Reisenden wohl würdig, und dienet, richtig aufgefaßt, zur Vermehrung seiner Menschenkenntniß. Der Luxus hat einen entschiedenen Einfluß auf die Sittlichkeit, daher finde hier ein Wort über ihn, in so fern er in Frankfurt Statt hat, eine Stelle. Der Handel häuft in Frankfurt einen großen Reichthum zusammen, wie denn schon die beiden Messen, blos durch Wohnungs- und Lagermiethe, eine feste, jährliche, den Einwohnern zufließende Rente sind, die hunderttausende beträgt. Die gewöhnliche Wirkung des Reichthums ist auch hier ein weit getriebener Aufwand, der sich über alle Stände erstrekt und der, wenn er gleich mit dem wirklich großen Wohlstande der Einwohner im Verhältniß stehen mag, dennoch so überflüßig, als des Beispiels wegen, schädlich ist. In dem kleinen, kaum eine Stunde im Umkreise enthaltenden Frankfurt, sind wenigstens noch einmal so viel Equipagen vorhanden, als in Hamburg; jedes nur einigermaßen ansehnliche Handlungshaus hält eine Menge reich gekleideter Bedienten, unter denen ein Portier, ein Kammerdiener und ein Jäger nie fehlen, und der übrige Aufwand ist diesem angemessen. Die kleineren Kaufleute und die übrigen Gewerbtreibenden, suchen, so viel es sich thun läßt, den ersten Ständen nachzuahmen, und selbst die Dienstboten beiderlei Geschlechts gehen so kostbar gekleidet, daß

man häufig in Verlegenheit geräth, sie für ihre Herrschaften zu halten, wenn man in ein fremdes Haus kommt. Die benachbarten Großstädtner, vorzüglich die Mainzer und Darmstädter, beklagen sich sehr über diesen lezteren Punkt, der eine nachtheilige Wirkung auf ihr Gesinde äußert. Zu den übeln Folgen des Luxus gehört, die schon vorhin erwähnte Genußliebe und eine Sucht nach Belustigung, die alle Schranken übersteiget. Man hat kostbare Kleider, prächtige Equipagen, schöne Reitpferde, reich gekleidete Bedienten, diese muß man doch zeigen, und deshalb müssen Lustparthien veranstaltet werden, die sonst wohl unterblieben wären. Der Kaufmann will es darin durchaus dem vornehmen ehemaligen Reichsadel gleich thun, ja wohl gar ihn übertreffen, und darum gehet er in dieser Art des Aufwandes weit über seinen Stand hinaus. Die hamburger und amsterdammer Kaufleute, die denn doch auch etwas aufzuwenden haben, machen, gegen die Frankfurter verglichen, eine traurige Figur. Ein zahlloses Heer von Bedienten, die unnüz gehalten und wenig beschäftigt werden, träget nicht wenig zum Sittenverderb bei, da diese kraftvollen Müßiggänger, wie natürlich, oft nur durch Unsittlichkeiten die Zeit zu tödten wissen. Die auffallende Schönheit vieler Bedienten hat den Frankfurtern häufig eine üble Nachrede zugezogen.

Im Punkte der sinnlichen Liebe dürfte man kaum irgendwo sich eine fesselfreiere Handlungsweise er-

lauben, wie in Frankfurt. Die Zahl der eingemietheten Mädchen ist Legion, und es ist so sehr allgemeine Sitte, ein Frauenzimmer zu seinem Vergnügen zu unterhalten, wird so sehr bei jedem Jünglinge und Manne, als ein nothwendiges Bedürfniß und als etwas, das sich von selbst versteht, vorausgesezzet, daß es beinahe Kopfschütteln erregt, wenn Jemand, dessen Vermögensumstände es erlauben, sich ohne eine solche Bettfreundin behilft. Mir sind Beispiele namhaft gemacht worden, die mein Gefühl empört haben, an deren Wahrheit ich leider nicht zweifeln konnte, da sie nicht nur öffentlich bekannt sind, sondern oft sogar als Beispiele von Klugheit angeführet wurden. Unter andern hält sich ein 17jähriger Jüngling, mit Bewilligung seines Vaters, ein Mädchen, da dieser in Erwägung, er habe es selbst in dem Alter nicht besser gemacht, und im Betracht, daß sein Sohn auf diese Weise am wohlfeilsten abkomme, es demselben selbst an die Hand gegeben haben soll. Eine solche väterliche Nachsicht ist zwar an und für sich schon schändlich, aber die Unbefangenheit, mit der man sie bekannt werden läßt und der Beifall, den sie so ungetheilt erhält, zeigt, welche laxe Grundsäzze man iu Hinsicht der Sittlichkeit hat. Bei den Abendpromenaden stößet man allenthalben auf Obscenitäten, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß man in Berlin selbst vor dem Jahre 1806 weniger durch dergleichen Anstößigkei-

ten geärgert wurde, als gegenwärtig hier. Jemand, dem es wahrscheinlich Vergnügen machte, verliebte Abentheuer zu belauschen, hat eine Menge davon, zum Theil höchst schmuzziger Art, in die Männer von Rang und Ansehen verwikkelt waren, geschildert, und drohete sein Machwerk drukken zu lassen, wenn diejenigen, deren Ruf dadurch gefährdet wurde, ihm nicht das Manuscript abkauften. Diese Sudelei, die wohl schwerlich ein ehrliebender Buchhändler in Verlag genommen haben würde, ging in Frankfurt von Hand zu Hand, und man sagt, der Verfasser habe seinen Zwek, Geld dadurch zu gewinnen, erreicht. Ist nur die Hälfte der darin beschriebenen Scenen wahr, so ist unter den ersten Ständen die Sittenverderbniß zu einer schauderhaften Größe gediehen. Dennoch aber giebt es in Frankfurt eine große Anzahl Männer, deren Ruf über alle Verläumdung erhaben ist, und deren Wandel sich durch eine Tadellosigkeit auszeichnet, die als Muster für ihre Zeitgenossen aufgestellt werden kann; Männer, deren Name nur mit Ehrfurcht genannt wird, und denen nur ein Wirkungskreis in einem großen Staate fehlet, um durch ihre Tugenden sich Unsterblichkeit zu erringen. Auch bin ich es der Wehrheit schuldig zu erwähnen, daß das zweite Geschlecht sich in dem Rufe, die Pflichten der Gattinnen und Hausmütter musterhaft zu erfüllen, zu behaupten weiß; daher sollen die guten Ehen in Frankfurt nicht so selten seyn,

wie man bei den lokkern Sitten der Männer wohl vermuthen könnte.

Die Vergnügungen sind bei einem so reichen und lebenslustigen Völkchen, wie die Frankfurter, ein Gegenstand von Wichtigkeit, ich kann daher nicht umhin, Dir etwas darüber zu sagen. Wird es gleich nichts Vollständiges seyn, da mein Aufenthalt in Frankfurt nicht in die Zeiten des Jubels, in die Messen oder im Winter traf, so denke ich doch mich hinreichend mit den Unterhaltungen und Zeitkürzungen in dieser Freistadt bekannt gemacht zu haben, um Dir wenigstens einigermaßen einen Abriß davon geben zu können. Mit dem Schauspiel will ich den Anfang machen.

Die frankfurter Schaubühne hat sich seit vielen Jahren einen gewissen Ruf erworben, und stehet in der öffentlichen Meinung in Deutschland genug in Ansehen, um gleich nach der wiener und berliner, und in einen Rang mit der münchner, dresdner und hamburgen Bühne gestellt zu werden. Diesen guten Ruf hat das frankfurter Theater in früherer Zeit wirklich verdienet, es ist aber in Hinsicht seines künstlerischen Zustandes nicht mit der Zeit fortgeschritten, und stehet daher, wie wohl es noch immer unter die besseren zu rechnen ist, weit hinter den erstgenannten zurük, wie wenig dieses auch die Frankfurter Wort haben wollen. Es fehlet nicht an einzelnen guten Schauspielern, aber sie machen kein Ganzes aus, das mit verein-

ten Kräften nach dem Ziele der Vollendung strebet, sondern jeder verfolgt einzeln für sich seinen Weg, was natürlich die Folge hat, daß keine vollständig gelungene Darstellungen Statt finden können. Der Mangel an Wetteifer und Begeisterung für die Kunst ist auffallend sichtbar, und mehrere Schauspieler, denen man das erforderliche Talent nicht absprechen kann, behandeln ihre Rollen nur als eine lästige Frohnarbeit, bei deren Leistung sie nicht selten alle dem Publikum schuldige Achtung aus den Augen sezzen. Wahrscheinlich kömmt dieß daher, weil das Theater nicht unter Aufsicht einer öffentlichen Behörde gestellt ist, ein von Aktionärs abhängiger Direktor aber, der keinen obrigkeitlichen Rükhalt hat, kann, auch mit dem besten Willen, keine durchgreifende Maaßregeln gegen dergleichen Unfug nehmen. Uebrigens giebt die allgemeine Stimme dem Direktor Herren Ihle das Zeugniß einer großen Sachkenntniß und vieler Brauchbarkeit für sein Fach.

Was das Technische der Bühne betrifft, so ist Manches zwar gut, Einiges sogar vortrefflich, das Mehreste aber doch mittelmäßig und den Forderungen, die Kunstfreunde billiger Weise machen können, nicht entsprechend. Die Garderobe ist, wenn gleich nicht so reich, wie die Hamburger, doch immer sehr anständig und dem Umfange des Ganzen anpassend. Von den Scenereien hat man von jeher viel Rühmens gemacht, mir scheinen sie sich nicht

über das Mittelmäßige zu erheben. Die Maschinerien und Verwandlungen gehen zuweilen ziemlich lahm vor sich, und ich habe selten eine Vorstellung beigewohnt, in der nicht eine oder die andere Störung vorgefallen wäre. Die Glanzparthie dieses Theaters ist das Orchester, das vortrefflich besezt und musterhaft dirigiret wird. Die Vorliebe des Publikums ist auch entschieden für die Oper, die das deklamirende Schauspiel beinahe ganz von der Bühne verdrängt. Dennoch hat man, zwar recht gute, aber keine ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen.

In finanzieller Hinsicht ist diese Bühne vor vielen andern begünstigt. Ein wohlhabendes Publikum von beinahe 50,000 Köpfen, welches in einem hohen Grade schaulustig ist, reicht wohl schon allein zur Unterhaltung eines guten Theaters hin, außerdem aber besuchen die Bewohner der benachbarten Städte, Offenbach, Hanau, Homburg u. a. m. sehr häufig das frankfurter Theater, und endlich füllen die beiden Messen, in denen die Plätze um ein Fünftel erhöhet sind, die Theaterkasse nicht wenig. Der jährliche Ausgabe-Etat ist auf 100,000 Gulden festgesezt, und die Einnahme reicht überflüßig hin, ihn zu erfüllen; wäre aber das Haus größer, und wollte man sich entschließen, statt vier mal in der Woche, täglich zu spielen, so müßte ein bedeutender Ueberschuß der Einnahme bleiben.

Wegen des Spieles der Schauspieler, könnte

ich Dich auf das Morgenblatt verweisen, doch da dieses gewöhnlich sich nur auf einzelne Vorstellungen einläßt, so will ich Dir mit einigen Worten mein Urtheil darüber sagen.

Herr Werdi spielt Helden, Biedermänner und überhaupt die sogenannteu Kraftrollen. Unverkennbar ist sein Bestreben in den Geist seiner Rollen zu dringen, und dem Sinne des Dichters gemäß zu spielen. Seine Darstellungen sind daher auch größtentheils befriedigend, und wenn man sie nicht immer gelungen nennen kann, so ist es doch nur da der Fall, wo das Organ und die Körperkraft des Künstlers für den Umfang der Rolle unzureichend waren. Nachläßigkeiten im Spiel habe ich nie an ihm bemerkt.

Herr Weidner hat ein sehr gemischtes Rollenfach. Intriguanten, Bösewichter, Greise, gutmüthige Alte, mitunter aber auch Helden habe ich von ihm geben sehen. In Hinsicht seines Kunststudiums stehet er noch über Herr Werdi, im Betreff des körperlichen Talents aber weit unter ihm. Unter allen Nachahmern Ifflands scheint er mir der glüklichste zu seyn; ich habe ihn in einigen Momenten jenen Künstler bis zur höchsten Täuschung treu kopiren sehen, doch gehet er in seiner Nachahmung offenbar zu weit, und nimmt zuweilen auch das von Iffland an, was man in dem Spiele dieses Meisters wohl weggewünscht hätte. Sein Organ ist für den, der ihn nicht gewohnt ist, anfangs etwas widerlich.

Herr Heigel hat das Liebhaberfach und ist nicht ohne Verdienst. Zuweilen kam es mir jedoch vor, als ob er seine ihm eigenthümlichen Gefühle mit auf die Bühne bringt, und, von einem reizbaren Temperament bestimmt, sich ihnen wohl mehr überläßt, als es der darstellende Künstler sollte. Seine lispelnde Sprache ist nicht immer angenehm. Hiebei muß ich bemerken, daß ich noch auf keinem Theater so viele lispelnde und schnarrende Schauspieler angetroffen habe, wie hier; ohne zu übertreiben, glaube ich behaupten zu dürfen, daß über ein Drittel des Schauspielpersonales diesem Fehler unterworfen ist.

Herr Lux füllet das hochkomische Rollenfach auf eine sehr erfolgvolle Weise aus, und hat mir unter allen am mehresten Genüge geleistet. Wenn ich nicht irre, so ist er der Senior der Bühne. Die gute Schule des glänzenden Zeitpunkts, der vor zwanzig bis dreißig Jahren bei dem deutschen Theater Statt fand, spricht sich in den Darstellnngen dieses braven Künstlers aus.

Herr Urspruch Chevaliers, Kammerherren, Bösewichter u. dergl. ziemlich mittelmäßig.

Herr Hill, Herr Illenberger, Herr Krönner, großentheils für die Oper engagiret, sind sämmtlich im Gesange nicht übel, im Spiel aber gewöhnlich bis zum Unerträglichen ungelenkig. Wenn diese drei Schauspieler zuweilen zufällig ein Tableau machen, so muß man es vermeiden, auf

ihre Gesichter zu sehen, die sich ihrer ungeheuren Bakkenbärte wegen, wirklich gräßlich ausnehmen. Man scheinet hier die Bakkenbärte gern zu sehen, die man sonst als Eselsbrükken, die eine fehlerhafte Mimik verdekken sollen, auf dem Theater nicht zu dulden pflegt.

Von den Schauspielerinnen nenne ich Dir zuerst Madame Vohs, die tragische Heldinnen mit Beifall giebt. Sie ist in der weimarischen Schule gebildet, und behandelt ihre Rollen mit Einsicht und Gewandheit. Aufrichtig gestanden, kann ich der weimarischen Manier doch im Ganzen keinen Geschmak abgewinnen, und ich glaube, sie wird sich nicht lange auf unsern Theatern erhalten. So vielen Anschein auch die Theorie hat, so selten ist sie in der Praxis anwendbar, und wohl nur Künstler des ersten Ranges können sich zum Idealen emporschwingen; bei Schauspielern gewöhnlichen Schlages, wird jene Manier nur zu leicht Karrikatur. Doch bitte ich Dich, hievon keine Anwendung auf Madame Vohs zu machen, vielmehr hat diese mich mit einigen gelungenen Darstellungen erfreut.

Frau von Busch macht zweite Liebhaberinnen, Soubretten, naive Mädchen, junge, zärtliche Frauen, auch zuweilen Beinkleider-Rollen. Sie hat eine angenehme Figur und recht viel Talent, doch findet in ihrem Spiel zuweilen eine Lauheit Statt, die ich mit ihrer Kunstfähigkeit nicht zu reimen weiß. Man sagt, sie habe, ohne Veranlassung dazu zu

geben, oft Verdrüßlichkeiten bei dem Theater; vielleicht wirkt dieses auf ihr Spiel zurük.

Madame Heinemann. Klatschhafte, alte Weiber, zärtliche Mütter und Anstandsdamen, sind ihr Fach, dem sie in den wenigsten Fällen gewachsen ist. Hat sie das Unglük, eine Anstandsdame machen zu müssen, so verdirbt sie durch ihr verfehltes Spiel die ganze Darstellung, und mehr als einmal habe ich, wenn sie eine solche Rolle darzustellen hatte, das ganze Publikum gleich bei ihrem ersten Auftreten in ein helles Gelächter ausbrechen sehen.

Demoiselle Isermann stellt naive Mädchen, Pagen, Gänschen mit getheiltem Beifalle dar. Sie ist noch jung und verspricht bei anhaltender Uebung, eine brauchbare Schauspielerin zu werden.

Madame Graff ist die Prima Donna der Oper. Sie kann sich, in Hinsicht des Umfanges ihrer Stimme, mit unsern ersten Sängerinnen, mit einer Schmalz, Schulz, Häser, Sessi, Milder-Hauptmann, nicht vergleichen, ihre Stimme ist aber biegsam und ihr Gesang angenehm.

Olles, Amberg uud Wagner, berechtigen sowohl in Spiel als Gesang zu guten Hoffnungen, wenn sie schon gegenwärtig noch nicht immer den Kenner befriedigen. Dieses wären so möglich alle der vorzüglicheren des sehr starken Schauspielpersonales, das, meiner Meinung nach, wenigstens um ein Drittel zu stark ist. Es ist eine Lieblingssünde der mehresten deutschen Schauspieldirektionen,

mit einem starken Personale prunken zu wollen, wobei weder die Kasse, noch die Kunst etwas gewinnet. Um wegen der Aufführung einiger Stükke nicht in Verlegenheit zu seyn, die eine Unzahl von Personen haben, und um in den Theaterkalendern mit einem langen Register aufgeführt zu stehen, überladet man sich mit einem Trosse von Pfuschern, schmälert die Einnahme und bindet sich die Hände, verdiente Künstler hinreichend zu belohnen. Auch in Frankfurt ist es der Fall; man hat mir mehrere Akteurs genannt, die nicht zwölf mal im Jahre auftreten, und also, besonders da sie in jeder Rükksicht zum Mittelgut gehören, im eigentlichsten Sinn ihr Brod mit Sünden essen. Doch das so auffallende Sinken der deutschen Schauspielkunst, macht eine durchgreifende Reform nöthig, wenn wir nicht damit gänzlich in eine bodenlose Erbärmlichkeit versinken wollen; kommt es dahin, so wird man sicher auch auf Abstellung dieses Unfugs Bedacht nehmen.

Das Casino ist ein sehr zwekmäßiges Mittel zur Unterhaltung und Zerstreuung der Frankfurter ersten Stände, und hat, wenn schon in mehreren großen Städten ähnliche Anstalten bestehen, doch in Hinsicht seiner Ausdehnung und der Auswahl seiner Gesellschaft, nicht leicht seines Gleichen in Deutschland. Beinahe jeder gebildete Reiche in Frankfurt ist ein Mitglied dieser Gesellschaft, daher die Anzahl derselben an 600 beträgt, und da man strenge auf beide genannte Eigenschaften bei der

Aufnahme neuer Mitglieder sieht, so sichert man dadurch eine gewisse Gleichheit im gesellschaftlichen Tone und eine Urbanität im Umgange, die nur eine Folge des Genusses großer Glüksgüter seyn kann. Ist es gleich in der Verfassungsurkunde des Casino nicht deutlich ausgesprochen, daß Reichthum ein Bedingniß bei der Aufnahme sey, so ist man doch darüber stillschweigend einverstanden, und ein wenig begüterter Vorgeschlagener würde bei dem Ballotiren sicher durchfallen. Man hat darüber, als über ein rohes, mit der Aufklärung unseres Zeitalters, im grellen Widerspruche stehendes Vorurtheil, die Frankfurter bitter getadelt, und ihnen den Geldstolz vorgeworfen, man hat aber die obwaltenden besondere örtlichen Umstände nicht berüksichtiget, und ist also ungerecht gewesen. Nach meiner Ansicht mußte man gerade so verfahren, um den beabsichtigten Zwek zu erreichen, und der Zwek war gut.

Die Frankfurter sind, wie ich schon früher erwähnet habe, und aus Ursachen, die zu ihrer Rechtfertigung vollkommen hinreichen, nicht gastfrei. Nun ist aber der Zufluß von vornehmen Fremden zu allen Zeiten ganz unglaublich groß, die, da hier kein Hof residiret, mit ihrer Zeit oft in Verlegenheit gerathen würden, wenn ihnen nicht durch das Casino ein Zufluchtsort eröffnet wäre, wo sie zu allen Tageszeiten eine ihnen angemessene Gesellschaft fänden. Hohes Spiel, Aeußerungen des Ahnen-

stolzes, denen nur das Gewicht eines großen Reichthums die Waage halten kann, und eine Geschliffenheit, die an Hofton grenzt, sind hier gewöhnliche Erscheinungen, daher ist der Mann aus dem Mittelstande, mit mäßigem Vermögen, daselbst nicht an seiner Stelle, und kann sich auch, wenn er Selbstgefühl besizt, ohnmöglich darin wohlbefinden. Mag man immerhin gegen die Achtung, die den Reichen ihres Reichthums wegen widerfähret, als gegen ein lächerliches Vorurtheil zu Felde ziehen, es bleibt doch wahr, das Bewußtseyn im Besizze großer Glüksgüter zu seyn, giebt dem Menschen, wenn er kein elender Tropf, oder ein Bösewicht ist, ein Gefühl von Unabhängigkeit, das auf sein Betragen zurük wirkt, und demselben eine Sicherheit und Würde mittheilet, die eine Würze des Umganges ist, und die dem weniger Bemittelten bei allen möglichen übrigen guten Eigenschaften dennoch stets abgehet.

Im Casino haben auch Frauenzimmer Zutritt, und für die Unterhaltung derer, die nicht spielen, oder in Stunden hinkommen, in denen es an Gesellschaft fehlt, ist durch eine sehr ausgedehnte Tageblätter- und Flugschriften-Lektüre gesorgt, die aus der Kasse der Gesellschaft angeschafft wird, und alle interessante Tagesneuigkeiten enthält. Es werden im Casino auch Bälle, Maskeraden, Konzerte und andere Unterhaltungen gegeben, die nur von den Mitgliedern und den besonders dazu eingela-

denen Fremden besucht werden dürfen. Jedem Mitgliede stehet es frei, einen Fremden einzuführen, für dessen Betragen er einstehet. Die Einführung eines Fremden ins Casino, gilt diesem für eine Empfehlung, als eines Mannes von Ton und Auszeichnung. Das Lokale des Casino ist in dem zweiten Stokke eines schönen Hauses auf dem Roßmarkt.

Außer dem Casino giebt es mehrere Vereine von 200, 100, und weniger Mitgliedern, deren Zwek gesellschaftliche Unterhaltung ist, und worin man mit vieler Bereitwilligkeit die Fremden einführet. Sie bestehen in so vielen Abstufungen, daß jeder Stand die für ihn passende Gesellschaft besizzet, und kein Fremder, wegen Ausfüllung seiner geschäftsfreien Stunden, verlegen seyn darf.

Als eine Merkwürdigkeit unter der Rubrike der Frankfurter Vergnügungen — denn einen höheren Zwek erreicht die Anstalt wohl kaum — muß ich der daselbst bestehenden jüdischen Freimaurerloge erwähnen, die meines Wissens die einzige in Deutschland ist. Jüdische Freimaurer sind wohl eigentlich ein Widerspruch, denn die Basis der ächten Freimaurerei, gründet sich ja auf die Idee des Christenthums; doch wir leben einmal in der Zeit der Widersprüche, und vielleicht trägt diese Sonderbarkeit dazu bei, die scharf gezogene Grenzlinie zwischen Christen und Juden zu vernichten.

Das frankfurter Publikum hat viel Sinn für Musik, daher nehmen die Konzerte einen ansehn-

lichen Rang unter den Vergnügungen desselben ein. Es vergehet kaum eine Woche, in der sich nicht ein oder der andere Tonkünstler in dem schönen Saale des rothen Hauses hören läßt, und hat er nur einigermaßen Ruf, so ist er eines starken Zuspruchs gewiß. Oft haben sogar zwei bis drei Konzerte in einer Woche Statt, und die Unternehmer freuen sich eines zahlreichen Besuches. Bei dieser Musikliebhaberei ist es sonderbar, daß, wie man mir versichert, die Abonnements- und Liebhaber-Konzerte in Frankfurt keinen Fortgang haben, und ihren Unternehmern beinahe beständig Schaden bringen; auch weiß man nichts von den an anderen Orten so beliebten Gartenkonzerten, die freilich in Hinsicht der Kunst wenig leisten, aber doch auch ihr Angenehmes haben.

Bälle habe ich, da mein Aufenthalt in den Sommer fiel, nicht beigewohnet, ich kann Dir daher nur vom Hörensagen berichten, daß die Frankfurter in dem Rufe stehen, schlecht zu tanzen, was mit der größeren Beweglichkeit, die man den Süddeutschen vor den Norddeutschen zuschreibt, im Widerspruche zu stehen scheinet, aber doch wohl wahr seyn muß, weil man es so allgemein behauptet. Unter den geringeren Ständen herrscht eine unbegrenzte Tanzwuth, die ich bei meinen kleinen Ausflügen auf die benachbarten Dörfer oft genug zu beobachten Gelegenheit gehabt habe; unter diesen Tanzenden vermißte ich aber die Gewandheit und den Anstand der Rheinländer ganz.

Die anmuthige Umgebungen Frankfurts, im Bezirk von etwa einer oder ein paar Stunden, geben den Einwohnern dieser Stadt Veranlassung, zum Genusse der freien Natur, dem sich Alles, besonders an Sonn- und Festtagen, beinahe ausschließlich, überläßt. Fällt an einem Sonntage schön Wetter ein, so ist die Stadt wie verödet, und vielleicht neun Zehntheile der ganzen Bevölkerung sind vor den Thoren. Wer eigenes Angespann hat, der fährt nach Hanau, Wilhelmsbad, Homburg oder Wiesbaden; wem dieses mangelt, oder wer die Kosten für den Wagen nicht daran wenden, oder auch sich nicht so weit von seiner wohlbesezten Tafel entfernen will, der macht Hausen, Bokenheim, Offenbach, oder Oberrad zum Ziel seines Weges; wer aber die Landlust ganz nahe haben will, der gehet nach dem, auf der linken Seite des Maines gelegenen Forsthause, wo sich ein angenehmer Wald und eine recht geschmakvolle, englische Anlage befinden. Hier ist eigentlich der größte Zusammenfluß von Spaziergängern, die sich zu Tausenden daselbst herum drehen, und doch im Ganzen mehr der Geselligkeit und der Neugierde, als der ländlichen Natur huldigen, deren Genuß die große Menschenzahl verkümmert. Um nach diesem Forsthause zu gelangen, muß man sich, wenn man nicht den weiteren Weg über Sachsenhausen wählet, über den Main übersezzen lassen. Dieses ist wohl die einzige Gelegenheit, die von den Frankfurtern,

und zwar nur gezwungen, zu einer Wasserfahrt benuzzet wird; im Uebrigen scheinen sie abgesagte Feinde vom Wasserfahren zu seyn, wozu ihnen doch der ansehnliche Strom mit seinen malerischen Ufern Veranlassung giebt. Ich habe nicht eine einzige Gondel, oder ein anderes anständig verziertes Fahrzeug auf dem Maine gesehen, und oft fiel mir in Gesellschaften der Abscheu auf, mit dem man von einer Wasserparthie sprach. Wahrscheinlich bringen die häufigen Unglüksfälle, die sich, durch die Ungeschiklichkeit der Schiffer veranlaßt, auf dem Maine zutragen sollen, diesen Widerwillen hervor. Von den andern, nahe bei Frankfurt gelegenen Lustörtern, zeichnet sich Hausen durch eine reizende, hochromantische Ansicht auf das Taunusgebirge, und Oberrad durch den Ueberblik auf die über alle Beschreibung anmuthige Landschaft des Mainthals, und auf die Stadt selbst aus. Viele reiche Bürger haben hier ihre Landhäuser, die mit Pracht und Geschmak verzieret, und mit den herrlichsten Gartenanlagen umgeben sind. Ueberhaupt dürfte nicht leicht eine deutsche Stadt, Hamburg vor der lezten Verwüstung nicht ausgenommen, sich mit Frankfurt hinsichts der Landhäuser messen können, auf die man daselbst große Kosten verwendet. Beinahe jedes nur einigermaßen wohlhabende Haus besizzet wenigstens eine Villa vor den Thoren, und halb Frankfurt wohnet während des Sommers außerhalb der Stadt.

Für einen gebildeten Reisenden, der Gelegenheit hat, Bekanntschaften zu machen, ist Frankfurt unstreitig ein sehr angenehmer Aufenthaltsort. Viele Familien von vornehmem, selbst vom höchsten Adel, haben diese Stadt für immer zu ihrem Wohnsiz gewählt, eine Menge berühmter Gelehrten und Künstler hält sich daselbst auf, ein großer Theil der Einwohner hat eine sorgfältige, oft selbst wissenschaftliche Bildung genossen, und zahllose Reisende, aus allen Weltgegenden, strömen ununterbrochen ab und zu. Politische Neuigkeiten werden daselbst durch die weitläuftigen Handelsverbindungen der Kaufleute früher und umständlicher, als in den Residenzen bekannt, der wissenschaftliche Verkehr wird durch eine Menge Buchhandlungen befördert, die Kunst findet zahlreiche Freunde und Unterstüzzer, und der Kunstliebhaber, wie der Freund der Wissenschaft, hat in den zahlreichen Kunst- und Büchersammlungen Gelegenheit, sich seiner Neigung gemäß zu unterrichten und zu beschäftigen. Da mein Aufenthalt nicht lange genug währte, um alles in diesen Fächern Bemerkenswerthe in Augenschein zu nehmen, so bitte ich Dich um Nachsicht, wenn ich Dir von diesen zum Theil so reichen Schäzzen, nur eine höchst oberflächliche Andeutung geben kann.

Die vereinigte Stadt- und Rathsbibliothek bestehet der Angabe nach aus 60,000 Bänden, wovon 20,000 durch die Aufhebung verschiedener Klöster erworben sind. Sie ist in Hinsicht der deutschen

Reichsgeschichte eine der reichhaltigsten, und würde für unsere Geschichtschreiber eine unerschöpfliche Fundgrube seyn, wenn es nicht an hinreichendem Plaz fehlte, um sie aufzustellen und gehörig zu ordnen. Ein Theil davon befindet sich auf dem Römer, ein anderer ist in den Gelässen der Bartholomäus- und der Dominikanerkirche untergebracht. Man beschäftigt sich gegenwärtig mit dem Plane, zur Erbauung eines Bibliothekgebäudes, und wie ich höre, will man den Plaz dazu an dem äußersten Ende der Stadt wählen. Dieses wäre, des weiten Weges halben, doch auch sehr unbequem, ich würde daher, wenn ich in dieser Sache zu rathen hätte, eines der vielen leer stehenden Kirchen oder Kloster-gebäude zum Gelaß der Büchersammlung in Vorschlag bringen. Diese massive, zum Theil feuerfeste Gebäude, die gegenwärtig als Waarenräume benuzt werden, eignen sich dazu am Besten, eines davon wäre sehr leicht, mit wenigen Kosten und in weniger Zeit zum Büchersaal eingerichtet, und ein Waarenschoppen läßt sich ja schneller bauen, als eine Bücherei, in der man ohnehin, der neuen Mauern wegen, die Bücher sobald noch nicht aufstellen könnte.

Unter den Seltenheiten dieser Büchersammlung merke ich eine ansehnliche Sammlung Inkunabeln an, deren Jouvel wohl eine im Jahr 1462 von Fust und Schöiffer auf Pergament gedrukte Bibel ist. Viele in der berühmten Egenolphusschen

Offizin zu Frankfurt gedrukte Bücher sind zwar nicht eigentlich Inkunabeln mehr, aber zur Geschichte der Vervollkommnung der Drukkerei merkwürdig. Mit Bewunderung bemerkt man darin den Fleiß, den man in jenen frühen Zeiten (zu Anfange des 16ten Jahrhunderts) auf typographische Schönheit wandte. Ein sauberer, mit Malereien verzierter, auf Baumwollenpapier geschriebener Alkoran ist gleichfalls sehenswerth, und nicht weniger sind es die Lettern von Ludolphs Aethiopischen Schriften. Ferner befinden sich eine Sammlung von 25 Foliobänden Original-Landcharten, und die vollständige Ausgabe des Herkulanums auf dieser Bibliothek. Doch ungleich merkwürdiger noch ist ein starker Band voll Original-Kupferstichen von Albrecht Dürer, worin die vollständigste Sammlung von den Arbeiten des großen Meisters in diesem Kunstzweige enthalten ist. Diese für jeden Kunstfreund unschäzbare Sammlung ist, wie die Jahrzahl des Einbandes besagt, bald nach des Künstlers Tode zusammen getragen, und von unbezweifelter Aechtheit. Einige Glasschränke voll Kunstsachen in Elfenbein und Holz sind nicht von Erheblichkeit, und des besondern Erwähnens kaum werth. Doch auch so etwas muß seyn, um die Neugierde derer zu befriedigen, die von den Bibliotheken nichts weiter, als die Bände ansehen. Endlich befindet sich noch eine Münzensammlung von 3500 Stük größtentheils römische Kaisermünzen; doch

sind auch griechische und einige seltene arabische Stükke darunter.

Die Bibliothek am St. Bartholomäi-Stift enthält viele seltene Handschriften, von denen mehrere ihrer sauberen Malereien wegen, merkwürdig sind, und eine große Menge Inkunabeln. Die Anzahl der Bände dieser Büchersammlung dürfte nicht über 15,000 steigen, und das Ganze, mit Ausnahme der Handschriften, nicht von erheblichem Werthe seyn, da ascetische und polemische Schriften die Mehrzahl davon ausmachen, auch aus Mangel an bestimmter Einnahme nichts Neues angeschafft wird. Von den Seltenheiten, die den Fremden gewöhnlich vorgezeigt werden, erwähne ich nur eines schön geschriebenen, mit vielen gemalten Buchstaben verzierten Evangelienbuchs aus dem 14ten Jahrhundert, dessen Dekkel seines Alterthums und seines Kunstwerths wegen Bewunderung verdienet. Der vordere Theil desselben ist von Elfenbein, mit vielen Figuren in halberhabener Arbeit geschnizt, und stellet das Innere einer Kirche vor, in der ein Priester Messe liest, und mehrere andere dabei minstriren. Die Arbeit ist uralt, und nicht ohne Geschmak; das Beachtenswertheste dabei ist aber die fremdartige Tracht der Priester, die durchaus von der gegenwärtigen Kirchenkleidung abweichet. Man schließet daraus, daß dieser Dekkel schon im 9ten Jahrhundert verfertiget sey.

Die Büchersammlung im Senkenbergischen Stift,

die gegen 9000 Bände zählet, und bedeutende Einkünfte zu ihrer Vermehrung besizzet, hat nur für den Arzt und für den Botaniker Interesse.

Privatbibliotheken sind in Frankfurt in großer Menge vorhanden, und machen eine Art von Luxus aus, ohne den nicht leicht ein reiches Haus bleibet, selbst wenn der Besizzer kein Eingeweiheter der Literatur ist. Daß es dabei an Prachtausgaben nicht fehle, kannst Du glauben. Ist je eine Eitelkeit verzeihlich, so ist es gewiß die, mit Büchersammlungen zu prunken, wenn man keinen Gebrauch davon macht; denn nicht nur erhält dadurch oft der unbemittelte Gelehrte Gelegenheit, sich ihrer zu bedienen, sondern es wird dadurch auch dem Buchhandel aufgeholfen, der, bei der beinahe allgemeinen Armuth unserer Gelehrten, ohne diese wohlthätige Eitelkeit der Reichen nicht bestehen könnte.

Die hiesigen, zum Theil ansehnlichen Buchhandlungen, werden Dir wenigstens dem Namen nach bekannt seyn; es sind deren, so viel ich weiß, vierzehn, unter denen aber einige bloße Sortimentshandlungen sind, und nur mäßige Geschäfte machen. Die in früheren Zeiten berühmte frankfurter Büchermesse hat längst ganz aufgehört, daher ist es wohl ein wenig sonderbar, wenn man auf den Katalogen noch immer findet: „Frankfurter und Leipziger Oster- oder Michaelismesse.“ Die berliner Buchhändler verlegen gewiß wenigstens sechsmal so viel Werke, wie die Frankfurter, und diese dürften sich,

in Hinsicht der Anzahl und des Umfanges ihrer Verlagswerke, auch nicht mit den hamburger und dresdner Verlegern messen können. Die alte Klage über die frankfurter Buchhändler, wegen des Vertriebes der Nachdrükke habe ich bestätiget gefunden, und bei einigen von ihnen große Vorräthe davon angetroffen. Die Brönnersche Buchhandlung zeichnet sich durch ein reich geschmüktes Lokale und durch ein sehr vollständiges Sortiment aus. Mit Vergnügen verweilte ich in der geschmakvollen Bücherhalle, die mit Prachtausgaben und Kunstsachen angefüllet war, und der nur eine andere Lage fehlte, um in der Art ein Sammelplaz der Literaturfreunde zu werden, wie es die Perthessche Buchhandlung in Hamburg, am Jungfernstieg, in den Vormittagsstunden ist.

Die Leihebibliotheken sind eine Partie honteuse der frankfurter Literatur, und stehen in Hinsicht ihres Inhalts weit hinter denen der kleinen sächsischen Landstädte zurük. Ich bin sie sämmtlich durchlaufen, und habe nicht nur einen gänzlichen Mangel an allen wissenschaftlichen Werken und an allen neuen Sachen aus dem Fache der schönen Wissenschaften darin gefunden, sondern auch bemerkt, daß sie aus dem schaalsten Auswurf werthloser Fabrikate und aus erbärmlichen, verstümmelten Nachdrükken bestehen. Die so höchst nöthige Aufsicht über dergleichen Anstalten von Seiten der Obrigkeit, wird wohl ewig ein frommer Wunsch bleiben!

Ein in dem untern Stok des Casinogebäudes befindliches Lesekabinet, das etwa 300 einheimische Mitglieder zählet, ist sehr anständig eingerichtet, und enthält außer den besten deutschen, englischen und französischen Zeitungen und Monatsschriften, auch alle einigermaßen interessante Flugschriften. Jedes Mitglied kann einen Fremden einführen, der einen Monat lang unentgeldlich, bei einem längeren Aufenthalt aber gegen einen mäßigen Beitrag, Theilnehmer dieses Lesezirkels werden kann. Das Lokale bestehet aus drei freundlich verzierten Zimmern, und ist von 9 Uhr des Morgens bis 9 Uhr des Abends geöffnet. Außer diesem bestehen noch mehrere Lesezirkel, die aber nicht von so ausgedehntem Umfange sind.

Das Museum ist auf Veranlassung des Großherzoges von Frankfurt gestiftet worden, und hat den Zwek, Gelehrten und Künstlern einen Vereinigungspunkt zu gewähren, wo sie ihre Arbeiten einander mittheilen und ihre Ansichten austauschen können, doch ist alles streng Wissenschaftliche ausgeschlossen, und nur, was im Bereich der schönen Künste liegt, oder doch daran grenzt, kann ein Gegenstand des Vortrages im Museum seyn. Die Mitglieder kommen gewöhnlich einmal des Monats zusammen, halten Vorlesungen, führen Musikstükke auf, und unterhalten sich über Kunstsachen, die zu dem Ende in dem Versammlungssaale aufgestellt werden. Während der drei Sommermonate wer-

den keine Sizzungen gehalten, weil um diese Zeit mehrere Mitglieder sich außerhalb der Stadt befinden, daher konnte ich nicht eingeführt werden, doch hatte ein Bekannter von mir die Gefälligkeit, mir das Lokale zu zeigen. Es ist in dem zweiten Stokke des englischen Hofes befindlich, und bestehet aus einem geräumigen Saale, der mit Kunstsachen beinahe überfüllt ist. Von neueren Arbeiten im Fach der bildenden Künste habe ich nichts Vorzügliches bemerkt; man klagt aber auch allgemein, daß darin jezt wenig in Frankfurt geleistet werde; an älteren Gemälden und Kupferstichen war einiges Vortreffliche, doch auch Manches, was der Stelle in einem Museo nicht würdig war. Ich habe bei dieser Gelegenheit aufs Neue eine Schwäche der Frankfurter bemerkt, die mir schon früher an einigen Orten aufgefallen war, nämlich Bilder von zweifelhaftem Werth, für Arbeiten großer Meister auszugeben. Die Namen Corregio, Titian, Rubens, van Dyk, sind ihnen so geläufig, als ob die Werke dieser Künstler auf jedem Markte feil ständen. Auch hier wurde mir ein Titian und ein Potter gezeigt, die wohl eben erst im Museo diese Taufe erhalten hatten. Dieses dienet nur dazu, die Verwirrung zu vermehren, die in Hinsicht der Autenticität so vieler Gemälde herrscht; dem Kenner ist es ein Aergerniß, und den Dilettanten leitet es auf Abwege. Ein paar schöne, altdeutsche Stükke in Dürers Manier, einige gute Honde-

koeters und ein Landschaftsgemälde, das ich für einen Schönberger halten würde, wenn es nicht einen andern Namen hätte, sind die hauptsächlichsten Schäzze der Sammlung; auch verdienet ein kräftig gemaltes Brustbild eines Mannes einer rühmlichen Erwähnung, das aber demohngeachtet kein Titian ist, wofür man es ausgiebt.

Unter den vielen Privatkunstsammlungen verdient wohl die des Herren Städel, ihres Reichthums wegen, die erste Stelle. Der hochbejahrte Besizzer derselben, ein Mann von vielem Geschmak, von großer Kunstkenntniß und von großem Vermögen, hat während der langen Dauer seines Lebens, an einem Gemäldekabinet gesammelt, das wohl manche fürstliche Sammlungen in Hinsicht des Werths übertreffen dürfte. Es bestehet ohngefähr aus drittehalb hundert Stükken, größtentheils von den berühmtesten niederländischen Meistern, und enthält viele vortreffliche Sachen. Ich will Dir einige davon nennen, die mir vorzüglich aufgefallen sind.

1. Eine Kartenspielende Bauerngesellschaft, von Teniers. Die gemeine, rohe Natur ist darin sehr wahr dargestellt, das niederländische Phlegma wird in den Gesichtern von dem Interesse am Spiel verdrängt, doch die ungelenken Körper behalten ihre plumpe Haltung, die sich selbst bei dem nicht verleugnet, der eine gezwungene Stellung annimmt, um sich nicht in die Karten sehen zu lassen.

Eine Landschaft, von Hugtenburg. Im Vorgrunde ist eine Gesellschaft Reisender zu Pferde, die durch einen Fluß gehen zu wollen scheinet. Eines von den Pferden, ein Schimmel, so schön, wie je Wouvermann einen gemalet hat, sträubet sich vor dem Wasser. Diese Landschaft ist sowohl wegen der sprechenden Wahrheit in der Haltung der Figuren, als wegen des vorzüglich guten Ausführung des Hintergrundes, schätzbar. Sie ist in der Abendbeleuchtung gemalt, und die fernen Berge sind mit einem bläulichen, ans Violette streifenden, durchsichtigen Dufte umlegt, der zwar bei dem ersten Anblik etwas zu grell gefärbt erscheinet, aber bei längerem Beschauen eine wirklich magische Wirkung macht. Die weißlichen, gebrochnen Wolken scheinen mir sehr gelungen zu seyn, weniger aber der Aether, der denn doch selbst für einen italischen Himmel zu blau ist.

3. Einen Landschaft von Wouvermann, ist keines von den Hauptstükken dieses Meisters. Die einförmige niederländische Gegend ist doch gar zu kahl, und scheinet beinahe absichtlich vernachläßiget, damit ein schöner Postzug von sechs Schimmeln, desto mehr in die Augen falle. Das Verdienst der Thiere dieses Malers kennest Du; es ist auch in diesem Stük bemerklich.

4. Eine Wäscherin, von A. von Ostade. Es ist eine kleine, leicht hingeworfene Skizze, die zwar durch ihre Niedlichkeit und Wahrheit gefällt, aber von Ostade Genie keinen Begriff giebt.

5. Saul, vor dem David die Harfe spielt, von Rembrand. Dieses Bild enthält die Eigenthümlichkeiten des Meisters in einem vorzüglichen Grade, und ist schon aus dem Grunde wichtig für den Kunstfreund; aber außerdem ist es auch ein vortreffliches Stük. Der Hintergrund ist beinahe ganz schwarz, das Kolorit höchst vernachläßiget und auch die Nebenfigur, der David, unbedeutend. Dagegen aber hat der von der bösen Laune beseelte Saul, einen furchtbaren, ergreifenden Ausdruk, ein dunkles, unheimliches Feuer flammt aus den Augen, und der Augenblik scheint nahe, in welchem er den mörderischen Spieß nach dem Knaben werfen wird. Uebrigens ist gar sehr gegen die Perspektive gefehlet, denn David stehet dem Saul nahe genug, daß er ihn mit der Hand erreichen kann.

6. Loth mit seinen beiden Töchtern, halbe Figuren in Lebensgröße, angeblich von Schalken. Es ist Schade, daß man bei dem Anblik dieses so gelungenen Stükkes, den Gedanken an die blutschänderische Gräuel, die den Inhalt desselben ausmachen, nicht los werden kann. Welch ein Frevel, welche Unnatur, einen von Wein und Wohllust erhizten Greis, zwischen seinen zwei manntollen Töchtern zu sehen, die ihm den berauschenden Trank einnöthigen und seine Sinnlichkeit zu entflammen bemühet sind! Aus diesem Grunde spricht die Darstellung widerlich an. Kann man aber es dahin bringen, die schmuzzige Sage zu vergessen, und

sich einen alten, aber rüstigen Jünger Epikurs zu denken, der im Begriff stehet, den Becher der Lust zu leeren, so wird man mit Vergnügen vor dem Gemälde verweilen, das mit Recht eine Zierde dieses Kabinets zu nennen ist. Der muntere, lebenslustige Greis siehet mit Liebe glühenden Blikken auf das schöne Mädchen, die ihm den Pokal reichet, und ihres Sieges über ihn gewiß zu seyn scheinet, indeß die andere Jungfrau sich mit sehnsüchtigem Verlangen an ihn dränget und einige Beschämung darüber ausdrükt, daß es ihrer Nebenbuhlerin besser, wie ihr gelingt, die Aufmerksamkeit des Alten zu fesseln. Die Gesichter sind alle drei von einer leichten Weinröthe angeflogen, die sehr gut zu der Scene passet.

7. Boas, wie er um Ruth wirbt, von Victor; acht Figuren in Lebensgröße. Ein bewundrungswürdiges Leben spricht aus allen Köpfen, sie scheinen alle beseelt zu seyn, und sind auf eine einsichtsvolle Art gruppiret. Schön ist die männliche Würde, in dem edelstolzen Gesichte und in der Haltung des Vaters ausgedrükt; die Lippen des Bräutigams fließen von Beredsamkeit über, und in den Zügen der Umstehenden drükt sich die redendste Theilnahme aus. Ein altes Mütterchen, das nach der Gruppe hinzuschleichen scheinet, und ein Knabe, der vor ihr hergehet, machen einen wunderschönen Kontrast aus; besonders ist die jugendliche Unschuld des Kindes hinreißend wahr ausgedrükt.

8. Rubens Bildniß, von ihm selbst gemalt. Ich habe schon mehrere Portraits dieses Künstlers gesehen, die er alle selbst gemalt haben soll, doch keines sieht dem andern ähnlich. Schöne ausdrukksvolle Köpfe waren es alle, aber die große Verschiedenheit derselben macht mir ihre Aechtheit zweifelhaft. Hier siehet Rubens sehr ernsthaft, beinahe finster aus, und ein langer Zwikkelbart giebt ihm ein fast wildes Ansehen. Ein anderes Stük, eine greise Matrone, ist auch von ihm, und soll eine seiner Frauen vorstellen, was mir unwahrscheinlich vorkommt; denn er lebte wohl nicht so lange, um seine lezte Frau in einem so hohen Alter zu sehen.

9. Ein weißes Pferd von demselben, hat sehr schöne einzelne Parthien, aber auch manche häßliche Verzeichnungen.

10. Christus macht einen Kranken gesund; vielleicht auch von Rubens. Der Körper des Kranken ist ein wahres Meisterstük von anatomischer Zeichnung, und sein Gesicht enthält den sprechendsten Ausdruk des, von der Erwartung der nahen Heilung niedergekämpften Schmerzes. Unübertreffbar ist der Späherblik eines auf Christus gerichteten Pharisäers ausgedrükt, und die mannigfaltige Abstufung der Theilnahme an der Handlung in den Zügen der Umstehenden, kann nicht schöner gedacht werden. Nur der gesundmachende Heiland ist gänzlich verfehlt und gehört nicht in dieses Tableau.

Wahrscheinlich ist es die Kopie irgend eines feisten Dominikaner-Priors, der freilich eine schöne, männliche Figur gehabt hat, die aber zu keinem Christusbilde paßte. Der wohlgenährte Körper ist zu unedel und zu rund für die erhabene Gestalt des Gottmenschen, und das üppige Gesicht zu sinnlich für den Lehrer der reinen, himmlischen Tugend. Selbst sein purpurfarbenes Gewand wird an dem Krankenbette anstößig, und beleidigt das Auge. Könnte man diese Figur aus dem Gemälde herausschneiden, so würde das Ganze gewinnen, denn die Einbildungskraft würde sich einen schiklicheren Christus hinzudenken, und das Bild könnte für vollkommen gelten.

11. Ein jüngstes Gericht, von Franz Frank. Dieser Lieblings-Gegenstand der altdeutschen und niederländischen Maler, bei dem sie gewöhnlich den ganzen Umfang ihrer Kunst zeigten, ist für die neueren eine schwere Aufgabe geworden, da sie sich nicht mehr so tief in das Gebiet des Gräßlichen wagen dürfen. Der Künstler hat bei dem gegenwärtigen Stük, die schauderhaften Scenen so viel wie möglich zu mildern gesucht, wodurch er hie und da eine possierliche Wirkung hervorgebracht hat. So stellt er unter andern einen Teufel, mit einer recht angenehmen Hautfarbe und einem wohlgeformten Körper, dar, dem hinten ein gewaltiger Wurm aus dem Leibe kriecht. Einige der Seligen sehen für eben Auferstehende denn doch ein wenig zu flei-

schicht, andere aber zu einfältig aus; es sind aber auch einzelne Köpfe von vortrefflichem Ausdruk darunter, und vorzüglich ist einer der Verdammten mit den Blikken der unaussprechlichsten Verzweiflung bewundrungswerth.

12. Eine Kreuztragung von demselben, spricht vornehmlich, durch den herzzerreißenden Schmerz des Christuskopfes, an.

13. Salomo empfängt die Königin von Arabien;

14. Salomo opfert fremden Göttern; beide von Frank. Das erstere Bild hat wenig Anziehendes, das andere dürfte das gelungenste Werk des genannten Meisters in dieser Sammlung seyn. Der Harem des alten Gözzendieners weiset eine Menge höchst reizender Gesichter auf, die die Thorheit des weisen Königes entschuldigen. Der blasse, faltenvolle Greis kontrastiret sehr gut mit den zarten Blüthen des Orients, von denen umgeben er vor dem Gözzenbilde kniet.

15. Ein Sakpfeifenspieler von van Dyk; in halber Figur. Ein herrliches Stük, das die frohe, selige Selbstvergessenheit des harmlosen Menschen unnachahmlich wahr darstellt. Man wird ungeduldig auf einen Ton dieses lustigen Spielmanns, der nicht anders als munter klingen kann, und unwillkührlich hebt sich der Fuß zum Tanz bei dem Anblik des Glüklichen, dem sein Dudelsak der Inbegriff aller seiner Wünsche zu seyn scheinet.

16. Die Maria mit dem Jesuskinde, von dem-

selben. Die innigste Mutterliebe glänzt von seinem, holden Gesichte der jugendlichen Mutter, die auf den lieblichen Knaben herabblikt, der auf ihrem Schooße ruhet. Das Kolorit ist, wie immer bei van Dycks Stükken, ganz vorzüglich schön.

17. Franz Franks Bildniß, von ihm selbst gemalt, in beinahe kolossaler Größe. Nicht den Malerpinsel, sondern den Kommandostab, das Herrscherschwerd, oder Zevs zermalmenden Donnerkeil sollte der Mann in den Händen haben, der diesem Bilde ähnlich sah. Welche Hoheit thronet auf dieser, von sparsamen grauem Haar umkränzten Stirne, welche erschütternde Kraft drükken diese Züge aus, und welch ein ruhiges, doch gewaltiges Feuer flammt aus diesen Augen! Ich werde beinahe ängstlich vor dieser Gestalt, der die Herrschaft über die Geister zu gebühren scheinet, und deren königlicher Blik Huldigung fordert. So konnte wohl der Mann nicht aussehen, der den lächerlichen Teufel im jüngsten Gericht malte; sicher ist es ein Ideal und nicht des Malers Bild.

Ich könnte Dir noch viel Schönes nennen, was ich von Rubens, Berkhem, Steen, Denner, Schalken, Brakenburg und andern namhaften Künstlern in dieser Sammlung gesehen habe, doch mein Brief ist schon zu einer ansehnlichen Dikke angewachsen, und ich habe Dir noch vieles zu melden. Du wirst aber schon nach den bemerkten Stükken beurtheilen können, welche

Schäzze hier beisammen sind. Der patriotische Besizzer, der keine nahen Anverwandten hat, ist entschlossen, seine reiche Kunstsammlung seiner Vaterstadt zum öffentlichen Gebrauch zu hinterlassen *).

Die Sammlung des Doktor Grambs, enthält auch einige vortreffliche Gemälde, vorzüglich aber viele Kupferstiche, Landcharten und Handzeichnungen, unter welchen leztern viele von berühmten Meistern befindlich sind **).

Herr Geheime Legationsrath von Gerning, besizzet eine sehr große und wohlgeordnete Insekten-Sammlung, die vorzüglich im Fache der Schmetterlinge eine der vollständigsten ist. Von lezteren sind an 50,000 Exemplare vorhanden, und mehrere da-

---

*) Der würdige Greis hat seine rühmliche Laufbahn bereits vollendet, und nicht nur seine Gemälde und Kupferstich-Sammlung, sondern auch sein ganzes, beinahe anderthalb Millionen Gulden betragendes Vermögen, der Stadt zu Errichtung eines Museums und eines Kunst-Instituts vermacht. Junge Künstler werden darin gebildet, und dann auf Reisen geschikt, um sich zu vervollkommnen. Die Bildergalerie wird noch durch Ankauf vermehret, und stehet Einheimischen und Fremden unentgeldlich offen. Diese gemeinnüzzige Verfügung über sein Vermögen bringt sichrer, wie Marmor und Erz, Städels hochverehrten Namen auf die Nachwelt.

**) Sie wird von dem Städelschen Kapital für die Stadt angekauft.

von sind dem Herrn Besizzer von der verstorbenen Königin von Neapel, die ihn kannte und schäzte, und um seine Liebhaberei wußte, überschikt worden. Es heißt, daß diese Insekten-Sammlung nach Wien verkauft werden soll. Außerdem besizzet Herr von Gerning noch eine sehenswerthe Sammlung von frankfurter Münzen.

Eine Sammlung von Kupferstichen, die ein Senator Wallacher besessen hat, habe ich nicht gesehen, erwähne ihrer aber wegen ihrer ungewöhnlichen Stärke, die in Deutschland kaum ihres Gleichen haben soll, denn man giebt die Zahl der einzelnen Blätter auf 199,000 Stük an. Ich würde Dich ermüden, wenn ich Dir alle die Kunstsammlungen aufzählen sollte, die hier anzutreffen sind, und den Besuch von Liebhabern verdienen. Viele kostbare Stükke befinden sich seit mehreren Menschenaltern in einer und derselben Familie, und tragen dazu bei, den Kunstsinn zu erhalten, der die Frankfurter so rühmlich auszeichnet.

Darmstadt machte mit seinen breiten Straßen und geschmakvollen Häusern anfangs einen angenehmen Eindruk auf mich, der sich aber bald verlor, da ich die Lebhaftigkeit in den Häusern und auf den Straßen vermißte, an die ich in Frankfurt gewöhnt war. Zwar ist die Stadt mit Soldaten angefüllt, und es finden gegenwärtig immerwährende Durchmärsche von russischen Truppen Statt, aber das reicht nicht hin, den heitern Anblik zu er-

fezzen, den eine Handelsstadt durch den regen Bienenfleiß ihrer Bewohner hervorbringt. Darmstadt dürfte mit seinen weitläuftigen Vorstädten, die Größe von Frankfurt haben, und enthält ohngefähr 14,000 Einwohner, also kann dem, der aus jener Stadt hieher kommt, die hier herrschende Stille nicht gefallen. Die eigentliche alte Stadt ist klein, finster und unansehnlich, aber um diese sind eine Menge neuer Straßen angelegt, in denen viele schöne Häuser, theils schon fertig und bewohnet, theils noch im Bau begriffen sind, und bald wird diese Residenz zu den schönen Städten Deutschlands gerechnet werden können.

Ich war darauf vorbereitet, in den Großherzoglichen Kunstsammlungen recht viel Schönes zu finden, aber meine Erwartung wurde bei weitem übertroffen, von der Menge der kostbaren und seltenen Sachen, die in dem hiesigen Museo angehäuft sind. Die Gemälde-Sammlung allein nimmt fünf Säle ein, die aber nicht hinreichen, alle Bilder zu fassen, denn viele stehen noch unaufgehängt. Unter dem vielen Herrlichen, was darin enthalten ist, haben mich folgende Stükke vorzüglich angesprochen.

Im ersten Zimmer.

1. Ein Käsekrämer, von Fiedler. Der Mann vom Gewerbe, wiegt mit einer musterhaften Geflissenheit eben ein Stük Käse ab; man siehet es ihm an, daß er keinen Gran zu viel geben wird,

denn seine Seele liegt in seinen Augen, die fest auf die Waagschale gerichtet sind. Vor ihm steht ein altes Mütterchen, die um einen Häring handelt; ihm zur Seite siehet man Häringe, Austern und Käse.

2. Eine Obsthändlerin, mit allen Gattungen von Obst umgeben, im Begriff, einem Mädchen Pflaumen in die Schürze zu schütten.

3. Eine Gemüsehändlerin, mit der ein Mädchen um Gemüse handelt.

4. Eine Blumenhändlerin, vor der eine Jungfrau stehet, die an einen Blumenstraus riechet. Die drei lezten Bilder ebenfalls von Fiedler.

Dergleichen aus der gemeinen Natur genommenen Gegenstände, sind in der Regel meine Liebhaberei nicht; wenn jedoch diese vier Gemälde lange meine Aufmerksamkeit fesselten, so war ihre hohe Vortrefflichkeit die Ursache davon. Der Künstler hat nicht nur die Natur richtig aufgefaßt und treu wiedergegeben, sondern er hat sie auch veredelt, und dadurch für die an sich unbedeutenden Gegenstände ein hohes Interesse erregt.

5. Ein Blumenstük, von Philipp Kalf. Die einsichtsvolle Auswahl der Farben und eine geschmakvolle Anordnung zeichnen dieses niedliche Stük aus.

6. Eine heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde unter einem Apfelbaume, dem Kinde einen Apfel darreichend; angeblich von Lukas Kranach.

So viel ich davon urtheilen kann, ist dieses Bild nicht von dem genannten Meister, denn die Zeichnung verräth eine andere Manier, besonders eine größere Leichtigkeit, als man gewöhnlich in Kr a= nachs Stükken findet. Es ist aber ein schönes Bild, an dem die hohe Lieblichkeit der Jesusmutter entzükt.

7. Eine Mutter, die ihr Kind säuget, von demselben. Mutter und Kind sind zarte, edle Gestalten; nur wer Gatten= und Vaterfreuden gekannt und genossen hat, konnte eine solche Fülle von Anmuth auf diesen Gegenstand übertragen.

8. Ein studirender Kardinal, in dessen Zimmer eine Phasanenglukke mit Küchlein, auf die ein Löwe zugehet. Der Meister ist mir unbekannt, und die Allegorie mir nicht ganz deutlich. Das Bild gefällt seiner fleißigen Ausführnng wegen.

9. Eine Beschneidung, von H e i n r i c h G o l= z i u s. Der Künstler hat sich die größte Mühe gegeben, den unästhetischen Gegenstand mit einer, ich möchte sagen, ekelhaften Treue darzustellen; die Wirkung, die das Gemälde hervorbringt, kann also nur komisch seyn. Man muß den großen Fleiß bedauern, den der Meister auf diesen, der künstlerischen Darstellung so unfähigen Vorwurf verschwendet hat.

Im zweiten Zimmer.

1. Diana mit ihren Nymphen badend; von einem neueren, mir unbekannten Meister. Die

Göttin scheint erzürnet und drohet einer Nymphe, die einen Schleier hält; die Gescholtene flehet und zwei andere äußern ihre Schadenfreude darüber. Die Figuren haben einen lebendigen Ausdruk und sind mit großer Zartheit behandelt.

2. Die Verspottung Christi, von Seekatz. Nicht ohne Mitleid kann man die sanfte Hingebung, die rührende Geduld des Erlösers, nicht ohne Grimm den giftigen Hohn in den Gesichtern der Juden sehen. Der Eindruk, den dieses gelungene Bild macht, wird durch ein paar Nebenfiguren gestöret, die mit dem Hauptgegenstande in keinem Bezuge stehen. Es sind ein kleiner Knabe, der ein noch kleineres Mädchen auf einen weißen Hund sezzet. Die beiden Kinder schaden der Wirkung des Ganzen um so mehr, da sie unaussprechlich lieblich sind.

3. Eine Kreuzigung, von demselben Meister. Ein kräftiges Stük voll ergreifender Wahrheit.

4. Die Gesundmachung Jairis Töchterleins, von Schmidt aus Darmstadt. Das gramvolle Gesicht des alten Vaters, die klagende Miene des kranken Mädchens und der tröstende, segenvolle Blik des Heilandes sind hinreißend wahr ausgedrükt, und sprechend ist die theilnehmende Erwartung in den Gesichtern der Nebenfiguren dargestellt. Dieses Stük erwirbt seinem Meister den Rang unter den vorzüglichsten neueren deutschen Künstlern.

5. Magdalena, von Le Brun. Dieses Bild

ist mit beinahe Rembrandschen Schatten gemalet, und hat überdem sehr gedunkelt. Das Gesicht der Büßenden ist sehr schön; ich sehe die Thränen fließen, aber ich werde von dem Schmerz der schönen Sünderin nicht so ergriffen, wie es bei Corregios und Guido Renis Magdalenen der Fall ist: woher dieses? Bei den mehresten Gemälden aus der französischen Schule, die ich noch gesehen habe, bemerkte ich einen ähnlichen Mangel an Eindruk bei mir, und ich glaube, die Ursache davon ist folgende. Die Franzosen sind unter allen gebildeten Völkern die ärmsten an Phantasie, daher sind ihre Kunstwerke nur immer Erzeugnisse des berechnenden Verstandes, sie können also auch nie das Gemüth recht innig ansprechen. Der Italier hat eine warme, kräftige Einbildungskraft, die ihm den Gegenstand, den er malen will, klar und lebendig vor die Seele führet, und er trägt die Schöpfung seines erglühten Gemüths mit dem Feuer, wodurch sie bei ihm entstand, auf die Leinwand über. Der Franzose dagegen gehet mit kalter Ueberlegung zu Werke; er kennet und übt die Regeln der Kunst, aber sein Gefühl erhebt sich nie bis zur Begeisterung, daher sehen wir in seinen Werken nur immer die Kunst, die uns täuschen will, und bleiben kalt. Le Bruns Magdalena ringt die Hände, die von Corregio und Guido Reni liegen ruhig über ihren Schmerz brütend da; dieß beweiset, wie sehr der Franzose sich gedrungen fühlet, alles herbei zu ziehen, um die

beabsichtigte Wirkung hervor zu bringen, dagegen die Italier, des Effekts gewiß, alle Kunstgriffe verschmähen, das Gefühl zu bestechen. Meine Ansicht von diesem Bilde, das eines von den Hauptstükken des berühmten Meisters ist, erhält vielleicht nicht die Beistimmung der Kenner, doch das kann mich nicht vermögen, gegen meine Empfindung zu sprechen.

Im dritten Zimmer.

1. Ein Opferfest aus der Ileade, von Pousin. Es ist dieses eine sehr reiche Komposition; auch sind die Figuren ihrer edeln Haltung, und die Köpfe des hohen, sprechenden Ausdruks wegen, bewundrungswerth. Der Künstler hat den Moment gewählt, in welchem das tödtende Beil den weißen Opferstier trifft. Wegen der großen Menge der Figuren macht es einige Mühe, das Ganze so zu überblikken, daß man einen Total-Eindruk davon erhält.

2. Ein Bild von Brakenburg, welches ich eine lustige Wirthschaft nennen will; vielleicht hat es einen noch schlimmern Namen. Das den Niederländern eigene Talent im Auffassen der gemeinen, niedrigen Natur, bewähret sich auch in diesem Gemälde, das voll sprechender Wahrheit und unnachahmlich lebendig ausgeführet ist. Der Gegenstand ist eine Gesellschaft von Personen beiderlei Geschlechts, die theils mit Trinken beschäftiget sind, theils sich den Ausbrüchen roher Sinnlichkeit über-

lassen. Der Ausdruk der entflammten Begierde, der faunischen Lust und der schnödesten Frechheit, kann nicht treuer dargestellt werden, wie hier; die gemeine Sinnlichkeit liegt unverkennbar auf allen Gesichtern, und von der edleren Menschheit ist keine Spur vorhanden. Vor allen empörend ist der Anblik eines dikken Paares, das sich in der unanständigsten Stellung befindet. Ich möchte dem Künstler darüber, daß er den Beschauer in diese Lasterhöhle führet, keinen Vorwurf machen, da seine Absicht vielleicht war, Abscheu gegen die rohe Sinnlichkeit zu erregen. Das Mittel wäre freilich seltsam, aber durch den guten Zwek, wenn auch nicht in künstlerischer Hinsicht, entschuldiget.

3. Ein Greis und eine Jungfrau mit einem Todtenkopfe in der Hand, beide Figuren in Pelzen gekleidet, von Titian. Der Alte ist bemühet, die Jungfrau, deren Miene einen tiefen Gram ausspricht, zu trösten. Die Würde des Greises ist Ehrfurcht gebietend; die Ueberredung strömt von seiner Lippe. Der Vorzug dieses Bildes bestehet in einer ergreifenden Kraft des Ausdruks; ihr scheinet selbst die Anmuth aufgeopfert zu seyn, die sonst gewöhnlich bei Titian vorherrschend ist.

4. Christus, der vor zwei Jüngern das Brod bricht, von Rembrand. Der Christuskopf ist voll hoher, männlicher Schönheit, und gehört zu dem Vortrefflichsten, was ich von diesem Meister gesehen habe. Das Kolorit ist, wie gewöhnlich in Rembrands Bildern, etwas vernachläßiget.

5. Eine Schäferin, die sich mit einem Schäfer um einen Brief zerret, von Johann van der Lyß. Noch nie habe ich das muthwillige Lachen und den harmlosen Scherz so wahr ausgedrükt gesehen; man möchte mitlachen und Theil an dem munteren Spiele dieser holden Gestalten nehmen. Wer je in der dresdner Antikengalerie war, der wird durch dieses Gemälde sogleich an den dortigen, im siebenten Zimmer befindlichen lachenden Faun erinnert.

6. Ein alter Feldherr, von Domeniko Feti. Eine ehrwürdige Gestalt, von beinahe übermenschlicher Würde.

7. Alexander vor Diogenes, der in seiner Tonne sizzet, stehend, von einem unbekannten Meister. Der blühende Jüngling ist wohl sehr schön, aber kein Alexander, und Diogenes zu sanft und würdevoll für einen Cyniker.

8. Vier Figuren; ein Jüngling, ein Mädchen und zwei Weiber, von Lukas Jordano. Das Mädchen hält eine Schale, in der sie eine Frucht gebracht zu haben scheinet, die eine der Weiber in der Hand hält, und um die der Jüngling bittet. Stritte nicht das Kostüm dagegen, so würde ich dieses Gemälde für ein Urtheil des Paris halten. Es ist unstreitig ein Hauptstük Jordanos, und in Zeichnung, Ausdruk und Kolorirung gleich vollendet.

9. Eine Madonna, von Lukas van Leyden. Die eigene Manier, die die altdeutsche Schule bei

ihren Marienbildern so auffallend unterscheidet, etwas, das ich religiös nennen möchte, finde ich an dieser Madonna wieder, die mir als eine Verklärte, Flekkenlose, „die nicht fühlet, die nicht weinet," erscheinet. Die Manier dieses Malers gleichet der des Albrecht Dürers, dessen Zeitgenosse er auch war. Der seine Mutter liebkosende Jesusknabe ist das lieblichste Kind, welches je der Pinsel eines Niederländers geschaffen hat.

Ein großes Gemälde von Paul von Verona, hing an einem Fensterpfeiler, wodurch es so unvortheilhaft beleuchtet wurde, daß ich nichts Deutliches davon wahrnehmen konnte. Mir war dieses um so unangenehmer, da die Stükke dieses berühmten Meisters in Deutschland so selten sind.

Im vierten Zimmer.

1. Eine auf einem weißen Polster ruhende Venus, von Titian. Willst Du die Wohllust in ihrer reizendsten Gestalt, willst Du das höchste körperliche Schöne, in seiner ganzen, die Sinne entflammenden Anmuth sehen, so sieh diese Venus, deren vollendet üppige Gestalt auch in der Brust des lebenssatten Greises stürmische Gefühle erregen könnte. Wie sie da liegt in wohllüstigen Träumereien, in lüsterne Phantasien versunken, aus dem schwimmenden Aug' die Flammen sehnsüchtiger Lust strahlend und von glühendem Verlangen nach dem Genusse erfüllt! Aber welche vollendete Form, welch eine Wärme des Kolorits, welche Fülle

von Liebreiz sind in diesem Gemälde vereinigt; welche zauberische Schönheit gab der Meister dieser verführerischen Göttin! Ja, so schön mußte sie seyn, um den Apfel des Paris zu erhalten, so unwiderstehlich, um selbst den Kriegesgott fesseln zu können! so mußte sie sich der fromme Grieche denken, um die Wirkung ihrer Reize begreiflich zu finden.

2. Eine schlafende Venus auf einer karmosinsammetnen Dekke, die mit Rosen bestreuet ist, ruhend; auch von Titian. Es ist anziehend, diese beiden nakkenden Venusbilder, von einem Meister gemalt, von ungefähr gleicher Größe und nebeneinanderhängend vergleichen zu können. Bei der ersten wachenden Venus sahe man die Wohllust in der reizendsten Gestalt, die höchste Anmuth über den schönen Körper ausgegossen, und eine unendliche Zartheit des Fleisches. Bei der schlafenden, die nicht wie jene blond, sondern braun ist, bewundert man gleichfalls eine vollendete Schönheit, aber in einem ganz andern Styl. Der Körper weniger zart, aber mehr frisch und von lebendiger Wärme, ruhet in einer keuschen Lage auf dem reichen Polster, und in dem lieblichen Gesicht ist die harmlose Ruhe der glüklichen Unschuld ausgedrükt. Die Tugend selbst scheint die Rosen über dieses Lager ausgestreuet zu haben, um ihr holdestes Kind sanfter zu betten. Zu den Füßen der ersten stehet ein Liebesgott; hier müßte die Scham stehen. Man tritt vor diesem Bilde leiser auf, um den schönsten Schlummer, den je eine Venus schlief, nicht zu stören.

3. Ein schlafender Liebesgott, von Guido Reni. Der Schlaf ist freilich unübertreffbar wahr dargestellt, aber der pausbäkkichte Knabe ist denn doch für einen Amor zu wenig schön, und ich vermisse an dem fleischichten Körper ganz die Zartheit und die Lieblichkeit, die mich an Renis Engeln so oft entzükte; es ist eine wahre Rubensche Fleischmasse. Das Kolorit ist bereits sehr verblichen.

4. Adam und Eva auf ihrer Flucht aus dem Paradiese, in mehr als menschlicher Größe, von Schmidt. Der Künstler scheint die Antike gut studiret zu haben, und ich halte die beiden Körperformen für gelungen. Die Muskelkraft des Mannes kontrastiret gut mit den üppigen runden Formen des weiblichen Körpers; männliche und weibliche Schönheit sind vortrefflich unterschieden. Hätte mich der Maler zu Rath gezogen, so würde er der Eva keine dunkelblauen Augen gegeben haben; diese sind nur unter gewissen Umständen schön.

5. Ein heiliger Franz, dem ein Engel erscheinet, von Ludovico Caracci. Dieser Heilige, mit dem Blik voll unaussprechlicher Frömmigkeit, ist einer himmlischen Erscheinung wohl würdig; und dieser Engel kommt wirklich vom Urquell aller Schönheit, deren Abglanz von ihm zurükstrahlet; er ist hinreißend schön.

6. Ein Ecce Homo, vor dem eine Maria steht, auch von Ludoviko Caracci. Das blutige Gesicht des Erlösers hat einen hohen Ausdruk des,

mit Geduld getragenen Schmerzes; die Theilnahme der Maria ist unaussprechlich rührend.

7. Der Brand von Troja, von Peter von Kortona. Die Scene ist eine Halle des königlichen Pallastes, und der Moment der Darstellung der, wo der Priamus zu Boden geworfen und ermordet wird. Das Angstgeschrei des Alten, das Flehen der Jungfrau und die Wuth des Mordenden, sind mit einer furchtbaren Wahrheit ausgedrükt, und erfüllen die Seele des Beschauers mit Furcht und Schrekken. Ich vergesse, daß ich vor einem Kunstwerk stehe; ich sehe die Greuelthat wirklich vor sich gehen, und fühle mich vom Mitleid ergriffen. Der tiefe Eindruk, den dieß Kunstwerk macht, ist ein sicherer Beweis seines hohen Werthes. Der Meister hat wenig Sorgfalt auf das Kolorit gewendet, auch wollen Kritiker Fehler an der Zeichnung finden; aber es gehört die ganze Kälte eines vollendeten Kenners dazu, um bei der ergreifenden Wirkung, die das Ganze macht, ein Auge für die einzelnen Parthien zu haben. Das Bild ist aus dem Hakertschen Nachlaß erstanden. Welche Geldnoth muß in Berlin herrschen, daß man sich dieses Jouvel entgehen ließ!

Im fünften Zimmer.

1. Johannes in der Wüste, von Raphael. In göttlicher Schönheit sizt der nakte, blondgelokte Jüngling da, und zeigt mit aufgehobenem Finger zum Himmel. Ernst, beinahe Zorn, ist in seinen

Blikken, doch durch hohen Liebreiz gemildert. Ich möchte diese himmlische Gestalt lieber Apollo nennen, wenn nicht der Künstler selbst den Namen Johannes darüber gezeichnet hätte. Dieser blonde Lokkenkopf kann nicht predigen, diese zarte Hand sollte nur die Leier halten; nur der Liebe süße Laute dürfen von diesen anmuthigen Lippen tönen. Zwar ein hoher Ernst thronet auf seiner Stirne, doch der Zauber der Anmuth, mit dem die Engelschöne Gestalt umflossen ist, stehet damit im Widerspruch, und bald muß die Strenge schmelzen, die dem schönen Gesichte nicht natürlich ist. Dieß waren meine Gedanken bei dem Anschauen dieses unvergleichlichen Prachtstükkes, als ich meiner Empfindung wieder Herr wurde, deren sich die Bewunderung bemächtigt hatte, zu der mich die hohe Vollendung dieses Bildes hinriß.

2. Johannes, von Schedoni. Wenn man, nachdem man den Johannes von Raphael gesehen hat, noch den von Schedoni schön finden kann, so ist es wohl ein sicherer Beweis, von der Vortrefflichkeit des lezteren Bildes; und wirklich, es verlieret nichts durch Raphaels meisterhaftes Werk. Dieses Bild ist in allen Stükken so sehr der Gegensaz von jenem, als wenn sich die Künstler darüber verabredet hätten, aber demohngeachtet ist es unbeschreiblich schön. Schedonis Johannes ist braun, hat schlichtes Haar und eine holde, lächelnde Miene, die unwiderstehlich einnimmt.

Auch er ist viel zu jung und viel zu liebreizend, um einen Verkündiger des göttlichen Worts vorzustellen; ein Zauber von Anmuth umstrahlet den holden Jüngling, und so wie Raphaels Johannes das Ideal eines Apollo, so könnte dieser das eines Adonis seyn. Soll ich aufrichtig seyn, so muß ich gestehen, daß Schedonis Bild mich noch mehr anzog, wie das von Raphael. Ich glaube, ein Kenner würde, wenn es auf den Kunstwerth beider Stükke ankommt, anders entscheiden; auch bin ich nicht im Stande, den Grund meines größeren Gefallens an dem Schedonischen Gemälde anzugeben, aber was kümmert mich die Kennerschaft; ihr zu Liebe mag ich mein Gefühl nicht Lügen strafen.

3. Eine Thetis, von Lukas Jordano, würde mich zu jeder andern Zeit entzükt haben, denn es ist in seiner Art vortrefflich; doch jezt, da ich noch erfüllt von der Pracht jener beiden, ebenerwähnten Bilder war, machte es nur einen schwachen Eindruk auf mich. Eben so auch

4. Ein Heiliger, von Carlo Dolci, und

5. Ein Jüngling, von Philipp Facius.

Ich verließ diese reiche Galerie beinahe ermattet von dem Genusse so vieler Meisterwerke, und wandte einen einsamen Nachmittag an, um das Gesehene in meinem Gedächtniß zu ordnen, damit es eine bleibende Erinnerung in mir zurük läßt.

Die Kunstsammlung ist nicht weniger sehenswerth, und enthält viele schäzbare Sachen. Die

Gypsabgüsse der vorzüglichsten Antiken, sind in einer seltenen Vollständigkeit und von gelungener Arbeit vorhanden; aber auch außerdem einzelne vortrefflich nachgebildete Reste, zum Behuf des Studiums für angehende Künstler. Griechische, römische und altdeutsche Gebäude und Ruinen, auch neuere architikonische Werke in Kork und im Thon nachgebildet, sind in zahlreicher Menge da, und viele andere Sachen aus dem Gebiete der Kunst, deren Aufzählung ich, um Raum zu sparen, unterlassen muß, und nur bemerke, daß man, nachdem durch die französischen Kriege die Kunstschäzze am Rheine zerstreuet worden sind, vergeblich nach einer Sammlung von ähnlichem Reichthume im westlichen Deutschland suchen würde.

Die Naturaliensammlung, die auch in dem Schlosse aufbewahret wird, zeichnet sich sowohl durch eine musterhafte Ordnung, als durch ihre Reichhaltigkeit aus. Sowohl diese Sammlung, als auch das Kunstkabinet, ist durch ein Vermächtniß des Baron von Hübsch in Köln, der ein großer Kenner und eifriger Sammler war, bedeutend vermehrt worden.

Das hiesige Schauspielhaus ist zwekmäßiger eingerichtet, anständiger verzieret und, wie mich dünkt, auch größer, wie das Frankfurter. Es stehet, von allen Gebäuden ganz abgesondert, im Park, und hat ein weites Thor zum Eingange, daher die Zuschauer, bei einem etwanig entstehen-

den Feuer keine Gefahr zu fürchten haben. Das Schauspiel, vorzüglich aber die Oper, ist ein Lieblingsvergnügen des regierenden Großherzogs, der überhaupt ein großer Freund der schönen Künste ist, und wird von ihm mit fürstlicher Freigebigkeit unterstüzt. Dieses hat die glükliche Folge, daß man in Darmstadt Darstellungen von einer Vollendung siehet, wie man sie oft vergeblich auf den Bühnen der ersten Hauptstädte wünschet.

Von den übrigen Sehenswürdigkeiten, als dem sinnvoll angelegten, und wohlunterhaltenen Park, dem kunstvollen Exerzierhause und dem prunkvollen Kaisersaal schweige ich, da sie längst ausführlich beschrieben sind.

Ende des ersten Theils.

Mainz,
gedruckt bei F. Kurfferberg.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Unterzeichneter macht auf folgende empfehlenswerthe Bücher, die in seinem Verlage erschienen und auch in allen guten Buchhandlungen zu haben sind, aufmerksam:

St. Petersburg, ein Beitrag zur Geschichte unserer Zeit, in Briefen aus den Jahren 1810, 1811 und 1812. Von D.r Ch. Müller. Mit einem illuminirten Plane von St. Petersburg. 1814. gr. 8. Preis 2 Thlr. 16 ggr. oder 4 fl. 48 kr.

Ein vollständiges, im großen Style, doch ohnbeschadet der strengsten historischen Treue, entworfenes Gemälde jener nordischen Wunderstadt, bietet sich in diesem Buche dem Leser dar, der bei weitem mehr, als der bescheidene Titel verspricht, darin finden wird. Nicht nur eine möglichst ausführliche Beschreibung der interessanten Gegenstände der berühmten Residenz, sondern auch eine Charakteristik des russischen Volkes, des Hofes, des Militairs und der Staatsverfassung liefert der Verfasser, dessen Schrift jedem, der Rußland kennen lernen will, die deutlichste Anschauung davon giebt, aber auch Lesern, die blos unterhalten seyn wollen, durch die lebhafte Darstellung eine höchst anziehende Lektüre gewährt.

München unter König Maximilian Joseph I. Ein historischer Versuch zu Baierns rechter Würdigung. Von D.r C. Müller. 2 Theile. 8. 1816. Schreibp. 4 Thlr. 20 ggr. oder 8 fl. 24 kr. Druckpapier 3 Thl. 16 ggr. oder 6 fl. 24 kr.

Wer den in herrlicher Kraftfülle aufblühenden Baierischen Staat, die Sitten und Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner, und die an Kunstschätzen so reiche Residenz dieses Landes genau, der gegenwärtigen Beschaffenheit nach, kennen lernen will, dem gewähret dieses Werk eine so vollständige als deutliche Ansicht davon, ich verweise in dieser Hinsicht auf das, was der bekannte Herausgeber der Ueberlieferungen zur Geschichte der Zeit 1817. 24stes Heft von diesem Werke sagt. Außerdem eignet es sich durch seinen blühenden Vortrag und durch eine Menge neuer, angenehm erzählter Thatsachen und Bemerkungen zur Unterhaltung für jede Gattung von Lesern.

Der Rhein nach der Länge seines Laufs und der Beschaffenheit seines Strombettes, mit Beziehung auf dessen Schifffahrtsverhältnisse betrachtet. Ein Beitrag zur näheren Kunde der deutschen Elusschifffahrt, von J. F. Ockhart, Inspektor der Rheinschifffahrt. gr. 8. 1817. Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Diese Schrift giebt eine vollständige Darstellung der Beschaffenheit des für den deutschen Handel so wichtigen Rheinstromes, sowohl in Hinsicht seiner Lokalität, als auch im Betreff der Schifffahrtsverhältnisse, und bringt beherzigenswerthe Vorschläge zur Regulirung und Verbesserung derselben in Anregung. Sie füllet eine bis jetzt sehr fühlbare Lücke in der statistischen und Handels-Literatur aus, und ist jedem Handel- oder Schifffahrt-Treibenden unentbehrlich.

Geschichtliche Darstellung der frühern und spätern Gesetzgebung über Zölle und Handelsschifffahrt des Rheins, mit Rücksicht auf die Beschlüsse des Wiener Kongresses für die künftige Verwaltung dieses Stroms und seiner Nebenflüsse, von J. F. Ockhart, Mitglied der provisorischen Verwaltungs-Kommission und Inspektor der Rheinschifffahrt, 1818. Preis 1 Thlr. 16 ggr. oder 3 fl.

So wie die vorher angezeigte Schrift die örtlichen Verhältnisse der Rheinschifffahrt und was darauf Bezug hat, darstellet, so beschäftigt sich die gegenwärtige mit den geschichtlichen Thatsachen, die auf den Handel und die Schifffahrt des Rheines Einfluß haben, und liefert eine vollständige Uebersicht aller getroffenen gesetzlichen Maaßregeln im Betreff der Rheinschifffahrt, von den ältesten Zeiten ab, bis zu den Festsetzungen des Wiener Kongresses. Die gründlichen Sach- und historischen Kenntnisse des Verfassers bekunden sich in diesem Werke, das eine längst gewünschte Aufklärung über einen wichtigen Zweig des National-Interesses der Deutschen verbreitet.

F. Kupferberg in Mainz.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rauschnick, Gottfried Peter,

Malerische Ansichten und Bemerkungen, auf einer Reise durch Holland, die Rheinlande, Baden, die Schweiz und Würtemberg

Bd.: 1

Mainz 1818

Bamberg, Staatsbibliothek -- Geogr.it.o.43-d(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11448889-8